universität wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

Meinungsloses Meinen mittlerer Existenzen
Opportunismus in der österreichischen
Kultur- und Literaturgeschichte

verfasst von
Mag. Robert Weichinger

angestrebter akademischer Grad
Doktor der Philosophie (Dr. phil)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 092 317
Dissertationsgebiet lt. Studienblatt: Theater-, Film- und Medienwissenschaft
Betreut von: Univ.-Prof. Dr. Hilde Haider-Pregler

Inhalt

Einleitung 5

ERSTER TEIL: Die kulturhistorischen Voraussetzungen zur Herausbildung von Opportunismus

1.1. Ein Begriff mit pejorativer Bedeutung 9
1.2. Adaptiertes Gewissen 11
1.3. Der Opportunist im sozialen Kontext 12
1.4. Mit dem Aufstieg des Bürgertums zur gesellschaftlich bestimmenden Schicht wird auch Opportunismus zu einem ubiquitären Verhalten 14
Exkurs: Der Unaufrichtige und der Nimmermuss 14
1.4.1. Die sozialen und technologischen Umbrüche zu Beginn des 19. Jahrhunderts 16
1.5. Hintertüren, Hintertreppen und die Halbheit des Österreichers 24
1.6. Die Instabilität des Kleinbürgertums 27
1.6.1. Kulturelle Praxis 29
1.6.2. „Die Spießer sterben differenziert" 31
1.6.3. Zur ‚Rechts-Drift' im Kleinbürgertum 33
1.7. Isolationsfurcht und Common Sense 38
1.7.1. Pluralistische Ignoranz 41
1.7.2. Der passive Mitläufer 43
1.8. Zur Ambiguität des Österreichers 46
1.8.1. Die Abschaffung der Demokratie – Österreich wird autoritär regiert 52
1.8.2. Aus Österreich wird Ostmark und die halbherzige Entnazifizierung nach der Befreiung 55
1.8.3. Die österreichische Variante der Konfliktminimierung in der Zweiten Republik 59
1.8.4. Schein und Wirklichkeit und die ‚überforderte' österreichische Seele 64
1.8.5. Globale Rezession 67
1.8.6. Von der verdrängten zur ignorierten Geschichte 69

ZWEITER TEIL: Textanalyse – Opportunismus in Schriften des Vormärz bis zur Gegenwart

2.1. Nadlers: The secret spies of Vienna – Charles Sealsfield's Essay *Austria as it is* 77
2.2. „Wenn ich nur was davon hätt'" – *Staberl* darf nicht wie er will 83
2.3. „Das fehlende Teil vom großen Brotlaib" – Zum Opportunismus der Lustigen Figur im Wiener Volkstheater 86
2.4. Das Brett des Schiffbrüchigen: „Andere hinunterstoßen oder selbst untergehen" – Johann Nestroys *Der Talisman* 88
2.5. Zwischen Aufstand gegen die Bevormundung und einem ‚Gespenst namens Reaktion' – Johann Nestroys *Lady und Schneider* 94

2.5.1. Anmerkungen zum Scheitern der bürgerlichen Revolution von 1848 95
2.5.2. ‚Wo von gestern auf heut Hunderttausend umgesattelt haben' – Nestroys satirische Bemerkungen zum Nachmärz 99
2.5.3 ‚Reactionsknödel eines schwankenden Rohrs' – Zur Rezeptionsgeschichte von *Lady und Schneider* 100
2.5.4. ‚Sie müssen mich noch wo an die Spitze stellen' – Ein Schneider versucht sich als Homo politicus 103
2.6. „Zu gut für die Höll, zu schlecht für den Himmel"– Spießer und Opportunist im Werk Ödön von Horváths 119
2.6.1. Der Druck der Anpassung 119
2.6.2. Prototyp des Mitläufers 121
2.6.3. Wenn die Wirtschaftskrise über die Menschen verhängt ist – Desillusionierung, Zynismus, Opportunismus 124
2.6.4. Beiträge zur Biologie des Spießers 131
2.6.5. Politische Spießer am Ende der Weimarer Republik..... 136
2.6.6. Die Absolutheit der Welt innerhalb der eigenen Grenzen – Der apolitische Spießer 141
2.6.7. Moralischer Tiefstand 147
2.7. Bürokratismus, Halbheit und die Bereitschaft zur Nachgiebigkeit - Jura Soyfers Abgesang auf die Sozialdemokratie in der Ersten Republik 154
2.7.1. „Und so blieben sie auch diesmal auf ihren Stühlen" – Welche Folgen hatte das Versagen der SDAP?..... 155
2.7.2. „Gefreuts euch, Bagage"– *Zehetner* nimmt Merz'/Qualtingers *Herrn Karl* vorweg 159
2.8. „Lächelnd über seine Bestatter": *Der Herr Karl* – Merz/Qualtinger personifizieren die österreichische Seele 161
2.8.1. Vom Kulturskandal zum Klassiker 162
2.8.2. Reiben an der Gemeinheit 164
2.8.3. *Der Herr Karl* – ein gemeiner und gemeingefährlicher Biedermann 166
2.8.4. Der Lebenslauf eines armen Teufels 167
2.8.5. Warum Der Herr Karl nicht untergehen kann 171
2.9. Die hartnäckige Dauer des Nazisyndroms, aber auch eine Versuchsanordnung über Spielarten des Eros – Gerhard Fritschs *Fasching* 173
2.9.1. Der Damen-Imitator gegen die ‚Pflichterfüller'..... 173
2.9.2. Wenn Texte das schlechte Gewissen treffen 177
2.9.3. *Felix Golub:* Ein Opportunist oder die einzige Person mit Courage im kleinstädtischen Circulus vitiosus? 179
2.9.4. Männer als Fräulein, Frauen als Dominas 183
2.10. „Geborene Duckmäuser"– Thomas Bernhards Opportunisten-Schelte in *Alte Meister* 185
2.10.1. „Lauter Nazis" 186
2.10.2. Gemeinheit als Parole, Niedrigkeit als Antrieb, Verlogenheit als Schlüssel: Österreich 190
2.11. Ein „konkurrenzloser Einwegbösewicht" oder doch ein listenreicher Wahlverwandter? Otto M. Zykans *Joseph Fouché* 195
2.11.1. Zur Genese von Zykans Fouché-Projekt 196
2.11.2. „In dieser Zeit ist kurz man an der Macht und für lange Zeit tot" – Zu Struktur und Dramaturgie des Hörspiels *Joseph Fouché – Fragmente aus dem Nachlass von Otto M. Zykan* 199

2.11.3. Zur ästhetischen Verfahrensweise 201
2.11.4. Das Mögliche als Mögliches – Fouchés dialektische Einsicht 202

3. Conclusio 204
4. Bibliographie 211
5. Abstract (deutsch) 225
5.1. Abstract (englisch) 226
Lebenslauf 227

Einleitung

Wenn Helmut Qualtinger aus ging, dann ging er zum Herrn Karl. Er frequentierte jenes Lokal mit regelmäßiger Häufigkeit, wo ihn in Gestalt eines Wirtes der Prototyp seines *Herrn Karl* ‚bediente'. Charles Sealsfield, der in seinem Essay *Austria as it is* vor allem den österreichischen Staatskanzler Metternich schmähen wollte, hatte sich diesem dereinst als Spion angedient. Johann Nestroy, Verfasser sozialkritischer Possen und des satirischen Revolutionsstücks *Freiheit in Krähwinkel* kippte politisch nach der missglückten Revolution von 1848 – nach Meinung zeitgenössischer Kritiker – ins Lager der Reaktion. Ödön von Horváth hatte in seinen Volksstücken vor dem Erstarken der braunen Horden gewarnt und die Passivität der Sozialisten kritisiert, aber nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde er Mitglied der Reichsschrifttumskammer. Der Lokalpossendichter und Theaterkritiker Adolf Bäuerle galt als bestechlich, er verriss oder lobte, je nach Bezahlung.
Fünf Autoren, die uns in dieser Arbeit wieder begegnen werden, fünf Schriftsteller, deren Verhalten nach dem hier angedeuteten, als opportunistisch zu bezeichnen wäre. Ist es auf den ersten Blick auch, doch ist das in dieser Arbeit, die über Opportunismus handelt, nicht der vorrangige Gegenstand der Untersuchung. Vielmehr geht es darum, Beiträge für eine Mental-Geschichte zu liefern, indem wir Opportunismus von der gesellschaftskritischen und kulturhistorischen Seite her analysieren.
Um nochmals auf die genannten Autoren zurückzukommen:
Eine genauere Betrachtung würde ergeben, dass Qualtinger überall einem „Herrn Karl" begegnet wäre. Was Nestroys politisches Schwenken nach rechts angeht, vertrete ich einen anderen Standpunkt als Teile der damaligen zeitgenössischen Publizistik. Horváths Eintritt in die Reichsschrifttumskammer wird erst dann zum Gegenstand der Kritik, wenn es gelingt, eine Gesellschaft zu etablieren, in der der Einzelne nicht mehr von Institutionen, Behörden, staatlichen Einrichtungen abhängig ist. Anders gesagt, Zivilcourage muss man sich leisten können. Bei Sealsfield ließe sich ähnlich argumentieren. Und Bäuerles Bestechlichkeit bewahrte ihn nicht vor dem finanziellen Ruin. Vor seinen zahlreichen Gläubigern flüchtete er nach Basel, wo er bald darauf starb.

Unter welchen Umständen werden Menschen zu Mitläufern, Spießern, Vernaderern und Opportunisten? Das herauszufinden, ist Gegenstand dieser Arbeit. Es geht nicht darum, Eigenschaften zu Wesenszügen hoch zu stilisieren, sondern es wird der Versuch unternommen, bestimmte Merkmale und Verhaltensweisen aus den politischen und sozialen Strukturen der Gesellschaft abzuleiten.
Der Typus des Opportunisten wird kulturgeschichtlich und sozialhistorisch untersucht. Die in der Studie ausgeführten Betrachtungen werden zeigen, dass im Opportunisten mitunter ein sich unterordnender Mitläufer, ein ausschließlich auf sich selbst fokussierter Karrierist, ein selbstmitleidiger Kleinbürger, ein vorurteilsbezogener Spießer steckt. Doch nicht jeder Mitläufer ist ein Opportunist und ebenso verhält es sich mit dem Karrieristen, Kleinbürger, Spießer. Was den Opportunisten von diesen abgrenzt und typengeschichtlich am deutlichsten konturiert, ist die ausschließliche Ausrichtung nach den Gelegenheiten.

Es erscheint dem Verfasser dieser Arbeit nötig, zumindest kurz auf die Bezeichnung österreichische Literatur einzugehen. „Wir haben mindestens ein Jahrhundert meist ideologischer Diskussionen um das ‚Österreichische' hinter uns", schreiben Klaus Zeyringer und Helmut Gollner in ihrer 840 Seiten umfassenden österreichischen Literaturgeschichte, „und halten zur Zeit bei der Gewissheit einer jedenfalls soziokulturell belegbaren Eigenart unserer Literatur."[1] Es bleibt jedoch zu bedenken, dass der „auf Sprache und Kultur basierende Nationenbegriff (…) gegenwärtig und zukünftig (…) stets neu konstruiert werden muss."[2] Die gegen Ende des 20. Jahrhunderts massiv einsetzende Globalisierung sprengt ohnehin jeden geografischen Rahmen.
Auch wenn Texte „in dem großen Zusammenhang einer internationalen Literatur [entstehen] und Einflüsse von überallher aufnehmen"[3], macht es Sinn den Kulturraum Österreich mit seinen wechselnden Grenzen, aber mit einem spezifischen Verlauf von Geschichte als eigene Kategorie zu betrachten. Wie bei Zeyringer und Gollner wird das Staatliche und Nationale nicht deklariert, sondern ergibt sich aus dem Verlauf der Analyse. Die hier versammelten Texte und Schriften lassen sich als

[1] Zeyringer, Klaus/ Gollner, Helmut, *Eine Literaturgeschichte. Österreich seit 1650,* Innsbruch 2012, S. 13.
[2] Vocelka, Karl, *Geschichte Österreichs. Kultur-Gesellschaft-Politik,* Graz 2000, S. 9f.
[3] Zeyringer, Klaus/ Gollner, Helmut, *Eine Literaturgeschichte. Österreich seit 1650,* S.18.

Aufbegehren gegen die verdrängten Tabus dieses Landes lesen. Die buntscheckigen Schlagseiten Österreichs, mit ihrer besonderen Wandlungsfähigkeit, lassen sich durch die Zeitläufte hindurch immer wieder klar benennen.
Es werden in dieser Untersuchung auch nicht österreichische Texte einbezogen, wenn es der Zusammenhang erfordert oder es für die Untersuchung aufschlussreich ist. Dennoch soll betont werden, dass keine ‚Verösterreicherung' stattfindet, und es ist dem Verfasser dieser Arbeit auch klar, dass kulturelle, innovative oder sonst wie bemerkenswerte Leistungen, die im Raum des Vielvölkermonarchie entstanden sind, gerne im Nachhinein auf Österreich bezogen und ‚eingemeindet' werden.
Horváths Werk ist nicht ohne weiteres der österreichischen Literatur zuzuschlagen. Er schrieb deutsch, das Gefühl, Österreicher zu sein, gab es in der Vielvölkermonarchie nicht. In seiner *Autobiographischen Notiz* hat Horvath seine nationale ‚Vielseitigkeit' folgendermaßen ausgedrückt:

> "Ich bin eine typisch alt-österreichisch-ungarische Mischung: magyarisch, kroatisch, deutsch, tschechisch – Mein Name ist magyarisch, meine Muttersprache ist deutsch. (…) Ich habe keine Heimat und leide natürlich nicht darunter, sondern freue mich meiner Heimatlosigkeit, denn sie befreit mich von einer unnötigen Sentimentalität."[4]

Diese „Heimatlosigkeit" respektierend, wollte der Verfasser dieser Arbeit dennoch die Gelegenheit nicht ungenützt lassen, Horváths Gesamtwerk, das viel Material zum Thema Opportunismus liefert, eingehend zu untersuchen. Zumal Ödön von Horváth wie Klaus Zeyringer und Helmut Gollner in *Eine Literaturgeschichte. Österreich seit 1650* schreiben, „eine umfassende k.u.k.-Sozialisation erfahren [hatte] über Budapest und Pressburg/Bratislava bis Wien. Er studierte in München, lebte in Berlin, Salzburg und im oberbayrischen Murnau."[5] Für die in dieser Arbeit erhobenen Fragestellungen war das Werk des „heimatlosen" Ödön von Horváth mit „k.u.k.-Sozialisation" unverzichtbar.

Die Arbeit bietet einen interdisziplinären Ansatz, verarbeitet wissenschaftliche

[4] Horváth, Ödön von, „Autobiographische Notiz - Fiume, Belgrad, Budapest, Preßburg, Wien, München", in: Ders., *Prosa und Stücke*, Frankfurt/Main 2008, S.94.
[5] Zeyringer, Klaus/ Gollner, Helmut, *Eine Literaturgeschichte. Österreich seit 1650,* S. 576.

Literatur, literarische Werke und Essays. Sie versteht sich als eine historische Annäherung an ein diffiziles mentalitätsgeschichtliches Feld, das hoffentlich zu weiteren Beiträgen führen wird.

ERSTER TEIL: Die kulturhistorischen Voraussetzungen zur Herausbildung von Opportunismus

1.1. Ein Begriff mit pejorativer Bedeutung

Prinzipienloses Verhalten, das keine Grundsätze kennt und daher auch nichts zu beachten hat, wird allgemein unter Opportunismus verstanden. Eine „allzu bereitwillige Anpassung an die jeweilige Lage aus Nützlichkeitserwägungen“[6], „insbesondere im politisch-gesellschaftlichen Zusammenhang das Sichausrichten nach den jeweiligen Einflussverhältnissen“[7]. Opportun hat seine etymologische Wurzel im lateinischen ‚opportunus’, heißt eigentlich: ‚zur Einfahrt bequem’, günstig gelegen.[8]
Was anderen als Preisgabe von Grundsätzen erscheint, fällt dem Opportunisten leicht. Seine einzige Richtschnur ist er selbst. Sein bestmögliches Wohl bildet die Leitlinie seines Handelns. Seine Einbindung in den gesellschaftlichen Kontext erkennt er als Notwendigkeit an, doch versucht er aus dieser, jeden ihm möglichen Vorteil herauszuschlagen. Sein Denken orientiert sich an den bestehenden Verhältnissen. Das Zurückweichen vor Widerständen und Schwierigkeiten, das Erstreben von Augenblicks- und Teilerfolgen prägen sein Verhalten.

In der marxistischen Theorie wird Opportunismus als eine Erscheinungsform des bürgerlichen Einflusses auf die Arbeiterschaft aufgefasst: „Im vormonopolistischem Stadium des Kapitalismus wurde dieser Einfluss vor allem über die aus dem Kleinbürgertum stammenden Elemente der Arbeiterklasse bzw. die mit dem Proletariat sympathisierenden Kleinbürger ausgeübt.“[9]
Lenin beschreibt Opportunismus als eine den Klasseninteressen der Bourgeoisie dienende Unterordnung der Arbeiterbewegung:

---

[6] (Hg.) Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion, *Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache.* Bd. 6, Mannheim 1999, S. 2808.
[7] *Brockhaus*, Bd. 10, Leipzig-Mannheim 1998, S. 255.
[8] Vgl. Kluge. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin/ New York 2002, S.668.
[9] Heyden, Günter: „Opportunismus“, in: (Hg.) Georg Klaus u. Manfred Buhr, *Marxistisch-Leninistisches Wörterbuch der Philosophie*, Band 2, Leipzig 1964 ff., S. 897.

„Der Opportunismus ist unser Hauptfeind. Der Opportunismus in den Spitzen der Arbeiterbewegung ist kein proletarischer, sondern ein bürgerlicher Sozialismus. Die Praxis hat bewiesen, dass die Politiker innerhalb der Arbeiterbewegung, die der opportunistischen Richtung angehören, bessere Verteidiger der Bourgeoisie sind als die Bourgeois selbst."[10]

Wenn im Marxismus von Opportunismus gesprochen wird, ist damit ein konkretes Verhalten gemeint, das auf die Verschleierung gesellschaftlicher Beziehungen und Erfordernisse hinausläuft.
Die marxistische Theorie differenziert beim Begriff Opportunismus zwischen Reformismus und Revisionismus. Der Reformist wird vom Glauben gespeist, mittels Reformen die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsform sukzessive sozialistisch prägen zu können, der Revisionist unternimmt den Versuch, „unter dem Vorwand der Verbesserung der marxistischen Theorie, diese in grundlegenden Fragen zugunsten bürgerlicher Auffassungen aus dem Bereiche der Philosophie, der politischen Ökonomie (...) preiszugeben."[11]

Das Zitat findet sich in einem Band des kommunistischen Globus Verlags[12], als Herausgeber fungierten die langjährigen Mitherausgeber und Autoren der Zeitschrift *Marxistische Blätter*, Willi Gerns und Robert Steigerwald. Der Band erschien Mitte der 1970er-Jahre, also noch vor dem Entstehen der unabhängigen Gewerkschaftsbewegung in Polen, die – im Gegensatz zu den Reformversuchen in Prag 1968 – nicht mehr vernichtet werden konnte, kam also noch vor Gorbatschows Machtantritt heraus.
Den Zerfall der Staaten des ‚realen Sozialismus' nach 1989 können wohl auch die ‚Hardliner' aus einem der ehemaligen Politbüros nicht allein auf einen die sozialistische Gesellschaft unterminierenden Opportunismus abschieben. Ein starrer Bürokratismus und eine Einparteienherrschaft sind auf Dauer kein Ersatz für demokratische Strukturen. Natürlich sind die Gründe vielfältig, die zum Zusammenbruch der sozialistischen Staaten in Ost- und Mitteleuropa geführt haben. Mit Sicherheit lässt sich sagen, dass diesem Zusammenbruch ein langer Zerfallsprozess vorausging. Und ebenso lässt sich sagen, dass es gesellschaftlich

[10] Lenin, *Der Kampf gegen den Revisionismus*, Peking 1960, S. 83.
[11] (Hg.) Gerns, Willi; Steigerwald, Robert; Weiß, Günter, *Opportunismus heute,* Wien 1975, S. 12.
[12] Der Parteiverlag der Kommunistischen Partei Österreichs existierte von 1945-1993 in Wien.

nicht gelungen ist, die in der marxistischen Wirtschaftstheorie angedachte spontane Entwicklung der Produktivkräfte herbeizuführen. Stattdessen lag es in der Hand staatlicher Führer und ihrer Politbüros darüber zu entscheiden, welche Produktivkräfte sich entwickeln durften und welche nicht.
Fest steht weiter, dass der Kollaps der sozialistischen Staaten in Ost- und Mitteleuropa zu einem Zeitpunkt erfolgte, als der westeuropäische Einigungsprozess auf den Osten auszugreifen begann.

Opportunismus ist überwiegend pejorativ besetzt. Stefan Zweig spricht vom „Weltfeind"[13] Opportunismus. Eine Ausnahme bildet die Schrift eines chinesischen Generals, der etwa 500 Jahre vor Christi Geburt gelebt hat. Sun Tsu (es findet sich auch die Schreibweise Sinzu) verfasste zum Nachdenken anregende Sentenzen über das Wesen des Krieges. Sun Tsu war – soweit er sich das in seiner Position leisten konnte – kein Freund des Krieges, gleichwohl hielt er ihn für unvermeidlich. Es ist hier nicht der Platz, ausführlicher auf diese Schrift einzugehen, doch ist (auch im Zusammenhang dieser Arbeit) interessant, dass in einem Kommentar zu Sun Tsus Überlegungen vom Opportunismus als militärische, nicht jedoch als zivile Tugend die Rede ist. Während der Staat nach dem Prinzip der Menschlichkeit und Gerechtigkeit ausgerichtet sein sollte, wären Opportunismus und Flexibilität als militärische Tugenden aufzufassen.[14]

1.2. Adaptiertes Gewissen

Ausgehend vom dem von Sigmund Freud beschriebenen Strukturmodell der Psyche lässt sich sagen, dass das *Ich* des Opportunisten nicht durch das *Über-Ich* erheblich eingeschränkt wird. Diese Kontrollinstanz, die die Verinnerlichung gesellschaftlicher und familiärer Autorität darstellt, wirkt sich keineswegs hemmend aus. Damit sei nicht gesagt, der Opportunist habe kein Gewissen. Nur handelt es sich gewissermaßen um ein adaptiertes Gewissen, das seine Wertsetzungen aus den

[13] Zweig, Stefan, „Opportunismus, der Weltfeind", in: (Hg.) Beck, Knut: Zweig, Stefan, *Die schlaflose Welt. Aufsätze und Vorträge aus dem Jahren 1909-1941*, Frankfurt/Main 1983, S.132-135.
[14] Vgl. Tsu, Sun, *Über die Kriegskunst. Wahrhaft siegt, wer nicht kämpft*, Wiesbaden 2005,S. 42.

Gelegenheiten ermisst. Versteht man unter Gewissen jedoch jenen geradezu autonomen Komplex der Psyche, der sich gegebenenfalls auch gegen die bewusste Absicht des Individuums durchsetzt, so gilt für den Opportunisten, dass er ohne Gewissen ist und in diesem Punkt als freie Existenz aufzufassen wäre. Jedoch, beim Opportunisten führt die Auseinandersetzung mit der eigenen Person stets zu einer Ichbezogenheit. Das Erleben bleibt einer materialistischen Fixierung unterworfen. Es handelt sich also um eine Autonomie, die auf Austauschbarkeit beruht.

1.3. Der Opportunist im sozialen Kontext

Im Folgenden werden die Kategorien Gewissen, Charakter und Moral/Ethik genauer betrachtet und von mir in einem Modell grafisch dargestellt.
Auf der Ebene des Gewissens wird der Opportunist von einer starken Ich-Fixierung bestimmt. Das führt zu einer Rücksichtslosigkeit gegenüber Mitmenschen, unterwirft sein Verhalten dem Eigendünkel. Was diesen betrifft sei an eine Passage aus Hegels *Phänomenologie des Geistes* erinnert:

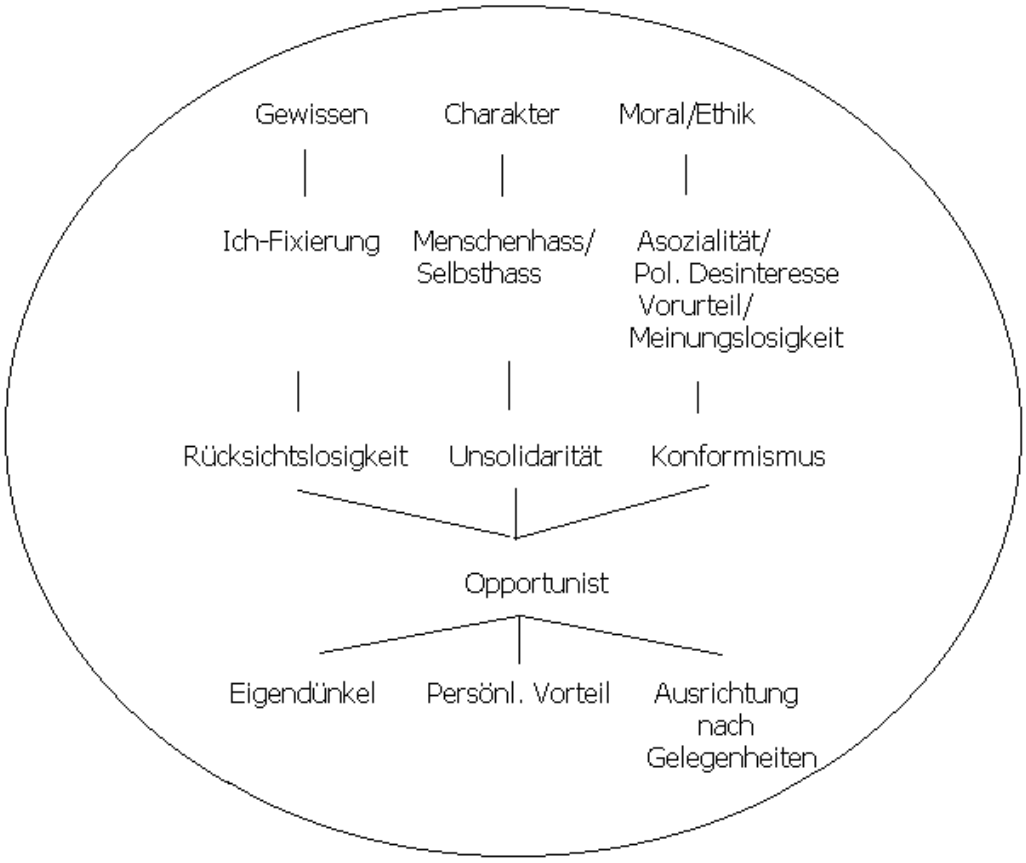
„Das Herzklopfen für das Wohl der Menschheit geht darum in das Toben des verrückten Eigendünkels über, in die Wut des Bewusstseins, gegen seine Zerstörung sich zu erhalten, und dies dadurch, daß es die Verkehrtheit, welche es selbst ist, aus sich herauswirft, und sie als ein Anderes anzusehen und auszusprechen sich anstrengt."[15]

In dem dialektischen Umschlag, den Hegel zu erkennen glaubt, erwächst die Anziehungskraft für opportunistisches Handeln.
Auf Charakterebene ist der Menschenhass des Opportunisten auffällig. Dieser ist ein uneingestandener Selbsthass. Er äußert sich gesellschaftlich in unsolidarischem und an Gemeinschaftsangelegenheiten desinteressiertem Verhalten.
Die moralische/ethische Ebene wird beim Opportunisten von Asozialität und politischem Desinteresse sowie gesellschaftlichen Vorurteilen und Meinungslosigkeit bestimmt. In diesem Punkt erinnert der Opportunist an den Mitläufer, dessen

[15] Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, „Phänomenologie des Geistes", in: (Hg.) Glockner, Hermann: Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Sämtliche Werke*, *Bd. 2*, Stuttgart 1927, S.289 f.

konformistisches Verhalten er zeitweise durchaus teilen mag. Letztlich bleibt der Opportunist jedoch nur solange im Gleichschritt, solange dies (seiner Ansicht nach) mit Vorteilen verbunden ist, denn die Ausrichtung des Opportunisten ergibt sich aus den Gelegenheiten.

Grafische Darstellung:



1.4. Mit dem Aufstieg des Bürgertums zur gesellschaftlich bestimmenden Klasse wird auch Opportunismus zu einem ubiquitären Verhalten

Um besser zu verstehen, wie es zu jenem Typus von Mensch kommt, dessen Meinung alles sein kann, nur eben keine Meinung, erscheint es notwendig, jene Periode genauer zu untersuchen, die ihn hervorbringt und zu einem Massentypus werden lässt. Charakter und Geisteshaltung sind nichts Starres, Unabänderliches, sondern etwas geschichtlich Gewordenes. Im Kampf der Arbeiter um Anerkennung, um politische Rechte und soziale Absicherung entfaltet sich auch jener Typus von Kleinbürger, der – ungeachtet dessen wie seine tatsächlichen Besitzverhältnisse beschaffen sind – mentalitätsgeschichtlich als Kleinbürger aufzufassen ist. Er ist den sozioökonomischen Strukturen der Zeit entsprechend meist männlich und er ist Egomane, doch wäre er der Letzte, der dies zugeben würde.

Exkurs: Der Unaufrichtige und der Nimmermuss

Sogar in den Frühformen bürgerlicher Gesellschaft war der Opportunist kein Unbekannter, wie aus den Schriften des Theophrast hervorgeht.
Theophrast, ein Schüler des Aristoteles, vielseitiger Wissenschafter, der über Botanik bis hin zur Philosophie nachdachte und Beobachtungen machte, ein Universalgelehrter seiner Zeit, verfasste auch Skizzen seiner Athener Zeitgenossen. Diese Skizzen, *Charaktere* genannt, sind eine ersprießliche mentalitätsgeschichtliche Quelle. Dreißig Charakterbilder hat der aus Eresos von der Insel Lesbos stammende Grieche verfasst, die unverbunden nebeneinander stehen, darunter Portraits des Geizigen, des Verleumders, des Feiglings, des Prahlers, Nörglers, Selbstgefälligen und andere mehr. An der Spitze steht die Charakterisierung des „Unaufrichtigen", wie in dieser Modellstudie der Opportunist von Theophrast bezeichnet wird.

„Nichts von dem, was er gerade macht, gibt er zu (…)
Denen, die ein Darlehen oder Hilfe erbitten, sagt er, er sei nicht reich (…) Hat er etwas gehört, leugnet er dies, hat er etwas gesehen, sagt er, er erinnere sich nicht. Bald sagt er, er werde sehen, bald, er wisse nicht, bald, er wundere sich, bald, er habe auch schon einmal so gedacht."[16]

[16] Theophrast, *Charaktere*, Stuttgart 1970, S.5.

Theophrasts Betrachtungsweisen sind nicht nur Karikaturen auf phänomenologischer Basis, sie verfügen bereits über Ansätze eines materialistischen Standpunkts. In Weiterführung seines Lehrmeisters Aristoteles gibt er „der Tugend und dem Laster und damit der Ethik eine biologische Grundlage. Der Mensch bringt von Natur aus Anlagen zum Verhalten mit. (...) Sie müssen durch Zucht und Pflege, kurz durch Erziehung ausgebildet und entfaltet werden. Demnach ist der Mensch nicht von Geburt an vollkommen, sondern erlangt seine Vollkommenheit erst durch Veredelung und Bildung."[17] Wo diese unterbleibt, findet sich vom „Schwätzer" bis zum „Unverschämten", vom „Gerüchtemacher" bis zum „Unaufrichtigen"[18], die ganze Bandbreite gesellschaftlicher Unerzogenheit. Die Lehre des Aristoteles und seiner Schüler beanspruchte so lange Aktualität „wie soziale Strukturen vorhanden waren, deren ideelle Widerspiegelung er [der Aristotelismus] darstellen konnte. Die grundlegende Veränderung dieser gesellschaftlichen Strukturen durch das Aufkommen der kapitalistischen Produktionsweise und die Entstehung der modernen Naturwissenschaften haben den Aristotelismus endgültig zu einer historischen Erscheinung"[19] werden lassen.

Kein Geringerer als Elias Canetti hat sich von Theophrasts *Charakteren* inspirieren lassen und seinerseits einen Band mit 50 Charakterstudien herausgebracht. 1974 erschien der Band *Der Ohrenzeuge*. Anders als Theophrast verbirgt Canetti seine Profile hinter metaphorischen Titeln wie „Die Königskünderin", „Der Tränenwärmer", „Der Leichenschleicher", Der Schönheitsmolch". Diese Beschreibungen verweigern sich einer sozialpsychologischen Akzentuierung. „Canettis Charakterentwürfe (...) leben davon, daß sich diese Bagatellen eben nicht als direkte Anweisungen zu einer Charakterkunde umwerten lassen, sehr wohl aber doch einiges über Charaktere auszusagen vermögen."[20] Mit der Studie des „Nimmermuss" – Canettis metaphorischer Titel in *Der Ohrenzeuge* für den Opportunisten – knüpft der Autor, Theophrast paraphrasierend, an dessen Skizzierung des Opportunisten (Unaufrichtigen) an:

---

[17] Steinmetz, Peter, „Nachwort", in: Theophrast, *Charaktere*, Stuttgart 1970, S. 97.
[18] Vier Typenbeispiele, die Theophrast in *Charaktere* beschreibt.
[19] Kolesnyk, Alexander, „Aristotelismus", in: *Marxistisch-Leninistisches Wörterbuch der Philosophie*, *Band 1*, Leipzig 1964 ff., S. 127.
[20] Schmidt-Dengler, Wendelin, „Die Wahrheit hat selten Pointen – Zur Kurzprosa Ödön von Horváths", in: (Hg.) Kastberger, Klaus, *Ödön von Horváth. Unendliche Dummheit – dumme Unendlichkeit*, Profile, Magazin des Österreichischen Literaturarchivs, Bd. 8 der Reihe, Wien 2001, S.36 f.

„Er versteht sehr wohl, was man von ihm will, doch schüttelt er schon, bevor er's versteht, Kopf und Schultern. Statt des Rückgrats hat er ein kräftiges Nein, verlässlicher als Knochen. (...) Der Nimmermuß bewegt sich in Rösselsprüngen und hat keine Adresse. Er vergisst, wo er ist, um es nicht sagen zu können. Wird er angehalten und nach einer Straße gefragt, so sagt er: ‚Ich bin fremd hier.' Die Kunst ist, dass er nicht nur hier, die Kunst ist, dass er überall fremd ist."[21]

Weil, so könnte man hinzufügen, der Opportunist sich selbst fremd bleibt.

1.4.1. Die sozialen und technologischen Umbrüche zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzt ein Systemwechsel in der Herstellung von Waren und Gütern ein. Das seit dem Ende des Mittelalters zuerst schleichend, dann aber mit Beginn des 18. Jahrhunderts immer stärker erodierende Zunftwesen wird von einem neuen Typus der Produktion endgültig abgelöst.
Die Industrialisierung schafft die Voraussetzungen für diese Veränderung: Die Umstellung vom Handwerk und –arbeit zur industriellen Produktion, zur massenweisen Herstellung von Waren durch Maschinen unter den Bedingungen der Arbeitsteilung. Das bewirkt eine massive Veränderung in der Technologie und im Wirtschaftswachstum. Im frühen 18. Jahrhundert bewegt sich vor der Industriellen Revolution selbst im damals fortschrittlichsten Land Europas, England – das in einer unblutigen Revolution die alte Feudalgesellschaft durch das Bürgertum entmachtet hat –, das Wachstum bei 0,1 – 0,3 Prozent. Die Einführung der Fabrikarbeit führt jedoch zu einem Anstieg des Wirtschaftswachstums auf 2-3 Prozent pro Jahr. „Ein Wert, über den sich gegenwärtige Ökonomen freuen würden."[22] Die Voraussetzung dafür schaffen technische Innovationen, die Geschichte machen: Der Weber James Hargreaves entwickelt das Grundmodell einer Spinnmaschine (spinning jenny), bei der statt nur einer gleich neun Spindeln in Bewegung gesetzt werden. Abraham Darby gelingt es, Steinkohle für die Eisenproduktion nutzbar zu machen. Henry Cort verbessert die Stahlproduktion. Und aus der von James Watt weiterentwickelten Dampfmaschine wird das universelle Antriebsaggregat.

[21] Canetti, Elias, *Der Ohrenzeuge, Fünfzig Charaktere*, München 1974, S.106f.
[22] Ehmer, Josef, „Produktionsmittel: Arbeitskraft", in: *ORF, Ö1, Betrifft: Geschichte* v. 2.5.2006.

In Kontinentaleuropa werden viele aus England stammende Ingenieure und Unternehmer ins Land gelockt. Ihnen werden politische, religiöse und auch wirtschaftliche Freiheiten gewährt, die dem Gros der Bevölkerung untersagt bleiben. Mit Fokus auf den Habsburgerstaat muss jedoch erwähnt werden, dass der größte Unternehmer der Staat selbst bleibt: „Augenfällig ist auch der relativ große Anteil an Staatsbetrieben, der – trotz Privatisierungstendenzen in der Ära Josephs II. – im Grunde genommen über die gesamte Epoche besteht und dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Verstaatlichung des Eisenbahnwesens einen neuen Höhepunkt erreicht."[23]

Das starke staatliche Engagement ist als Gradmesser eines strukturellen Problems zu bewerten, das auf eine chronische Unterkapitalisierung hinweist. Die Hypothese ließe sich dadurch stützen, dass in der Habsburgermonarchie der Staat „weniger als Unternehmensgründer in Erscheinung trat, sondern vor allem als Sanierer von Unternehmen, indem er konkursreife Unternehmen durch die Übernahme in Staatsregie am Leben zu erhalten suchte."[24]

Mit der ökonomischen Revolution ist auch eine neue Bevölkerungsschicht entstanden, die sich zahlenmäßig rasant vermehrt: Die Schicht der Lohnarbeiter. Dieser neue Typus des Industriearbeiters ist zunächst bar jeder sozialen Bindung, bar jeder ökonomischen Absicherung. ‚Frei' bedeutet im Frühkapitalismus oft auch ‚frei' vom Notwendigsten zum Überleben, denn die neuen Produktionsverhältnisse sind so beschaffen, dass der normale Preis der Arbeit unbezahlte miteinschließt, und dass eben diese unbezahlte Arbeit Quelle des Gewinns der Unternehmer ist.[25]

Der neue Fortschritt ist nur um den Preis zu haben, dass auch Frauen und Kinder als ‚billige Arbeitskräfte' verstärkt herangezogen werden. „Eine tägliche Arbeitszeit, die in der Textilindustrie bis zu 16 Stunden erreichen konnte, sowie das hohe Gesundheits- und Unfallrisiko waren für die Arbeiter in der frühen Fabrik eine große Belastung. Dies trifft umso mehr für die beschäftigten Frauen und Kinder zu, die in der Regel die Hälfte der Belegschaft ausmachten."[26]

---

[23] (Hg.) Chaloupek, Günther; Lehner, Dionys; Matis, Herbert; Sandgruber, Roman, *Österreichische Industriegeschichte 1700 – 1848, Die vorhandene Chance*, Wien 2003, S. 79.
[24] Ebda.
[25] Vgl. Marx, Karl/ Engels, Friedrich, *Das Kapital und Das Manifest der Kommunistischen Partei,* München 2006, S. 637.
[26] (Hg.) Chaloupek, Günther; Lehner, Dionys; Matis, Herbert; Sandgruber, Roman, *Österreichische Industriegeschichte 1700 – 1848, Die vorhandene Chance*, S. 21.

Was die ökonomische Entwicklung angeht, fällt die Habsburgermonarchie mehr und mehr hinter die Standards westeuropäischer Länder zurück. Dafür gibt es unterschiedliche Gründe: „Der Schock der Französischen Revolution bewog Franz I., die durch Joseph II. geförderte industrielle Entwicklung auf jede Weise zu erschweren. Das Argument des Kaisers, dass die Industrie nicht nur Waren, sondern auch Revolutionen produziert, war unwiderlegbar."[27] Während etwa in Wien zu Beginn des 19. Jahrhunderts keine neuen Fabriken zugelassen werden, blüht noch einmal und historisch betrachtet zum letzten Mal das Zunftwesen auf. Dieser anachronistisch gewordenen Wirtschaftsform der gewerblichen Sachgütererzeugung gilt die Sympathie des Herrschers. Franz Grillparzer in seinen *Erinnerungen aus dem Jahre 1848:* „Kaiser Franz in seiner Engherzigkeit und Gedankensteifheit hatte beschlossen, seinen Staat von allen Neuerungen entfernt zu halten."[28] Um die Kriege gegen Napoleon finanzieren zu können, stehen die Notenpressen nicht mehr still. Die vermehrte Papiergeldausgabe führt nach einem kurzen Wachstums-Boom geradewegs in die Inflation und 1811 in den Staatsbankrott. Das politische System nach dem Wiener Kongress, 1815, stützt sich zunehmend auf Zensur und Polizei. Es ist keine Übertreibung, den alten Habsburgerstaat des Vormärz als einen Polizeistaat zu bezeichnen, allerdings keinen derart totalitärer und repressiver Ausprägung, wie wir ihn seit dem 20. Jahrhundert kennen. Die Versuche, den Rückstand im Handel durch eigenständige Unternehmen aufzuholen, scheitern entweder an Korruption oder am Missverhältnis zwischen Eigenkapital und Schuldenfinanzierung.

[27] Fischer, Ernst, *Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur*, Frankfurt/Main 1991, S. 134.
[28] Grillparzer, Franz, „Erinnerungen aus dem Jahre 1848", in: http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=3453&kapitel=1, S.1. (30.7.2011)

„Die Straßenpflasterer“: Lithografie von Joseph Lanzedelli

„Die Delogierung“: Ölgemälde von Alois Schönn[29]

[29] („Bezüglich der Ankäufe der Städtischen Sammlungen vom Dorotheum, aus dem Kunsthandel und aus Antiquariaten sowie Widmungen von öffentlichen Stellen stellte die Wiener Restitutionskommission in der Sitzung vom 27. Oktober 2004 fest, dass sie das Datum der Erwerbung zwischen dem 13. März 1938 und dem 8.

Lithografien von Joseph Lanzedelli zeigen Straßenpflasterer bei der Arbeit um 1810, und Ölgemälde von Alois Schönn legen das Augenmerk auf den gesellschaftlichen Preis für die beginnenden Industrialisierung: Verarmte Menschen, delogiert und verzweifelt. Darin drückt sich ein Realismus aus, der den mitunter idealisierten Darstellungen eines Ferdinand Georg Waldmüllers mit seinen fleißigen, zufriedenen, von stillem Glück erfüllten Menschen diametral entgegensteht[30].
Die Freiheiten des neuen Wirtschaftssystems wirken sich massiv zu Ungunsten der Arbeiter aus. Viele von ihnen verarmen infolge der unregelmäßigen Beschäftigung. Verletzungen oder Hinauswurf führten oftmals direkt ins Elend. Eine soziale Absicherung fehlt fast gänzlich. Es dauert noch weitere 100 Jahre, bis eine Arbeitslosen- und Krankenversicherung, sowie eine Altersvorsorge durchgesetzt werden können. Die furchtbaren Lebensumstände der abhängigen Arbeiterklasse in der 1830er und –40er Jahren hat Ernst Violand, Vorkämpfer einer demokratischen Neuordnung Österreichs im 19. Jahrhundert, anschaulich beschrieben:

„Ganze Vorstädte [sein Bericht bezieht sich auf Wien] wimmelten von ausgehungerten, zerlumpten Arbeitern, und abends erfüllten die unglücklichen Mädchen der Fabriken in dem jugendlichsten, selbst Kindesalter die Glacien und den Stadtgraben, um für einige Groschen jedem dienstbar zu sein (...) Es gab viele brotlose Menschen, welche fast ohne Bekleidung sowohl im Sommer als im Winter sich des Tages hindurch in den Unratkanälen aufhielten ..."[31]

Die beginnende Industrialisierung ‚produziert' auch den Pauperismus breiter Bevölkerungsschichten. Aus ökonomischer Perspektive betrachtet, beginnt eine Entwicklung einzusetzen, deren Verwertungsprozesse Marx und Engels in *Das Kapital* folgendermaßen definieren:

Mai 1945 als einziges Indiz für eine Entziehung nicht für ausreichend hält, um eine Restitutionsfähigkeit anzunehmen. Als unbedenkliche Erwerbungen können diese Ankäufe bzw. Widmungen jedoch nicht gelten (eventuell entzogene Gegenstände anonymer Entziehungsopfer). Sachdienliche Hinweise auf die Vorbesitzer richten Sie bitte an die Restitutionsbeauftragten der Museen der Stadt Wien:
michael.wladika@wienmuseum.at oder gerhard.milchram@wienmuseum.at
Weitere Informationen entnehmen Sie unserer Homepage:
http://www.wienmuseum.at/de/ueber-uns/restitution.html

[30] Zugegebenermaßen gibt es auch von Waldmüller bildnerische Werke, die nichts mit seinem Image als Vertreter liebevoller Genreszenen des Vormärz zu tun haben, genannt sei „Die Pfändung".

[31] Violand, Ernst *Die soziale Geschichte der Revolution in Österreich*, (Hg.) Häusler, Wolfgang, Wien 1984, S. 71 ff.

„Die Produktionsmittel verwandelten sich sofort in Mittel zur Einsaugung fremder Arbeit. Es ist nicht mehr der Arbeiter, der die Produktionsmittel anwendet, sondern es sind die Produktionsmittel, die den Arbeiter anwenden. Statt von ihm als stoffliche Elemente seiner produktiven Tätigkeit verzehrt zu werden, verzehren sie ihn als Ferment ihres eignen Lebensprozesses, und der Lebensprozess des Kapitals besteht nur in seiner Bewegung als sich verwertender Wert."[32]

Die Jahre zwischen dem Wiener Kongress und dem Revolutionsjahr 1848 sind von einer Phase stürmischer Umgestaltungen erfüllt, die auf Basis einer neuen Wirtschaftsform zu tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen führen. Einer wirtschaftlich progressiven Entwicklung steht eine politisch restaurative gegenüber. Das ergibt einen Gegensatz mit Sprengkraft und als ein solcher wird er 1848 in vielen Teilen Europas, auch in der Habsburgermonarchie zum Durchbruch gelangen. Kulturwissenschaftlich wird diese Periode des Vormärz das Biedermeier genannt. Eine eigentümliche Bezeichnung für eine Zeit, deren Krisen keine Folge exogener Ursachen sind, die auch nicht durch kriegerische Anlässe ausgelöst werden, sondern die dem Wechsel von Expansion und Kontraktion einer neuen kapitalistischen Wirtschaftsform entsprechen.[33]

Als Folge der Industrialisierung zeigt sich eine stärkere soziale Auffächerung der Gesellschaft. Neben Adel, Klerus, Beamten- , Handwerks- und Bauernstand, Taglöhnern und Dienstboten bilden sich nun auch die Berufsstände des Unternehmers und Eigentümers, die des Direktors, Angestellten und Verwaltungsbeamten, des Werkmeisters, Facharbeiters und des angelernten Industriearbeiters heraus. Dieser stammt häufig aus der sozialen Gruppe der ehemals im so genannten Verlagswesen Tätigen, aber auch verabschiedete Soldaten, Kleinhäusler und verarmte Bauern bilden den Kern des rasch wachsenden, neuentstandenen Industrieproletariats. Die Unternehmer, die ‚Neureichen', ziehen gesellschaftlichen Neid auf sich, weil sie eine Stellung erobern, die früher allein dem Adel vorbehalten war. Einer dieser Neureichen dient Ferdinand Raimund in seinem Stück *Der Verschwender* als literarisches Sujet.[34] Das Bürgertum mit all seinen

[32] Marx, Karl/ Engels, Friedrich, *Das Kapital und Das Manifest der Kommunistischen Partei,* S. 337.
[33] Vgl. (Hg.) Chaloupek, Günther; Lehner, Dionys; Matis, Herbert; Sandgruber, Roman, *Österreichische Industriegeschichte 1700 – 1848, Die vorhandene Chance*, S. 160.
[34] Bankier Moritz Fries d. J. kopierte den aristokratischen Lebensstil mit einer hemmungslosen Verschwendungssucht und verschleuderte das Familienvermögen. Als Ergänzung hierzu: „Es blieb überhaupt ein Charakteristikum des österreichischen Wirtschaftsbürgertums, dass es – völlig unähnlich dem von Max

Abstufungen in Groß- und Besitzbürgertum, Bildungsbürgertum und Kleinbürgertum kristallisiert sich als jene gesellschaftlich dominierende Schicht heraus, die, wie vor der bürgerlichen Revolution die Feudalgesellschaft, nunmehr – in marxistischer Begrifflichkeit – gegen den historischen Fortschritt ausgerichtet ist. Im rückständigen Österreich fehlt es jedoch dem sich heranschleichenden Kapitalismus - wie Ernst Fischer schreibt - an jener düsteren Größe, die er in wirtschaftlich fortschrittlicheren Ländern entfaltet[35]: „Es war kein Satan von Format, sondern ein Rudel kleiner Stinkteufel."[36]

Während die Romantik in anderen europäischen Ländern mit der Leidenschaft zur Revolte und dem Drang zur Durchsetzung aufklärerischer Ideen erfüllt ist, erhalten die vielen Gesichter der Romantik in Österreich und hier im Besonderen in der Residenzstadt Wien eine ganz besondere Fratze, und diese stellt Gemütlichkeit, Genügsamkeit und Gedankenlosigkeit in Form von Rückzug, Häuslichkeit und Familienpatriarchat zur Schau. Bürgerlich-intellektuelle Kräfte, die sich im Zuge der bürgerlichen Revolution in Frankreich und durch das Reformwerk Joseph II. herausgebildet hatten, „wurden durch das Regime Metternich-Sedlnitzky, der allmächtigen Minister des dürren und dumpfen Kaisers Franz I. maßlos enttäuscht. (...) Man fürchtete sich, in Gesellschaft zu gehen, weil jedes leichte Wort zur schweren Kette werden konnte, an der man vor Gericht geschleift wurde."[37] So wird das Biedermeier zur Geburtsstunde des Spießers oder um es soziologisch auszudrücken, des Kleinbürgers. Er ist das Resultat einer Wirtschaftspolitik, die gegen die Erfordernisse der Zeit, am Gestandenen, Ständischen, am Vergangen festhält und eines politischen Systems, das die so genannte freie Meinungsäußerung des Einzelnen mit Argwohn überwacht. Er ist aber auch Teil des Bürgertums, das, wenn auch auf Grund ökonomischer Unterschiede in sich inhomogen, seinen

---

Weber und Werner Sombart gezeichneten westeuropäischen Bourgeoistypus – nicht in der rastlosen Vermehrung seines Kapitals sein höchstes Ziel sah, sondern einem aufwendigen Konsum huldigte und in vielen Fällen den Lebensstil des Adels imitierte." (Häusler, Wolfgang, *Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung. Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848*, Wien 1979, S. 56).

[35] Vgl. Fischer, Ernst, *Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur*, S. 145.

[36] Ebda.

[37] Ebda, S. 71. Verwiesen sei auf das Auftrittscouplet des *Eberhard Ultra* in Nestroys *Freiheit in Krähwinkel:* „Unumschränckt haben s' regiert, – Kein Mensch hat sich g'rührt, - Denn hätt's einer g'wagt – Und a freyes Wort g'sagt, - Den hätt' d'Festung belohnt, - Das war man schon g'wohnt, - Ausspioniert haben s' All's glei, - Für das war d'Polizey, - Der G'scheidte is verstummt, - Kurz's war Alles verdummt. – Diese Zeit war bequem – Für das Zopfensystem." (Nestroy, Johann, „Freiheit in Krähwinkel", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter; Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe Stücke, 26/I*. Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R.P., Wien 1995, 15f.

Generalnenner in der Fassungslosigkeit über das Elend der Arbeiter und in der gleichzeitigen Zufriedenheit darüber, jener Klasse von Bedauernswerten nicht anzugehören, erblickt. Diese gesellschaftliche Ambivalenz, Ausdruck der Unsolidarität, ist konstitutiv für die sich formierende bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft. In ihr stellt der Opportunist nicht ein Einzelphänomen an Gesinnungslosigkeit dar, sondern Opportunismus wird zu einer ubiquitären Haltung. Der gesellschaftliche Standort des Opportunisten ist das Kleinbürgertum, dem er ökonomisch als Handwerker, kleiner Unternehmer, Rentier, Bauer etc. angehören kann, aber nicht muss, dem er jedoch, was das Festhalten an so genannten bürgerlichen Bezugspunkten angeht, etwa Angst vor dem Verlust an Privateigentum (dies umso stärker, je weniger davon vorhanden ist), mentalitätsgeschichtlich angehört. Marx und Engels sprechen davon, dass die Kleinbürgerschaft selbst den Zeitpunkt herannahen spürt, „wo sie als selbständiger Teil der modernen Gesellschaft gänzlich verschwinden [wird]"[38]. Wobei die Gefahr des gesellschaftlichen Abstiegs ungleich größer als die Möglichkeit des Aufstiegs ist. „Die Bourgeoisie befindet sich in fortwährendem Kampfe: anfangs gegen die Aristokratie; später gegen die Teile der Bourgeoisie selbst, deren Interessen mit dem Fortschritt der Industrie in Widerspruch geraten"[39]. Was den Kleinbürger antreibt – wie wir am Beispiel von Horváths Spießer-Figuren herausarbeiten werden – ist die Angst vor dem Absinken ins Proletariat. Diese ‚Urangst' ist die Quelle opportunistischen Verhaltens.

Als Einzel- und Gruppenfall hatte es Opportunismus auch in vorbürgerlichen Gesellschaften gegeben, doch war dies für die Gemeinschaft insofern weitgehend bedeutungslos geblieben, weil die damit verbundenen gesellschaftlichen Implikationen vernachlässigbar waren.

Das ändert sich mit der Herausbildung einer Gesellschaftsstruktur, in der Opportunismus allgegenwärtig wird.

[38] Vgl. Marx, Karl/ Engels, Friedrich, *Das Kapital und Das Manifest der Kommunistischen Partei,* S. 940.
[39] Ebda, S. 922 f.

1.5. Hintertüren, Hintertreppen und die Halbheit des Österreichers

Ernst Fischers mentalitätsgeschichtliche Studie *Die Entstehung des Österreichischen Volkscharakters* erschien 1945 in der Schriftenreihe *Neues Österreich* in Wien. Nach Überwindung von sieben Jahren nationalsozialistischer Herrschaft (1938-1945) war es dem patriotischen Linken Fischer ein Anliegen, von der Lebensfähigkeit Österreichs zu sprechen. Bei der Überwindung von gesellschaftlicher Indifferenz und Resignation käme es vor allem auf eine gesellschaftliche Kraft an: Es wird kaum überraschen, dass Fischer dabei an die Arbeiterbewegung dachte. Für meine Betrachtungen sind Fischers geschichtlichen Interpretationen insofern von Interesse, als sie Ansätze zur ‚Vorgeschichte' des Biedermeier-Spießers beinhalten. So erkennt Fischer in der Gegenreformation, mit Bezug auf die Rolle der Jesuiten, die Herausbildung eines erzieherischen Prinzips, das sich folgendermaßen beschreiben lässt: Alle den Staat in seinem Kern betreffenden Fragen, d.h. solche, die ihn in seinem Gewaltmonopol tangieren, werden doktrinär behandelt, gleichzeitig aber gibt man gewissen Bedürfnissen und Interessen der Bevölkerung nach, wenn sie nicht von entscheidendem Staatsinteresse sind. Durch die geografische Weitläufigkeit und die bürokratische Unübersichtlichkeit des Habsburgerreiches kristallisiert sich in der Barockzeit ein politisches System heraus, das voll von Hintertüren und Hintertreppen ist.[40] Der österreichische Untertan entwickelt dabei eine spezielle Wandlungsfähigkeit. „Gleichzeitig (...) ist in der Barockzeit die ‚Wurstigkeit' des Österreichers entstanden, die Tendenz, offenen Widerstand durch elastisches Ausweichen zu ersetzen, die Annahme, schließlich werde man doch durch ein ‚Hintertürl' herauskommen, Elemente der Passivität und der Charakterlosigkeit."[41] Die Affinität aus Unmündigkeit und einer ausgeprägten Untertanenmentalität schaffen die Ursachen für den austriakischen Opportunismus, mit seiner anfällig machenden Indifferenz.

Der Individualpsychologe Erwin Ringel nennt in *Die österreichische Seele* als die drei wichtigsten Erziehungsziele des Österreichers Gehorsam, Höflichkeit und

[40] Vgl. Fischer, Ernst, *Die Entstehung des Österreichischen Volkscharakters*, Schriftenreihe „Neues Österreich", 2. Heft, Wien 1945, S. 18 f.
[41] Ebda, S. 20.

Sparsamkeit[42] und folgert daraus: „Von da kommt die Bereitschaft des Österreichers zu ‚devotem Dienen', mehr noch, zu ‚vorauseilendem Gehorsam', d.h. Befehle, noch ehe sie ausgesprochen, zu erahnen und zu erfüllen ..."[43].
In einem im Jahr 2000 erschienen Band, der sich mit Österreichs politischer Befindlichkeit befasst, meint der Publizist, Essayist und Journalist Armin Thurnher auf Österreich bezogen: „Die Wahrnehmungsgewohnheiten sind noch immer höfisch-absolutistisch und gegenreformatorisch geprägt, nicht aufklärerisch-vernünftig. Als einzige Form oppositioneller Regung entstand in diesem postfeudalen, entpolitisierten, allumfassenden Konsens eine Art hämisches Ressentiment, eine hilflose Untertanengemeinheit, ..."[44].
Der bildende Künstler, Graphiker, Zeichner und Maler Walter Schmögner veröffentlichte im Rahmen seiner Serie *Co&Mix* im Album der Tageszeitung *Der Standard* die Reproduktion eines seiner eindrucksvollsten Werke.[45] Dieses Bild zeigt ein in Grautönen gehaltenes labyrinthisches System aus Treppen und Stiegen in einem bunkerartigen Gebäude. Man hat den Eindruck eines geschlossenen Systems, aus dem es kein Entrinnen gibt. All diese Stiegen und Treppen erwecken den Eindruck, als ob ihr wahrer Zweck darin besteht, Verwirrung zu stiften und für Planlosigkeit zu sorgen. Man beachte den Titel, den Schmögner dieser bedrohlich wirkenden Phantasmagorie gegeben hat: *Austria*.

Der Vormärz mit seiner politischen Bevormundung und Unterdrückung schafft die mentalitätsgeschichtlichen Voraussetzungen für eine in der Bevölkerung sich ausbreitende Brüchigkeit und Unentschlossenheit, so Ernst Fischer in dem Essay über den *Österreichischen Volkscharakter:* „Das weitläufige Gebäude des Habsburgerstaates mit seinen dunklen Gängen und bunten Festen (...) musste eine biegsame Lebensklugheit, einen gewitzten Praktizismus, eine opportunistische Geisteshaltung hervorbringen."[46]

---

[42] Vgl. Ringel, Erwin, *Die österreichische Seele. Zehn Reden über Medizin, Politik, Kunst und Religion*, (Hg.) Reiter, Franz Richard, Wien 2005, S. 9.
[43] Ebda.
[44] Thurnher, Armin, „Apartes Österreich. Notizen aus den paradoxen Tagen vor und nach der Wende in Österreich", in: (Hg.) Charim, Isolde u. Rabinovici, Doron, *Österreich Berichte aus Quarantanien*, Frankfurt/Main 2000, S. 34.
[45] Der Standard, *Album*, v. 4.12.2010.
[46] Fischer, Ernst, *Die Entstehung des Österreichischen Volkscharakters*, Schriftenreihe „Neues Österreich", 2. Heft, S. 21.

Oder mit den Worten des *Mathias* in Franz Grillparzers Drama *Ein Bruderzwist in Habsburg*:

„Das ist der Fluch von unserm edlen Haus:
Auf halben Wegen und zu halber Tat
Mit halben Mitteln zauderhaft zu streben.
Ja oder nein, hier ist kein Mittelweg."[47]

Es sollte zu denken geben, dass in dem 2008 erschienen Roman der österreichischen Schriftstellerin Olga Flor Grillparzers Enttäuschung[48] mit der Sprache des beginnenden 21. Jahrhunderts gleichsam weitergeschrieben wird.

„So macht man das hierzulande, so stellt man rapport her: sich immer schon unter der Hand verständigen, nur nie dem Mund aufmachen, man könne sich was vergeben und wo kämen wir denn da hin, immer schön kuschen, aber vielsagende Blicke austauschen, die zeigen sollen, das man erstens einer Meinung ist, und dass man zweitens alles besser machen würde als die solcherart mit den Blicken ausgesperrte Person. Wenn man es denn machen würde."[49]

Hat die von Grillparzer angesprochene Halbheit in Österreich an Tradition gewonnen? Robert Menasse schreibt in seiner bemerkenswerten Analyse *Das war Österreich*:

„Österreich hat einen gesellschaftlichen Diskurs entwickelt, der dadurch charakterisiert ist, daß nie gesagt wird, was gemeint ist, und umgekehrt, wodurch alles eine symbolische Bedeutung erhält, die aber ihre wirkliche Bedeutung nach Möglichkeit nicht zeigt."[50]

---

[47] Grillparzer, Franz, „Ein Bruderzwist in Habsburg", in: (Hg.) Sauer, August, (ab Bd. 3 ff. fortgeführt von Backmann, Reinhold: Franz Grillparzer, *Sämtliche Werke, Historisch-kritische Gesamtausgabe,* Wien 1927, S. 221.
< Grillparzer steht im Range eines Nationaldichters Österreichs. Der Herausgeber der Historisch-kritischen Gesamtausgabe war nach dem Tod August Sauers (ab Band 3 ff.) das SS-Mitglied Reinhold Backmann. Vgl. Kaiser, Max, „Reinhold Backmann", in: (Hg.) König, Christoph, *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950, Bd. I,* Berlin, New York 2003, S.65 f.>

[48] Wobei klar ist, dass Rollenaussagen nicht mit Überzeugungen des Autors ident zu setzen sind.

[49] Flor, Olga, *Kollateralschaden*, Wien 2008, S. 60.

[50] Menasse, Robert, *Das war Österreich, Gesammelte Essays zum Land ohne Eigenschaften*, (Hg.) Schörkhuber, Eva, Frankfurt/Main 2005, S. 72.

1.6. Die Instabilität des Kleinbürgertums

Wer an dem wenigen, was er hat, hängt und wer nur schwer von seinen Vorstellungen über die Verfasstheit der Welt lassen kann, der hat in einer sich verändernden Gesellschaft wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren.
Ich habe schon darauf hingewiesen, dass das Kleinbürgertum jene Schicht bildet, bei der in Folge existentieller Abhängigkeiten die Opportunismusanfälligkeit gleichsam a priori gegeben ist. Ein Vorwurf, der wiegt, er ist insofern abzuschwächen, weil diese Opportunismusanfälligkeit die Folge eines ökonomisch ausgerichteten Wertgefüges ist. Ich möchte zunächst das Mentalitätsmuster des Kleinbürgertums näher untersuchen. Doch davor ist zu fragen, um was es sich beim Kleinbürgertum eigentlich handelt? Sozialhistorisch entsteht es mit der Durchsetzung der Bourgeoisie, ist gewissermaßen der kleine Bruder, die kleine Schwester im Schlepptau eines stolzen Bürgertums, so wird es Teil der frühindustriellen Stadtgemeinschaft. Doch im Gegensatz zum Bürgertum fehlt es dem Kleinbürgertum an Besitz und Kapital. Die sozialen Aufstiegschancen des Kleinbürgers sind wegen seines Bildungsmangels minimal, dementsprechend gering ist sein gesellschaftlicher Einfluss. Letzteres wird sich allerdings noch ändern.
In der marxistisch-leninistischen Theorie wird dieser frühe Kleinbürger ökonomisch zwischen dem Lohnarbeiter und dem Kapitalisten angesiedelt. Mit dem Lohnarbeiter verbindet ihn, dass er von seiner eigenen Arbeit leben muss, mit dem Kapitalisten, dass er über seine eigenen Produktionsmittel verfügt. Auf Grund des Kapitalmangels handelt es sich überwiegend um Einzelarbeiter. Zum Kleinbürgertum zählen die Schichten der Werkstattbesitzer und der kleinen Ladeninhaber. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts kommt die neu entstandene Schicht der Büroangestellten dazu.[51]
In den kleinbürgerlichen Handwerksbetrieben und Läden wird trotz des Siegeszugs der industriellen Produktionsweise weiterhin vorindustriell gearbeitet. Vor allem aber, und das würde dem Begriff von der eigenen Klasse widersprechen, dominiert in dieser Schicht soziale Instabilität. Es ist jene Instabilität, die der präzise Menschenbeobachter Ödön von Horváth in *Der ewige Spießer* folgendermaßen ausdrückt:

[51] Vgl. Kracauer, Siegfried, *Die Angestellten,* suhrkamp taschenbuch 13, Frankfurt/Main 1971.

„Wie alle ihresgleichen haßte sie [Frau Perzl] nicht die uniformierten und zivilen Verbrecher, die sich durch Krieg, Inflation, Deflation und Stabilisierung begaunert hatten, sondern ausschließlich das Proletariat,..."[52]

Einerseits ist der Kleinbürger selbst ständig von dem Absinken in Armut und sogar Elend bedroht, andererseits wird ein Imitationsgehabe an den Tag gelegt, bei dem gewisse Verhaltensmuster des Bürgertums in die kleinbürgerliche Welt übernommen werden, was oftmals einen ‚aufgesetzten' Lebensstil zur Folge hat.
Allerdings können in dieser Schicht, vor allem in Krisenzeiten, wie Crossick und Haupt erwähnt haben, zumindest vorübergehend Ansätze eines Klassenbewusstseins entstehen.[53] Doch in der Regel gilt, dass die Unbeständigkeit in Beruf und Leben ein Klassengefühl und einen gemeinsamen Erfahrungshorizont nicht aufkommen lassen.

„Während nämlich Arbeiter und Bürger aus ihren Beziehungen zueinander ihre soziale Identität gewinnen und diese definieren konnten, waren Handwerksmeister und kleine Ladenbesitzer aufgrund ihrer spezifischen Beziehungen zu den Produktionsmitteln und dem multidimensionalen Charakter ihrer sozialen Position zu einer derartig eindeutigen Selbstdefinition nicht in der Lage. Sie waren vielmehr sowohl auf bürgerliche als auch auf proletarische Positionen und Werte bezogen."[54]

Die Abgrenzung des Kleinbürgers von Arbeiterschaft und Bürgertum ist schwer und bleibt unscharf. Nun ist es eine offene Frage, ob diese Offenheit und Durchlässigkeit gegenüber anderen Gesellschaftsformationen, den eigenen Klassencharakter in Frage stellt, oder ob das ‚Diffuse' in den sozialen Beziehungen des Kleinbürgertums untereinander und gegenüber den anderen sozialen Gruppierungen dennoch als klassenbildendes Charakteristikum aufgefasst werden darf? Das Gefährdete, das im Kleinbürgertum steckt und das Gefährdende, das vom Kleinbürgertum ausgeht, haben ihre Wurzel darin, dass es sich um eine ‚Klasse ohne Klassenbewusstsein' handelt. Der Gefährdung nach innen begegnet der Kleinbürger (natürlich ist das jetzt eine Verallgemeinerung, aber es geht nicht anders, um zum Kern vorzudringen) mit einem spezifischen Anpassungsbedürfnis und einer Bereitschaft zu Opportunismus. Die Gefährdung nach außen liegt in der ‚Drift nach Rechts' des Kleinbürgertums, wie

[52] Horváth, Ödön von, „Der ewige Spießer", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 130.
[53] Vgl. Haupt, Heinz-Gerhard/ Crossick, Geoffrey, *Die Kleinbürger. Eine europäische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts*, München 1998, S. 20.
[54] Ebda, S.19.

Crossick und Haupt die Latenz des Kleinbürgers zu Konservativ-Nationalem genannt haben.[55]

1.6.1. Kulturelle Praxis

Im Kleinbürgertum dominiert eine starke Selbst- und Familienbezogenheit.
Für den Lebensstil und die Verfasstheit des Kleinbürgers erscheinen mir die von Heinz Schilling genannten Leitbegriffe „Ordnung, Lokalismus und territorialer Rigorismus"[56] zutreffend.
Die Trennung von Gewohntem gehört zum schlimmsten Lebensunglück eines Kleinbürgers. Um sich dagegen zu wehren, „springt das kleinbürgerliche (...) Immunsystem an"[57]. Dieses Schutzsystem soll auch davor bewahren, wenn ein Ereignis unerwünscht in die Interessen greift, dann werden Überzeugungen rasch preisgegeben, „wandelt sich ihre [der Kleinbürger] Meinung"[58].
Die Sehnsucht nach Überschaubarkeit und die Hoffnung auf Kontinuität gehören ebenso zur kulturellen Praxis des Kleinbürgers wie das Streben nach Achtbarkeit und die Ängstlichkeit gegenüber den Meinungen anderer. Indem der Kleinbürger durch unreflektierte Aneignung von Ideen diese meist verfremdet, wird er – ohne dies selbst wahrzunehmen – zu einem ‚Modernitätsvernichter'.
Einen nützlichen Einstieg zum Verständnis der Mentalität des Kleinbürgers liefert der bayrische Schriftsteller Oskar Maria Graf mit seinem 1931 erschienenen Roman *Bolwieser*:

„Der echte Unternehmer trachtet nach der Ausdehnung seines Betriebes und nach Macht. Der Arbeiter kämpft mit seinesgleichen um erträgliche Lebensbedingungen. Der Kleinbürger hingegen will das eine nicht und hat das andere. (…) Spürt er nur im geringsten eine Bedrohung seiner Interessen und Passionen, so wird er ängstlich und gehässig."[59]

---

[55] Vgl. Haupt, Heinz-Gerhard/ Crossick, Geoffrey, *Die Kleinbürger. Eine europäische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts*, S. 205 ff.
[56] Schilling, Heinz, *Kleinbürger. Mentalität und Lebensstil*, Frankfurt/Main 2003, S. 9.
[57] Ebda, S. 10.
[58] Graf, Oskar Maria, *Bolwieser. Roman eines Ehemannes*, München 1994, S. 194.
[59] Ebda, S. 67.

Diese sozialpsychologische Skizzierung hat Graf im angesprochenen Roman mit viel Liebe zum Detail ausgeschmückt. Der Bahnhofsvorstand *Bolwieser* ist ein konfliktscheuer Mensch. Auf Bewusstseinsebene kommt er über Andeutungen und vor allem Ausreden nicht hinaus. Die beständige Furcht vor den Reaktionen anderer füllt seine kleinbürgerliche Existenz mit viel Bitterkeit aus und schleift sie klein. Der Tratsch ersetzt die Diskussion, das Vorurteil den Meinungsaustausch, das Ressentiment die Wahrheitssuche. ‚Jeder ist sich selbst der Nächste', bildet die Summe an Einsichten in gesellschaftliche Zusammenhänge. Was den Kleinbürger aufrecht hält, ist lediglich ein gewisser Zynismus. Wenn verschiedene Kleinbürger zusammen kommen, belauern sie sich gegenseitig. Sie gönnen sich gegenseitig nichts, deshalb treten sie in der Öffentlichkeit mit beklommener Verlegenheit auf, tölpisch, plump, und erst wenn der Alkohol sie enthemmt, lassen sie ihrer Gier und Hemmungslosigkeit freien Lauf.

„Menschen seinesgleichen [wie Bolwieser] scheuen alles Laute und Öffentliche. Sie wollen versteckt und unbehindert täglich, ja stündlich ihr bisschen Leben genießen. Was sie darin stört, hassen sie. Sie wehren sich freilich nicht dagegen, denn sie sind die echtesten Feiglinge. Bei Verdrießlichkeiten und Erschütterungen irgendwelcher Art sind sie stets zum Kompromiß bereit."[60]

Dieses „stets zum Kompromiß bereit sein", habe ich die a-priori-Opportunismusanfälligkeit des Kleinbürgers genannt.
In seinem anderen ‚Spießer-Roman', dem 1937 im Malik Verlag über eine Deckadresse in London erschienen Roman *Anton Sittinger*, arbeitet Oskar Maria Graf noch dezidierter den Typus des kleinbürgerlichen Mitläufers heraus. Der Roman umfasst die mit gesellschaftlicher Sprengkraft aufgeheizte Zeitspanne der Weimarer Republik, beginnend mit dem Zusammenbruch der Monarchie nach dem Ersten Weltkrieg, fortsetzend mit den politischen Radikalisierungen, der Ausrufung von Räterepubliken, den Putschversuchen auf rechter Seite, endend mit dem Erstarken der Nationalsozialisten und der Machtergreifung Hitlers. Diese Chronik deutscher Zeitgeschichte wird mit der Lebensgeschichte des Münchner Postinspektors *Anton Sittinger* verknüpft. Dieser ist ein selbstgefälliger Griesgram, einzig und allein an sich selbst und seinem Wohl interessiert. *Sittinger* hält sich für unpolitisch. Nun ist es Grafs Meisterschaft, zu zeigen, wie gerade dieser ‚unpolitische', ‚nichthandelnde'

[60] Graf, Oskar Maria, *Bolwieser. Roman eines Ehemannes*, München 1994, S. 126 f.

Kleinbürger, der nur auf Bierruhe und Häuslichkeit aus ist, zum Wegbereiter von politischem Radikalismus wird.

„Menschen wie Sittinger gibt es in allen Ländern Abertausende. (…) In manchen Zeiten heißen sie ‚du' und ‚ich'. Dennoch wird niemand glauben, daß er auch zu ihnen gehört. (…) Sie erscheinen harmlos, und ihr giftiger Egoismus gibt sich stets bieder. (…) Man hat politisch mit ihnen zu rechnen, wenn man die Welt verändern will, nur darf man sich nie dem Wahn hingeben, als seien sie für das Erringen einer besseren Zukunft brauchbar."[61]

Figuren wie *Bolwieser* und *Sittinger* sind gespaltene, ambivalente Charaktere: „als Untertanen zugleich machtlüstern, als Egoisten schwach, als eingebildete Selbstherrscher allzu rasch am Eigengewicht der Realität scheiternd."[62]

1.6.2. „Die Spießer sterben differenziert"[63]

Bedeutende Autoren des 19. – und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatten in ihren Werken meist wenig Schmeichelhaftes von den kleinbürgerlichen Existenzen zu erzählen. Denken wir an Honoré de Balzac, Emile Zola, Heinrich Mann, um nur einige zu nennen; auf Karl Kraus und Elias Canetti komme ich noch zu sprechen. Dennoch soll hier auch Platz für eine Ausnahme sein: In der Novelle *Der Tod des Kleinbürgers* entwirft Franz Werfel mit viel Empathie die Nöte und Hoffnungen des Kleinbürgers *Karl Fiala*.

Der 64jährige *Fiala* ist seit seiner vorzeitigen Pensionierung als Portier Magazinaufseher: „Gott ist gnädig und der Lohn eines Magazinaufsehers zu klein zum Abbauen!"[64] Er lebt mit Frau, Schwägerin und Sohn, einem Epileptiker unter äußerst ärmlichen Verhältnissen. Um seiner Familie im Falle seines Ablebens das Schlimmste zu ersparen, der Gattin „das Versorgungshaus in Lainz", dem behinderten Sohn „die Anstalt in Steinhof"[65] hat er eine Lebensversicherung abgeschlossen, die nach seinem

[61] Graf, Oskar Maria, *Anton Sittinger, Ein satirischer Roman*, München 1994, S. 383.
[62] Schoeller, Wilfried F., „Editorisches Nachwort", in: Graf, Oskar Maria, *Bolwieser, Roman eines Ehemanns; Anton Sittinger, Ein satirischer Roman*, München 1994, S.515.
[63] Werfel, Franz, *Der Tod des Kleinbürgers*, Berlin-Wien-Leipzig 1927, S. 11.
[64] Ebda, S. 8.
[65] Ebda, S. 11.

Tod den Überlebenden einen hohen Geldbetrag zusichert. Die Auszahlung der Prämie erfolgt allerdings frühestens nach vollendetem fünfundsechzigstem Lebensjahr. Die ganze dumpfe Hoffnung des Kleinbürgers klammert sich an diese Polizze. *Fiala* hat sich zu diesem Lebensversicherungsvertrag von seinem Nachbarn *Schlesinger* überreden lassen. *Schlesinger* ist ein Spießer und Gauner, der als selbständiger Versicherungsagent nicht davor zurückschreckt, Polizzen an Ahnungslose wie seinen Nachbarn *Fiala* zu verkaufen. Werfel lässt offen, ob sich die Sicherheit verheißende Polizze nicht als Chimäre und Betrug erweist, was er jedoch in aller Deutlichkeit zeigt, ist die Manipulierbarkeit, mit der das Vertrauen des Kleinbürgers hemmungslos ausgenützt wird.

Im Leben geht selten etwas glatt und im Leben des Kleinbürgers *Karl Fiala* in Zeiten der Krise der 1920er-Jahre schon gar nicht. Der Kleinbürger wird noch vor seinem 65. Lebensjahr lebensgefährlich krank. Doch *Fiala* wird zur medizinischen Sensation, weil er, von den behandelnden Ärzten längst aufgegeben, einfach nicht stirbt. Der aus Sorge um seine Familie das Ende hinauszögernde Familienvater, der nur noch auf diesen unbedingt zu erreichenden 65. Geburtstag Hinlebende, wird in Arthur Millers Handlungsreisendem *Willy Loman* (*Death of a Salesman*) einen Schicksalsgenossen finden.
In einer bemerkenswerten Stelle gegen Ende der Novelle umreißt Werfel mit wenigen Worten das Wesen kleinbürgerlicher Verfasstheit, ein Arzt meint da zu einem Kollegen:

„Schau einmal echten Proletariern beim Sterben zu. Das ist einfach erhebend. Sie haben keine Angst und keine Forderungen. Die Sache ist abgeschlossen. (...) Nur die Spießer sterben differenziert. Die kleinsten selbst. Jeder Spießer hat seine eigene Art, nicht sterben zu wollen. Das kommt daher, weil er noch etwas anderes zu verlieren fürchtet mit dem Leben. Ein Bankkonto, ein schmieriges Sparkassabuch, einen angesehenen Namen, oder ein wackeliges Sopha!“[66]

---

[66] Werfel, Franz, *Der Tod des Kleinbürgers*, S. 91.

1.6.3. Zur ‚Rechts-Drift' im Kleinbürgertum

Da noch die erträgliche Behaglichkeit, dort schon die drohende Armut – es ist ein schmaler Grat, auf dem die kleinbürgerliche Existenz wandelt, das sollte man, bei aller berechtigten Kritik an der kulturellen Praxis des Kleinbürgers, nicht aus den Augen verlieren. Die prekäre Lage führt dazu, dass Individualismus jederzeit in reinen Egoismus umkippen, sich Eigensinn zu Intoleranz verhärten kann: aus Sparsamkeit wird Geiz, und am Ende führt die Beharrlichkeit zur Versteinerung. Das Misstrauen gegenüber der Außenwelt ist geradezu signifikant für den Kleinbürger. Fixiert auf Privatsphäre und politisch weitgehend desinteressiert, ist der Kleinbürger entgegen seiner Selbsteinschätzung dennoch kein apolitischer Zeitgenosse. Fokussiert darauf, sich und seine Familie durch die Widrigkeiten des Alltags unbeschadet – d.h. unbehelligt – zu bringen und auf Grund seiner ständigen Angst vor Eigentumsverlust, reagiert der Kleinbürger auf gesellschaftliche Veränderungen grundsätzlich mit Misstrauen und Argwohn. Somit bildet er ein reaktionäres Element im sozialen Prozess. Vor die Wahl gestellt, entscheidet er sich für Tradition, Autorität und Härte, gegen Fortschritt, Mitsprache und Nachgiebigkeit. Mit sozialpsychologischer Blickschärfe meinte Oskar Maria Graf in seinem Roman *Anton Sittinger*:

> Instinktiv hassen sie [die Biedermänner, Kleinbürger] den sozial Benachteiligten, den Arbeiter und Armen, und ihr tückischer Haß wird sofort zur unversöhnlichen Feindschaft, so bald sie merken, daß sie bei einer sozialen Umwälzung etwas einzubüßen hätten. Deswegen ist ihnen die wirkliche Demokratie ein Greuel. Darum sind sie so schrullig konservativ, so stockreaktionär …"[67]

Das Kleinbürgertum gewann im Laufe des 20. Jahrhunderts zusehends an sozialer Breite. Die Erweiterung führte dazu, dass die spezifischen Haltungen und Ansichten, die im Kleinbürgertum gängig waren, sukzessive zu Themen der öffentlichen Wahrnehmung wurden. Zu den Laden- und Werkstattbesitzern kamen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Büroangestellten hinzu. Gemeinsam mit Beamten, Lehrern und den Personen in freien Berufen bildeten die Kleinbürger einen Mittelstand. Dieser wurde zum gesellschaftspolitischen Gradmesser für sozialen Frieden, zu einem Faktor der Stabilität. Mit der Verkleinbürgerlichung als einem

[67] Graf, Oskar Maria, *Anton Sittinger, Ein satirischer Roman*, S. 383.

übergreifenden gesellschaftlichen Phänomen entwickelte sich auch ein zur Selbstüberschätzung neigendes Bewusstsein. Von dieser für das allgemeine Zusammenleben durchaus gefährlichen Haltung zeugt die österreichische Literatur mit einigen beredten Beispielen. Das erste, wenn ich recht sehe, kommt, wie nicht anders zu erwarten, von Johann Nestroy. In *Verwickelte Geschichte* wird die Aggression des Bierführers *Fass* bereits von der Gewissheit gespeist, dass die ‚Stunde des Kleinbürgers' nicht mehr fern ist, um ‚alte Rechnungen' zu begleichen. Ist sie ja, mit Blick auf die revolutionären Umbrüche des Jahres 1848, tatsächlich nicht. Bitterste Realität wird sie dann 85 Jahre später, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten.

Fass: „Wenn aber mein System durchgreift – (...) dann – dann fallt auch so manches Opfer meiner Rache. *(Zieht ein schwarzberändertes Papir hervor.)* Hir stehn sie auf der Todesliste. *(Liest.)* Der G'meind'wirth, der mir nicht länger aufschreiben will – stirbt. Der Schneider, den ich ein neu's G'wand zahlen soll, was ich längst zerrissen hab' – stirbt. Der Schuster dessen Rechnung ich unter meiner Würde halte (...) stirbt – und so sterben noch eine Menge – das g'schieht aber Alles erst, wann ich als Volksmann an die Regirung komm'."[68]

Der Bierführer *Fass*, der Viktualienhändler *Vinzenz Chramosta (Die letzten Tage der Menschheit)* und der Hausmeister *Benedikt Pfaff (Die Blendung)* bilden drei drastische Beispiele für die Selbstüberschätzung des Kleinbürgers. Von diesen Figuren (männlichen Kleinbürgern) geht ein hohes Maß an Bedrohlichkeit aus. Zunächst zu Karl Kraus und seinem Monumentalstück *Die letzten Tage der Menschheit*.

Beinahe in jeder Szene gibt es Anlass zum Lachen, doch ist es ein Lachen, das einem buchstäblich im Hals stecken bleibt. In diesem Anti-Kriegsstück wird über weite Strecken mit den Mitteln der Satire vorgeführt, wie die Menschen in grenzenloser Dummheit und Selbstüberschätzung, im Gleichklang mit ungehemmtem Dünkel und steifer Borniertheit auf die Weltkriegskatastrophe zusteuern. „Die unwahrscheinlichsten Taten", schreibt der Autor im Vorwort des 1922 erstmals in Buchform erschienen Szenenkonglomerats, „die hier gemeldet werden, sind wirklich

[68] Nestroy, Johann, „Verwickelte Geschichte!", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, *Bd. 29*. Herausgeber dieses Bandes: Obermaier, Walter, Wien 1999, S.116.

geschehen; (…) Die unwahrscheinlichsten Gespräche, die hier geführt werden, sind wörtlich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate."[69] In dieser Collage mit einer kaum zu überblickenden Auswahl an Figuren und Schauplätzen lässt Kraus eine Vielzahl von Opportunisten und Mitläufern auftreten: Subalterne Beamte[70], bornierte Generalstabchefs[71], Mesner, die stolz darauf sind, dass die Rosenkränze aus Schrapnellkugeln gemacht sind[72], Offiziere, die sich darüber empören, wenn sie im Restaurant trotz der Kriegszeiten nicht ihre gewohnte Fleischspeise erhalten[73]. Die Aufzählung ist unvollständig, denn abgesehen von Kraus' Alter Ego dem *Nörgler*, ließen sich alle anderen Figuren mehr oder weniger deutlich der Masse an Fehlgeleiteten, Mitläufern, stillen Duldern, Fanatikern, Opportunisten, Kriegsgewinnlern bis hin zu Kriegsverbrechern zurechnen, und der Autor wird nicht müde, ein ums andere Mal an Hand all dieser Figuren den Zusammenhang von Mediokrität und politischem Verbrechen kenntlich zu machen. Ich möchte eine Figur herausheben, bei der, in kongruenter Fortschreibung von Nestroys Bierführer *Fass,* das Bedrohliche des Kleinbürgers besonders deutlich hervortritt. Es handelt sich um den Viktualienhändler *Vinzenz Chramosta*.
Mit kaum unterdrückter Aggression lebt er seine Macht vor und gegenüber der Kundschaft aus. Auf die kriegsbedingten Notzeiten reagiert der Greißler mit Preiswucherei, den Wünschen der Einkaufenden begegnet er mit Hohn („Der Schmierkas? Zehn Deka vier Kronen! – Was, zu teuer? Auf d' Wochen kost er sechse,…"[74]) und brutaler Herablassung („Wos? A Wurscht? Schaun S' daß weiter kummen Sö Tepp,…"[75]). Als unter den Kunden Murren entsteht, spielt *Chramosta* den Beleidigten und demonstriert auf radikale Weise seine dumpfe Macht: „Wos hör i do? Aufbegehren? (…) Für heut könnts gehen olle mitananda. Gfreut mi nimmer. So aner notigen Bagasch verkauf i überhaupt nix!"[76] Nach dieser Demonstration kleinbürgerlicher Hybris betritt ein Marktamtskommissär den Laden. Als dieser den Inhaber der Preistreiberei bezichtigt, schlägt *Chramostas* Bereitschaft zu opportunistischer Servilität in Renitenz um. Als er seine Existenz bedroht fühlt, wird

[69] Kraus, Karl, *Die letzten Tage der Menschheit*, Teil I, München 1964, S. 5.
[70] Ebda, Vgl. S. 28ff.
[71] Ebda, Vgl. S. 129 ff.
[72] Ebda, Vgl. S. 282.
[73] Vgl., Kraus, Karl, *Die letzten Tage der Menschheit*, Teil I, S. 216.
[74] Ebda, S. 260.
[75] Ebda.
[76] Ebda, S. 261.

aus der Auflehnung Brutalität: „I scheiß Ihna wos! Dös hab i scho gfressen, wann aner do einakummt, in die Preis umanandstierln – (…) wann S' net auf der Stöll mein Logal verlassen, bin i imstand und vergreif mi an Ihna! *(Er ergreift zwei Messer)*"[77]

Der Hausmeister *Benedikt Pfaff* in Elias Canettis Roman *Die Blendung*, 1935 erstmals erschienen, liegt im Haus Ehrlichstraße 24 vor seinem Guckloch auf der Lauer. Wagt sich ein Bettler ins Haus, dann schießt dieser Zerberus von einem Concierge aus seinem Kabuff und verdrischt den Unglücklichen. Der Versuch, an dem gefürchteten Guckloch in normaler Höhe durch eine gebückte Haltung unbemerkt vorbei zu kommen, misslingt, weil Pfaff, ein ehemaliger Polizist, an seiner Tür ein zweites Guckloch angebracht hat. An diesem, in Kniehöhe angebrachten Loch, lauert der sadistische Hausmeister, der in der Maßlosigkeit und im Schlagen seine Aggressionen auslebt.

„Die Welt bestand für ihn aus Hosen und Röcken. Die im Haus getragenen waren ihm wohlvertraut, fremde beurteilte er nach Fasson, Wert und Würde. (…) Tauchte ein Subjekt auf, so langte er, noch während er kniete, mit dem kurzen, stämmigen Arm nach der Türschnalle, welche (…) verkehrt eingesetzt war. Die Wucht, mit der er aufsprang, öffnete sie. Dann brüllte er das Subjekt an und prügelte es halb tot. Am Ersten jeden Monats, da ihm seine Pension gebracht wurde, ließ er jedermann frei passieren."[78]

Pfaff stellt bereits einen Vorläufer des nationalsozialistischen Blockwarts dar, agiert wie dieser als Instrument der Überwachung und Bespitzelung.
Pfaff lebt seine Selbstüberschätzung auch und vor allem gegenüber seiner eigenen Familie aus. Die Gattin verstirbt, psychisch gebrochen durch die Misogynie des Mannes, an den Folgen der an ihr ausgeübten körperlichen Gewalt. Die Tochter hält der Hausmeister wie eine Leibeigene und vergeht sich auch körperlich an ihr.[79]
Einer wie *Pfaff* lässt das Grundmuster des autoritären Charakters[80] erkennen: Einerseits die Bewunderung von Autorität und die Bereitschaft, sich dieser zu

[77] Kraus, Karl, *Die letzten Tage der Menschheit*, Teil I, S. 261 f.
[78] Canetti, Elias, *Die Blendung*, Frankfurt/Main 1965, S. 87 f.
[79] Verwiesen sei auf das Kapitel „Der gute Vater", in: Canetti, Elias, *Die Blendung*, S. 398 – 410.
Es ist wohl nicht zu weit hergeholt, zwischen der Figur eines *Pfaff* und jenes Kinderschänders und Kerkermeisters Josef F. Parallelen zu erblicken. Was uns bei Canetti als ins Groteske gesteigerte Zuspitzung kleinbürgerlicher Brutalität und Grausamkeit erscheint, erweist sich seit den 2008 bekannt gewordenen Abscheulichkeiten jenes Josef F. als geradezu realistische Beschreibung.
[80] Einen Zusammenhang zwischen autoritärer Triebunterdrückung und faschistischem Gedankengut erkannte Wilhelm Reich in seinem Werk *Massenpsychologie des Faschismus*. Erich Fromm deutet in seinem Buch

unterwerfen, andererseits das Streben, selbst Autorität ausüben und andere sich gefügig zu machen. Autoritäre Persönlichkeiten wie *Fass*, *Chramosta* und *Pfaff*, allesamt literarische Figuren von zu extremer Selbstüberschätzung neigenden Kleinbürgern, können als ‚potentiell faschistisch' bezeichnet werden.
Dass die antiliberalen Neigungen im Kleinbürgertum dieses besonders anfällig für den heraufkommenden Nationalsozialismus gemacht haben, ist eine verbreitete Faschismus-Theorie. Ein literarisches Äquivalent zu dieser Theorie hat Ödön von Horváth mit seinen Spießer-, Kleinbürgerfiguren und Opportunisten geschaffen, auf sie wird in dieser Arbeit noch ausführlich eingegangen. Crossick und Haupt haben eine umfassende sozialgeschichtliche Analyse des Kleinbürgertums vorgelegt, und sie widersprechen jenen Thesen, die Faschismus vornehmlich als ein Phänomen entfesselter Kleinbürgermassen betrachten. „Dieses Argument überträgt (…) die Verantwortung, die die zeitgenössischen Eliten für den Machtantritt der Nationalsoziallisten tragen, auf die Besitzer kleiner Unternehmen."[81] Auch in der Großindustrie, unter Bürgern, Bürokraten, selbst Arbeitern und einigen Freigeistern fanden sich aus unterschiedlichsten Gründen Anhänger der Nazis. Crossick und Haupt ist auch darin recht zu geben, wobei sie auf die Forschungen von Rudy Koshar verweisen, dass mit der Faschismusanfälligkeit des Kleinbürgertums vornehmlich ein nationales Beispiel (Deutschland mit einverleibtem Österreich) in den Rang einer Gesetzmäßigkeit gehoben wird.[82] Und dennoch müssen auch die beiden Sozialhistoriker zugeben, dass die kleinbürgerliche Kultur kongruente Verbindungen zum Faschismus aufweist und dass deshalb die Unterstützung der kleinbürgerlichen Schichten für den Faschismus im Allgemeinen, den Nationalsozialismus im Besonderen kein Zufall gewesen sein kann:

Escape from Freedom an, dass Freiheit, obzwar ein fundamentaler Wesenszug des Menschen, viele überfordere, eben weil viele Menschen durch Erziehung einen Sozialcharakter erworben hätten, der sich an der jeweiligen Macht orientiert und von Gehorsam geprägt sei. 1950 erschien in New York die Studie *The Authoritarian Personality*, an der Adorno, Frenkel-Brunswik, Levinson und Sanford mitgearbeitet hatten. Allen Herangehensweisen ist gemeinsam, dass sie den subjektiven Faktor betonen und den einzelnen Menschen nicht als durch die Ökonomie determiniert beschreiben Die marxistische Kritik hält dem entgegen, dass der Mensch nicht die Ursache seiner Fügsamkeit in sich trägt. Die Spezifik des bürgerlichen Verhältnisses von Herrschaft und Untertan erschließt sich nur, wenn der Gegensatz von politisch-ökonomischer Macht und denen, die sich ihr zu beugen haben, nicht geleugnet wird. (Vgl. „Der ‚autoritäre Charakter', Aufklärung über die Gründe des „Mitmachens", in: http://www.gegenstandpunkt.com/mszarx/psych/arg/psa_subj.htm, 14.11.2010)

[81] Haupt, Heinz-Gerhard/ Crossick, Geoffrey, *Die Kleinbürger. Eine europäische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts*, S. 296.

[82] Ebda.

„Beide teilten die Bemühungen, die Politik von Korruption und Egoismus zu befreien, etablierte Eliten, deren Reichtum und Macht das normale Volk unterdrückten, zu provozieren sowie das Mißtrauen gegenüber Großbetrieben und organisierter Arbeit zu artikulieren. (…) Beide betonten eine Harmonie des Volkes, die auf Familie, Autorität und harter Arbeit beruhe, sowie die Bindung an den lokalen Bereich und an die ehrbaren Traditionen des täglichen Lebens, deren Harmonie und persönlichen Charakter sie mit den nationalen Kämpfen von Parteien und Klassen kontrastierten."[83]

Nach 1945 verschwindet, soziologisch betrachtet, diese diffuse Zwischenklasse der Kleinbürger, oder besser, sie geht mit der Arbeiterschaft, den Selbständigen, den freien Berufen in einer Mittelschicht auf, die sich auf Grund ökonomischer Unterschiede in eine obere, mittlere und untere Mittelschicht unterteilen ließe. Wichtiger jedoch als diese Segmentierungen, die spätestens seit dem Aufkommen prekärer Beschäftigungsverhältnisse als im Fluss bezeichnet werden müssen, erscheint der Umstand, dass das Kleinbürgerliche als klassenübergreifender Kulturstil nach den sozialen Konflikten der Zwischenkriegszeit und dem Zweiten Weltkrieg ‚Karriere' gemacht hat.
Die Verkleinbürgerlichung hat die moderne Welt ubiquitär ergriffen. Mit dem Verschleifen sozialer Widersprüche nach 1945 wurde aus der Arbeiterschaft sukzessive die Arbeitnehmerschaft. Und das Großbürgertum, dort wo es seinen Status halten konnte, gab dem Druck der Mittelschicht und ihrer kleinbürgerlichen Mentalität nach, orientierte seinen Wertekanon danach und büßte dafür an Liberalität ein. Als reziproke Zeitströmung in einer globalisierten Welt überdauern in der verkleinbürgerlichten Gesellschaft die letztlich als rückschrittlich zu bezeichnenden Potentiale: die Suche nach Intimität, die Angst vor Fremden, die Abwehr geistiger Angebote und der Schutz vor Vielgestaltigkeit.

1.7. Isolationsfurcht und Common Sense

Die öffentliche Meinung rekurriert auf die in Umlauf gebrachten Ansichten und Muster. Sie ist ein gesellschaftlicher Reflex atmosphärischer Natur. In ihrer Haupttendenz lässt sie die Schlagseite der jeweils aktuellen politisch-ökonomischen

[83] Haupt, Heinz-Gerhard/ Crossick, Geoffrey, *Die Kleinbürger. Eine europäische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts*, S. 301.

sowie gesellschaftlich-sozialen Zeitkomponenten erkennen. Vertreten durch ihre Hauptproponenten, die Massenmedien, setzt die öffentliche Meinung auf den vertrauten und mechanisierten Common Sense. Dieser ist zwar ein durchlässig' Ding, dennoch zeichnet ihn eine hartnäckige Zähigkeit aus: Hat sich eine allgemeine Stimmungslage erst einmal etabliert, ist es schwer, diese aufzubrechen, der Kritik auszusetzen und durch andere Standpunkte zu ersetzen.
Ein gutes Beispiel liefert die Figur des von Merz und Qualtinger beschriebenen *Herrn Karl*. Dieser ist geradezu die Inkarnation des österreichischen Opportunisten. Sein Monolog ist eine einzige Lebensausrede, ein Entschuldigungs- und Verharmlosungsversuch. Groß war die öffentliche Aufregung, als im November 1961 der von Qualtinger dargestellte ‚Störfaktor' als *Der Herr Karl* in die mit TV ausgestatteten Wohnzimmer der Österreicher ‚trat', diesen behaglichen Opportunisten ausstellte, der all die Plattitüden und Ausreden gebrauchte, die der Homo austriacus selbst so gerne im Nachkriegsösterreich der Zweiten Republik verwendete, die nachgerade das eigentliche Fundament der nationalen Identität bildeten.
Der Herr Karl über den Einmarsch der Hitlertruppen in Österreich:

„Also mir san alle ... i waaß noch ... am Ring und am Heldenplatz g'standen ... unübersehbar warn mir ... man hat gefühlt, ma is unter sich ... es war wie beim Heirigen ... es war wie a riesiger Heiriger ...! Aber feierlich."[84]

Dies direkt ins Gesicht gesagt zu bekommen, stieß vielen sauer auf, wie sich durch die Rezeptionsgeschichte des *Herrn Karl* nachvollziehen lässt. Und in welcher Form wurde die Kritik vorgebracht? Durch das Zitieren von Themen und Haltungen, die allesamt Bestandteil der öffentlichen Meinung waren. Die schärfste Form der Kritik ist eben immer noch das Kritisierte zu zitieren.
Das Verhalten des *Herrn Karl* wird zur Gänze von seinem verinnerlichten Opportunismus gespeist. In der Weise wie diese Wandlungsfähigkeit vom Darsteller und Co-Autor, Helmut Qualtinger, dargestellt wurde, erhitzten sich die Gemüter, dieser Opportunist namens *Der Herr Karl* passte so gar nicht zum Selbstbild der Republik.

[84] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, Wien-München 1999, S.17.

„Der Wunsch nach Tilgung der Erinnerung ans Geschehene einte österreichische Täter, Mitläufer und Pflichterfüller mit ihren Staatsmännern. Opferstatus, Unschuld und Selbstmitleid waren unverzichtbare Bestandteile einer Mentalität des Vergessens und Selbstvergebens am Beginn der Zweiten Republik."[85]

Die deutsche Demoskopin Elisabeth Noelle-Neumann führte den Begriff der ‚Schweigespirale' in die Sozialpsychologie ein.[86] Unter dieser begreift sie einen gesellschaftlichen Mechanismus, der aus Konformitätsdruck erwächst. Noelle-Neumanns Ausgangspunkt ist die Annahme, dass der Mensch, das soziale Wesen, Angst vor Isolation hat. Diese Furcht „erscheint als die treibende Kraft, die den Prozess der Schweigespirale in Gang setzt. Mit den Wölfen heulen, ist der glücklichere Zustand, aber wenn man das nicht über sich bringt, weil man offenbar allgemein verbreitete Überzeugungen nicht zu teilen vermag, so kann man doch noch immer schweigen,..."[87]
Isolationsfurcht und Konformitätsdruck bilden laut Noelle-Neumann, jene gesellschaftliche Zange, in der der Einzelne steckt. „Heute lässt sich nachweisen, dass Menschen auch dann, wenn sie hellwach sehen, dass ein Weg falsch ist, doch in Schweigen verfallen, wenn sie sich mit Reden isolieren würden, wenn nämlich die öffentliche Meinung (...) dagegensteht."[88]
Daraus erwächst ein gesellschaftliches Paradoxon: So werden gerade jene Zeitgenossen zu Trägern der allgemeinen Stimmungslage, die diese im Grunde nur indirekt angenommen haben. Die Folge daraus: Gerade die ‚Unüberzeugten' tragen zur Verfestigung des Common Sense bei.

Noelle-Neumanns Hypothese von der Schweigespirale gibt mehrfach Anlass zur Kritik: Zum einen handelt es sich um eine empirisch nur schwer nachweisbare Theorie. Zum zweiten liefert sie eine Rechtfertigung für konformistisches Verhalten. Die Hypothese lädt jeden Mitläufer dazu ein, sein Verhalten mit dem Verweis auf den Konformitätsdruck zu rechtfertigen. Wenn Menschen unter Druck geraten, kann es

[85] Safrian, Hans/ Witek, Hans, *Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938*, Wien 2008, S. 319.
[86] Siehe: Noelle-Neumann, Elisabeth, *Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut*, 6.erweiterte Aufl., München 2001.
[87] Noelle-Neumann, Elisabeth, *Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut*, 6.erweiterte Aufl., S. 20.
[88] Ebda, S. VIII.

vorkommen, dass sie Dinge unternehmen, die sie sonst vermutlich unterließen. Doch ist es sinnvoll, derart ahistorisch über Verantwortung zu sprechen? Handelt es sich nicht immer um konkrete Personen mit einer historischen Identität in einem bestimmbaren Umfeld, die und das es zu beschreiben und zu analysieren gilt. Menschen kommen nicht ‚ohnmächtig' zu ihren Entscheidungen, und Verantwortung wird man nicht dadurch los, indem man sich selbst als nichthandelnd begreift.

1.7.1. Pluralistische Ignoranz

Von öffentlicher Meinung ließ sich in Deutschland zwischen 1933 und 1945 und im seit 1938 angeschlossenen Österreich nicht sprechen. Der Begriff öffentliche Meinung setzt demokratische Strukturen, den republikanischen Verfassungsstaat voraus. Davon konnte in Hitler-Deutschland keine Rede sein, statt dessen wurde von den Machthabern ein möglichst homogenes, gleichgeschaltetes Denken und Handeln propagiert und in zunehmendem Maße auch gewaltsam durchgesetzt, etwa durch Abschaffung des öffentlichen Raums. „Das führte zu einer für totalitäre Regime typischen Entpolitisierung im Zeichen der Politik."[89] Die Zustimmung zu Führerstaat und Krieg sollte durch ein Wechselspiel aus Überzeugung und Unterdrückung erzielt werden: „Die Propaganda sollte persuasiv, der Terrorapparat repressiv die Konformität garantieren und die Mehrheit der Bevölkerung für den Krieg mobilisieren."[90]

Daniel Jonah Goldhagen konnte nachweisen, dass jene exkulpatorische Klage, die nach 1945 als Entschuldigung für das Einlassen mit den Nazis herhalten musste, sich bei näherer Betrachtung nicht halten lässt: „Es heißt, die Täter hätten beim Genozid mitgewirkt, weil sie gezwungen worden seien; weil sie staatlichen Befehlen gedankenlos und gehorsam gefolgt seien; weil sie nur an ihren persönlichen Fortkommen interessiert gewesen seien; weil sie gar nicht verstanden hätten, was

[89] (Hg.) Aly, Götz, *Volkes Stimme, Skepsis und Führervertauen im Nationalsozialismus*, Frankfurt/Main 2006, S.10.
[90] Echternkamp, Jörg, „Im Kampf an der inneren und äußeren Front. Grundzüge der deutschen Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg", in: (Hg.) Militärgeschichtliches Forschungsamt, *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg,* Band 9, Erster Halbband, „Die Deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945", München 2004, S.6.

sie taten; weil sie sich nicht dafür verantwortlich fühlten;..."[91] Goldhagen zeigt in seinem Band *Hitlers willige Vollstrecker,* dass sich diese Argumente nicht verteidigen lassen. Sie stellen Ausreden dar, die mit der Realität in Hitler-Deutschland nicht übereinstimmen. Seine erschütternde Feststellung: „Die deutschen Täter waren (...) mit ihrem Tun einverstanden. Es handelte sich um Männer und Frauen, die ihren kulturell verwurzelten, eliminatorisch-antisemitischen Überzeugungen getreu handelten und den Massenmord [an den Juden] für gerecht hielten."[92] Ergänzt werden muss, dass Goldhagens Hauptthese vom gesamtgesellschaftlichen Antisemitismus in Deutschland als zentrale Triebkraft für den Holocaust in der Forschung nicht unwidersprochen geblieben ist.[93]

Wenn die gängigen Erklärungsmuster die Handlungen der Täter in keiner Weise erklären, geschweige denn entschuldigen können, wie verhält es sich mit der große Masse, die bei den Handlungen der Täter weggeschaut und sie somit geduldet hat? Zwang, Eigeninteressen, das Abschieben von Verantwortung auf andere, bilden sie eine ausreichende Erklärung für gleichmütige Passivität? Zu einem interessanten Ergebnis kam diesbezüglich der Historiker und NS-Experte Götz Aly. Da er den bisherigen Ansätzen in der Holocaust-Forschung misstraute, deren methodisches Vorgehen im Wesentlichen als eine Auswertung von Sicherheitsdienst-Berichten (SD – „Meldungen aus dem Reich"), Goebbels Tagebüchern, Bemerkungen von NS-Funktionären, Sichtungen der Feldpostbriefe und Spekulationen einzelner Historiker beschrieben werden könnte, um die Stimmungslage während der Naziherrschaft zu rekonstruieren,[94] wählte Aly einen anderen Weg: die Methode der ‚historischen Demoskopie'.[95]
Anhand heterogener Indikatoren versuchte er, gemeinsam mit Studierenden des Fritz Bauer Instituts in Frankfurt, die Stimmungslagen im nationalsozialistischen Deutschland zu erfassen. Die Indikatoren seiner Untersuchung waren die

[91] Goldhagen, Daniel Jonah, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, 3. Aufl., Berlin 1996, S. 443.
[92] Goldhagen, Daniel Jonah, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, 3. Aufl., S. 460.
[93] Siehe: Zeit Online, „Daniel J. Goldhagen in Deutschland", in: http://www.zeit.de/1996/38/goldhg.txt.19960913.xml (13.11.2009)
[94] Beispielhaft dafür: Steinert, Marlis G., *Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg*. Düsseldorf-Wien 1970.
[95] Aly hat diese Methode bereits in seinem Band „Hitlers Volksstaat" angedeutet. Vgl. Aly, Götz, *Hitlers Volksstaat*, *Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt/Main 2005, S. 334 ff.

Verwendung betont nazistischer Vor- und Zweitnamen wie Adolf, Hermann und Horst bei Neugeborenen, die Zahl der Kirchenaustritte[96], das Sparverhalten der Bevölkerung[97], Todesanzeigen von gefallenen Soldaten, in denen dezidiert auch an den Führer erinnert wurde[98], sowie die Zahl der Todesurteile, die der Volksgerichtshof vollstrecken ließ[99].
Das überraschende Ergebnis dieser Untersuchung: Die Masse der Menschen unter nationalsozialistischer Herrschaft war nicht so autoritätshörig wie bisher in der Holocaust-Forschung angenommen worden war. Sie war nicht willenlos und von einem charismatischen Führer geblendet, sondern es handelte sich in der Mehrzahl um passive Mitläufer, die keineswegs überzeugte Nazis waren und die spätestens nach dem Überfall deutscher Truppen auf die Sowjetunion, 1941, das Unheil erahnten. „Im Gefühl der Ausweglosigkeit verharren sie in stumpfer, keinesfalls begeisterter Staatsloyalität."[100]
Ein Analyseergebnis, dem sich der Herausgeber des auf zehn Bände angelegten großen Reihenwerks über das Deutsche Reich und den Zweiten Weltkrieg, Jörg Echternkamp, anschließt: „Tatsächlich rührte der Zusammenhalt immer weniger aus der Begeisterung für Hitler oder den Nationalsozialismus als aus dem Haß auf den Feind und der Angst vor der Niederlage, versetzt mit einem Quantum Nationalismus."[101]

1.7.2. Der passive Mitläufer

Der Begriff Mitläufer gehört noch präziser gefasst. Vor allem ist eine Unterscheidung zwischen dem aktiven und dem passiven Mitläufer zu treffen. Zu den aktiven Mitläufern zählen Profiteure, Überzeugte und Pflichterfüller, während zu den passiven die Weg-Seher, die Getäuschten und Angepassten zählen. Der Opportunist ist unter

[96] Untersucht wurde, in welchem Ausmaß der antiklerikalen Politik der Nationalsozialisten durch Kirchenaustritte gefolgt wurde.
[97] Darin drückt sich das Zukunftsvertrauen auf unideologische Weise aus.
[98] In der Art: „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland".
[99] Wie viel Druck übte das Regime aus, um die Volksgenossen zu disziplinieren.
[100] (Hg.) Aly, Götz, *Volkes Stimme, Skepsis und Führervertauen im Nationalsozialismus*, S. 145.
[101] Echternkamp, Jörg, „Im Kampf an der inneren und äußeren Front. Grundzüge der deutschen Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg", in: (Hg.) Militärgeschichtliches Forschungsamt, *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg,* Band 9, Erster Halbband, „Die Deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945", S. 27 f.

den aktiven Mitläufern zu finden. Doch insgesamt ist die Zahl der passiven Mitläufer immer größer als die der aktiven.

Ich versuche im Folgenden ein idealtypisches Portrait zu entwerfen: Auffällig ist die Unbildung des passiven Mitläufers, sein politisches und soziales Desinteresse (wenn diesbezüglich doch eine Wahrnehmung erfolgt, ist sie nur eine Vorspiegelung, eine Reaktion, die meist unter äußerem Druck erfolgt und den passiven Mitläufer daraufhin in den Mainstream einfallen lässt). Die Demokratie mit ihren Institutionen und Einspruchsmöglichkeiten überfordert ihn. Gegen pluralistische Entscheidungsprozesse wendet sich seine ganze innere Haltung, denn er ist der Meinung, dass sie kein Instrument sind, um ‚reinen Tisch zu machen'. Seine Latenz für undemokratische Tendenzen macht ihn – sozialpsychologisch – zu einem Geistesverwandten des autoritären Charakters. Das Denken in starren Kategorien, das Übertragen eigener Triebimpulse auf die Umgebung, sowie diese spezielle Hingabe von autoritärer Untertänigkeit ist beiden eigen. Familie ist dem passiven Mitläufer kein Halt, im Gegenteil, sie ist der Nährboden all seiner Unsicherheiten und Ungewissheiten, Familie ist das soziale Biotop, in dem er schon viele kleine Tode gestorben ist und andere hat sterben lassen. Der passive Mitläufer ist voller Ängste. Ein äußerst geringes Interesse für Kunst und Kultur resultiert aus seiner Unbildung und seiner Ignoranz, aber auch seine Existenzängste lassen ihm kaum Raum für Dinge, die ihn nicht unmittelbar tangieren. Wenn Kultur, dann am ehesten solche, die im weitesten Sinn unter Volkskultur vermarktet wird. Der passive Mitläufer zeigt Unsicherheiten im Auftreten und bei seinem Handeln in der Öffentlichkeit. Er verdrängt, was er nicht wissen will und weil er zu diesem Nichtwissen nur durch konsequentes Verdrängen gelangt, weiß er am Ende wirklich nicht, was er eigentlich wissen müsste. Er hat „‚nichts getan', ‚nichts gesehen', ‚nichts gewußt' (...) und hätte auch ‚nichts tun können'"[102].

Daraus lässt sich ableiten: Je ausgeprägter antidemokratische Strukturen vorhanden sind, desto größer ist die Anzahl an passiven Mitläufern. Im Faschismus ist demnach die Zahl an passiven Mitläufern am größten, unter wirklich demokratischen Verhältnissen am kleinsten. „In der Kombination von genereller Fürsorglichkeit und exemplarischer Gewalt gegen so bezeichnete Volksschädlinge wurden die Deutschen

[102] Hauer, Nadine, *Die Mitläufer, oder Die Unfähigkeit zu fragen. Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Demokratie von heute*, Opladen 1994, S. 128.

nicht mehrheitlich zu Jubelnazis, eher schon zu Angepassten, die sich an den alltäglichen Mitnahmemöglichkeiten erfreuten, die das System ihnen bot."[103] Das erklärt, warum sich totalitäre Regime halten können, obwohl viele Menschen die Propaganda durchschauen und auch mit den Zielvorstellungen dieser Zwangssysteme nicht übereinstimmen. Damit wird auch klar, warum es so wichtig ist, undemokratische Tendenzen bereits im Ansatz wahrzunehmen, um ihnen offensiv entgegen treten zu können.

Nadine Hauer beschäftigt sich mit der Frage, welche Auswirkungen das gesellschaftlich weit verbreitete Schweigen über die NS-Zeit hat? Sie hat deshalb Menschen, die als Mitläufer beschrieben werden können, über die totalitäre Zeit befragt. Die Art und Weise, wie von den Befragten über das Vergangene gesprochen wird, bezeichnet Hauer als „UDN". UDN steht für „Unterschwellig-Diffus, ‚Nebel'"[104]. Diese Äußerungen lassen „alles unklar und [sind] mehrdeutig"[105].
Hauer überträgt den Begriff für diese Kommunikationsform, die letztlich eine Kommunikationsverweigerung darstellt, auf die Interviewten, nennt diese ebenso UDN. „UDN schließt sich der jeweils am häufigsten oder dominant geäußerten Meinung durch Rechtgeben oder Schweigen an. (…) Bei dieser Kommunikationsform gibt es kaum eine Möglichkeit, sich anderswo zu informieren, weil entweder völlig unklar bleibt, wonach konkret gefragt werden soll, andererseits aber vor allem der Eindruck vermittelt wird, dass beim Nachfragen Unannehmlichkeiten/Peinlichkeiten zu erwarten sind."[106]
So entpuppt sich der Mitläufer als Konkretisierung von Indifferenz:
Einen indifferenten Mitläufer sieht der Politikwissenschafter Anton Pelinka im ehemaligen Österreichischen Bundespräsidenten Kurt Waldheim[107]. Im Zuge des Präsidentschaftswahlkampfs wurden Waldheims nationalsozialistischen Verstrickungen publik. „Waldheim war, in bestimmter Weise, immer ‚Mitläufer' – Mitläufer im autoritären Ständestaat, Mitläufer bei der Großdeutschen Wehrmacht, Mitläufer im Diplomatischen Dienst, Mitläufer bei den Vereinten Nationen und nun

[103] Aly, Götz, *Hitlers Volksstaat*, *Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, S.339.
[104] Hauer, Nadine, *Die Mitläufer, oder Die Unfähigkeit zu fragen. Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Demokratie von heute*, S. 128.
[105] Ebda, S. 128.
[106] Ebda, S. 128 f.
[107] Kurt Waldheim, Bundespräsident der Republik Österreich von 1986-1992.

österreichischer Bundespräsident. Verständlich, dass er nicht verstehen kann; verständlich, dass er sich zu Unrecht verfolgt glaubt – denn bis 1986 war es ihm immer möglich, sich anzupassen, sich der Mehrheitsströmung zuzuordnen, einzutauchen in die allgemeine, herrschende Befindlichkeit."[108]

1.8. Zur Ambiguität des Österreichers

Mit dem Frühkapitalismus entstand in einer geistig, wirtschaftlich, auch technisch zurückgebliebenen Vielvölkermonarchie eine spezifische Untertanenmentalität, die Bereitschaft, sich auf durchaus unsolidarische Weise (jeder bleibt sich selbst der Nächste) schon irgendwie durchzuschlagen. Ein Untertanenstaat mit Spitzelwesen (Naderer), der gleichzeitig von Stabilitätssehnsüchten gespeist war, schuf die besten Voraussetzungen für die jeweils amtierenden Herrscher (Franz II (I); Ferdinand I/ Geheime Staatskonferenz; Franz Joseph I) den Status quo aufrecht zu halten: Innovationsfeindlich, modernisierungsfaul, emanzipationsskeptisch. In der Vielvölkermonarchie mit seinem Zentrum Wien fiel all das auf einen fruchtbaren Boden. Die Hauptstädter flüchteten in Ersatzwelten, gingen in die Operette, kümmerten sich um Mode und betrieben Vereinsmeierei. Intellektuellere Zeitgenossen zogen sich ins Kaffeehaus zurück (wo es Zeitungen und andere verzweifelte Menschen gab). Die Mehrheit suchte ihr Glück in den Gastschenken und beim Heurigen. Die animierende Ausgelassenheit, die man dort vorfand, wurde als Rausch mit nach Hause genommen und für Fröhlichkeit und Heiterkeit ausgegeben, was aus Betäubung entstanden war. „Jahrhundertelang stemmt sich das ‚Erzhaus' gegen Neuerungen und Alternativen. Der katholisch-paternalistischen Tradition verpflichtet, ließ es Andersdenkende und Andersgläubige, Randgruppen und Unterprivilegierte vielfach bekämpfen, verfolgen, enteignen, vertreiben und deportieren."[109] Aber dieses Land wäre nicht Österreich, wenn sich seine Bewohner nicht höchst geschickt darin erwiesen hätten, Vergangenes zu verklären. Mittels Operettenaufführungen, diverser Filme und Schriften wurde vor allem in den ersten

[108] Pelinka, Anton, *Zur österreichischen Identität, zwischen deutscher Vereinigung und Mitteleuropa*, Wien 1990, S. 46 f.
[109] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/2008. Überblick, Zwischenbilanz, Neubewertung*, Wien 2008, S.41.

beiden Dekaden der Zweiten Republik ein Habsburg-Mythos aufgebaut, in dessen Zentrum der gute alte Kaiser Franz Joseph und die schöne Sis(s)i figurierten. „Der Fremdenverkehr nahm solche Bilder höchst bereitwillig auf und beeinflusste dadurch Außen- und Innenansicht der Alpenrepublik."[110]

Nach der gescheiterten Revolution von 1848 setzte eine Phase von Kirchhofsruhe im Zeichen des Neoabsolutismus ein. Die historische Chance, den alten Habsburgerstaat in eine föderalistische Union umzuwandeln, wurde verspielt.
Es waren die Niederlagen von Solferino (1859) und Königgrätz (1866), die den Monarchen und sein Ministerium dazu zwangen, die 1848 angesprochenen Freiheiten sukzessive zu gewähren[111]: Die Freiheit der Person, der Rede und der politischen Betätigung, Vereins- und Versammlungsfreiheit. Das Zugestehen dieser Freiheiten war nicht die Folge eines geistigen und politischen Emanzipationsprozesses, diese Freiheiten wurden nicht revolutionär erstritten und durchgesetzt, sie resultierten aus Niederlagen.
Am 1. Jänner 1930 nannte Anton Wildgans in seiner bekannten im Hörfunk vorgetragenen *Rede über Österreich* den alten Habsburgerstaat den „verdinglichte[n] Herrschaftsgedanke[n] seiner Dynastie und im übrigen bloß ein Konglomerat von vielen verschiedenen Heimaten, aus dem sich der Begriff des gemeinsamen Vaterlandes nur durch einen komplizierten staatsrechtlichen Denkprozeß ergab"[112].
Robert Musil stellte in *Der Mann ohne Eigenschaften* den Bewohnern dieses Kakaniens ein mentalitätsgeschichtliches Zeugnis aus:
„Denn nicht nur die Abneigung gegen den Mitbürger war (...) bis zum Gemeinschaftsgefühl gesteigert, sondern es nahm auch das Misstrauen gegen die eigene Person und deren Schicksal den Charakter tiefer Selbstgewissheit an. Man handelte in diesem Land – und mitunter bis zu den höchsten Graden der Leidenschaft und ihren Folgen – immer anders, als man dachte, oder dachte anders,

[110] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/2008. Überblick, Zwischenbilanz, Neubewertung*, S. 48.
[111] Vgl. Bruckmüller, Ernst, *Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse*, 2. ergänzte und erweiterte Auflage, Wien-Köln-Graz 1996, S. 355.
[112] Wildgans, Anton, *Rede über Österreich*, zitiert nach: http://www.antonwildgans.at/page87.html, (24.8.2009).

als man handelte. Unkundige Beobachter haben das für Liebenswürdigkeit oder gar für Schwäche des österreichischen Charakters gehalten."[113]
Resultiert diese Ambivalenz aus dem Umstand, dass vielen Bewohnern die Monarchie als eine höfisch-militärische Inszenierung mit angeschlossenem Beamtenstab erschien? Es fällt immer schwer, sich zu etwas zu bekennen, auf das man nicht stolz ist, dem man lediglich durch Herkunft und Lebensmittelpunkt verbunden ist.
Der habsburgische Zeitgenosse entwickelte dabei eine Ambiguität, deren Bandbreite – rein theoretisch – vom braven Untertanen bis zum individualistischen Rebellen, vom Systemerhalter bis zum Umstürzler reichte. In der Praxis jedoch zu einem Verhaltensmuster führte, dessen Hauptcharakteristikum darin lag, nicht auszuleben zu dürfen, was man war (glaubte zu sein).
„Ich bin nämlich eigentlich ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu."[114] Die Worte sind von Horváth und werden in mehreren seiner Stücken verwendet, sie bilden einen Kardinalsatz für das Maskenspiel, mit dem sich Menschen gegenseitig täuschen bis hin zum Selbstbetrug. Sie sind aber auch Ausdruck einer Ichbezogenheit, der Zeithistoriker Oliver Rathkolb spricht gar von Solipsismus[115] und vertritt die Ansicht, dass sich dieser aus den letzten Jahrzehnen der Monarchie herleitet, wo der habsburgische Zeitgenosse – zwischen Minderwertigkeitsgefühlen und grundloser Selbstüberschätzung schwankend – permanent vor eine Zerreißprobe gestellt wurde, bis am Kulminationspunkt dieser Staat tatsächlich zerriss. Und die innerlich ‚zerrissenen' Menschen (erinnert sei an das Nestroy-Stück *Der Zerrissene*) noch verunsicherter zurückließ, orientierungslos und pessimistisch. Aus dieser Indifferenz entwickelten sich jene Eigenschaften, die nichts mit Mündigkeit, Liberalität und Selbstbewusstsein zu tun hatten, dafür mit Duckmäusertum, Autoritarismus, Opportunismus.
Für den 1983 verstorbenen Kulturpublizisten Friedrich Heer stellte die historisch gewachsene Identitätskrise der Staatsbürger das Hauptproblem Österreichs dar. Den 1981 erstmals erschienenen Band *Der Kampf um die österreichische Identität* eröffnete Heer mit dem Satz: „Es gibt kein geschichtliches Gebilde in Europa, dessen

[113] Musil, Robert, „Kakanien", in: (Hg.) Frisé, Adolf, *Robert Musil Lesebuch. Versuche, einen anderen Menschen zu finden*, Reinbek 1991, S. 151.
[114] Erstmals finden sich diese Worte im Stück *Zur schönen Aussicht*. (Horváth, Ödön von, „Zur schönen Aussicht", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 537.)
[115] Vgl. Rathkolb, Oliver, *Die paradoxe Republik, Österreich 1945 bis 2005*, Wien 2005, S. 24 f.

Existenz so sehr mit den Identitätsproblemen seiner Mitglieder verbunden ist wie Österreich."[116]

Betrachtet man die Entwicklung des europäischen Parlamentarismus so fällt auf, dass Österreich im Vergleich zu anderen Staaten deutlich nachhinkt. Belgien, Großbritannien, Italien, Niederlande, Frankreich, Norwegen, Dänemark, Island, Portugal und Schweden liegen vor Österreich.[117]
Die politische Verspätung hat eine Vorgeschichte: Im Dezember 1867 wird eine konstitutionelle Verfassung erlassen, aber erst nach der Wahlrechtsreform von 1873 wird das Parlament (der Reichsrat) direkt – jedoch nach Klassenwahlrecht – gewählt. „Und dieses Österreich mit seinem Pseudoparlamentarismus (...) wurde bis 1918 von den alten, vorbürgerlichen, feudalen Mächten regiert. Die vom Kaiser bestellte Regierung war nur dem Monarchen verantwortlich. Der Kaiser und seine Regierung brauchten das Parlament gar nicht – falls der Reichsrat nicht parierte, dann gaben sich Kaiser und Regierung die ihnen genehmen Gesetze eben mittels Notverordnung."[118]
Der alte Habsburgerstaat zerfiel 1918, aus dem deutschsprachig dominierten Teil Cisleithaniens entstand in den darauffolgenden Jahren Österreich in den heutigen Grenzen. „Als 1918 der Thron der Habsburger stürzte und als eine sich revolutionär gebärdende Nationalversammlung die deutschösterreichische Republik ausrief, da war diese Revolution nichts als die fast operettenhaft anmutende Antwort auf die Niederlage Österreich-Ungarns. Ohne Sieg der Entente – keine Demokratie."[119]
Es waren die Alliierten, die im Vertrag von Saint-Germain darauf bestanden, diesen mit der ‚Republique d'Autriche' abzuschließen. Die republikanische Verfassung, demokratische Strukturen waren wieder nicht die Folge eines gesellschaftlichen Emanzipationsprozesses, sondern folgten aus der Niederlage im Ersten Weltkrieg.
William M. Johnston hat sich intensiv mit der österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte befasst. In seinem 2010 bei Böhlau herausgebrachten Band *Der Österreichische Mensch* schreibt er: „Der Mangel an einem inneren Diskurs über die

[116] Heer, Friedrich, *Der Kampf um die österreichische Identität*, 3., unveränderte Auflage, Wien-Köln-Weimar 2001, S. 9.
[117] Vgl. Pelinka, Anton, *Zur österreichischen Identität, zwischen deutscher Vereinigung und Mitteleuropa*, S. 25.
[118] Ebda, S. 26.
[119] Ebda, S. 25.

Eigenschaften der österreichischen Kultur im Rahmen einer gesamtdeutschen Kultur ist eine der unausweichlichen Realitäten der österreichischen Geistesgeschichte seit 1700. Selbst die anderen Völker der Donaumonarchie haben früher damit begonnen, sich mit ihrer eigenen Kulturgeschichte zu befassen als die ‚Deutschösterreicher'."[120] Stefan Zweigs Bemerkung sei hier zitiert, wonach es „keine Österreicher" gibt, die „nur Österreicher" wären. Er spricht von der fehlenden „Ureinheit", und „das Fehlen des Einheitsgefühles" mache auch das „Unglück Österreichs" aus.[121]

Die nach dem Krieg entstandene neue geschichtlich-politische Kategorie Österreich war der Bevölkerung, unabhängig davon, welchem politischen Lager sie sich zugehörig fühlte, zunächst eine Art Potemkinsches Dorf, oder um es mit Jura Soyfer zu sagen, ein *Astoria*[122]. Das meiste schien ungewiss und unsicher, an vorderster Stelle jedoch die Frage nach der eigenen Identität. „Der Satz vom ‚Staat, den keiner wollte' drückt diese Zweifel an der wirtschaftlichen und nationalstaatlichen Lebensfähigkeit eines nach dem Zerfall Österreich-Ungarns von rund 50 auf sieben Millionen Einwohner geschrumpften Staatsgebildes präzise aus."[123] Das Territorium hatte sich einschneidend verändert, eine Republik war ausgerufen worden, der Österreichbegriff war von landesfürstlichen und später monarchistischen Traditionen abgelöst worden. Das sorgte für Verwirrung und musste erst einmal verarbeitet werden.[124] Was war dieser von der Monarchie befreite Österreicher nun? Ein Deutscher? Und wenn ja, was sprach dann gegen einen ‚Anschluss' an den größeren nördlichen Nachbarn? Und die, die auf Grund ihrer Vorbehalte gegen alles

---

[120] Johnston, William M., *Der Österreichische Mensch, Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs*, Wien-Köln-Graz 2010, S.25.

[121] Vgl. Zweig, Stefan, „Opportunismus der Weltfeind", in: (Hg.) Beck, Knut:, Zweig, Stefan, *Die schlaflose Welt. Aufsätze und Vorträge aus dem Jahren 1909-1941*, S. 11 f.

[122] Das 1937 in der Wiener Kleinkunstbühne ABC uraufgeführte Werk *Astoria* von Jura Soyfer ist ein zeitgenössisches Dokument der Identitätskrise Österreichs am Vorabend der Annexion durch Hitlerdeutschland. Interessanterweise hat dieses Stück erneut an Aktualität gewonnen, weil es sich auch als Vorwegnahme der Spekulationsblasen der vergangenen Jahre lesen lässt.
Vgl. Soyfer, Jura, „Astoria", in: (Hg.) Jarka, Horst: Jura Soyfer, *Das Gesamtwerk, Szenen und Stücke,* Wien-München-Zürich 1984, S. 111-151.

[123] Rathkolb, Oliver, *Die paradoxe Republik, Österreich 1945 bis 2005*, S. 19.

[124] Vgl. Stourzh, Gerald, „Erschütterung und Konsolidierung des Österreichbewusstseins – Vom Zusammenbruch der Monarchie zur Zweiten Republik", in: (Hg.) Plaschka, Richard Georg/ Stourzh, Gerald/ Niederkorn, Jan Paul, *Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute*, Wien 1996, S. 289.

Preußische[125] lieber die Unabhängigkeit gewahrt sehen wollten, welchen Beitrag leisteten sie zur Identitätsfindung des neu geschaffen Staates?
Auf eine griffige Formel gebracht könnte man sagen: Die Patrioten waren keine Republikaner und die Republikaner keine Patrioten. Während viele Christlichsoziale der alten Monarchie nachtrauerten, fanden sich unter den Sozialdemokraten zwar viele überzeugte Republikaner, aber unter diesen auch solche, die nicht an die Eigenständigkeit der neuen Republik glaubten.[126] Kritisch ging der undogmatische, marxistische Intellektuelle und Publizist Ernst Fischer mit der Sozialdemokratie um. Er vertrat die Ansicht, wonach die Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) und ihre wesentlichen Repräsentanten, Otto Bauer[127] und Karl Renner, selbst nicht an die Lebensfähigkeit Österreichs geglaubt hätten. Dies hätte in großen Teilen der Bevölkerung, vor allem auch in der Arbeiterschaft, zu Eigenschaften wie Passivität, Anpassungsbedürfnis, Indifferenz und Resignation geführt.[128] Fischers Kritik deckt sich mit der eines der wenigen politischen Schriftsteller Österreichs der Ersten Republik. Im Romanfragment *So starb eine Partei* - nach dem Scheitern der Februarkämpfe von 1934 verfasst - arbeitete Jura Soyfer die Versäumnisse und Unzulänglichkeiten der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei heraus, und er entwarf in diesem Werk mit dem „kleinen"[129] Staatsbeamten *Franz Josef Zehetner* den Inbegriff eines österreichischen Opportunisten; darauf komme ich später noch ausführlich zu sprechen.

In der Umbruchphase nach der überwundenen Monarchie wurden ehrgeizige sozialpolitische Vorhaben von der SDAP angegangen. Das ehrgeizigste, die Sozialisierungsgesetzte, die zu einer Vergesellschaftung der Schwerindustrie bis hin

---

[125] Hier sei an Hofmannsthal Schema „Preuße und Österreicher" erinnert. Darin heißt es: Der Preuße „behauptet und rechtfertigt sich selbst", während der Österreicher „lieber im Unklaren" (bleibt). Das Schema zeigt jedoch die Schwächen einer ahistorischen Beschäftigung mit der so genannten Wesensart, sie führt zur Aufzählung von Stereotypen. (Hofmannsthal, Hugo von, „Preuße und Österreicher. Ein Schema, in: (Hg.) Lamping, Dieter: Hofmannsthal, Hugo von, *Gesammelte Werke, Band I, Gedichte und Prosa*, Düsseldorf-Zürich 2003, S. 572-573.
[126] Vgl. Kreissler, Félix, „Vielschichtige Österreichbilder", in: (Hg.) Botz, Gerhard,/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*, 2. erweitere Auflage, Frankfurt/Main 2008, S. 514.
[127] Erinnert sei an Otto Bauers Schrift „Die österreichische Revolution" von 1923. Unter ‚§8 Nationale und soziale Revolution' heißt es: „Deutschösterreich ist kein organisch gewachsenes Gebilde." (zitiert nach: http://www.marxists.org/deutsch/archiv/bauer/1923/oesterrev/08-revolution.html, 15.8.2009)
[128] Vgl. Fischer, Ernst, *Die Entstehung des Österreichischen Volkscharakters*, Schriftenreihe „Neues Österreich", 2. Heft, S. 32.
[129] Vgl. Soyfer, Jura, „So starb eine Partei", (Hg.) Jarka, Horst: Soyfer, Jura, *Werkausgabe, Band III*, Wien 2002, S.123.

zum Bankenwesen geführt hätten, scheiterten vor allem am Widerstand der Christlichsozialen. „Obwohl die Arbeits- und Sozialgesetze der frühen Republik mit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung prinzipiell vereinbar waren, bekämpfte man sie als Last und Gefahr für die internationale Wettbewerbsfähigkeit. Speziell die Christlichsozialen setzten sich die Beseitigung des ‚revolutionären Schutts' zum Ziel."[130] Doch auch innerhalb der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei gingen die Forderungen der radikalen Linken manchen Genossen zu weit. Immerhin gelang es den Acht-Stunden-Arbeitstag, Arbeitslosenversicherung und Betriebsrätegesetz durchzusetzen.

Für Félix Kreissler zeigte die sechzehn Jahre[131] dauernde Erste Republik das Bild einer Freudschen Krankengeschichte, er spricht von sich überlagernden Schizophrenien: „Republik oder Monarchie-Nostalgie ist (...) die erste Schizophrenie, österreichisch oder deutsch die zweite und die dritte ist jene Schizophrenie, die die ‚rote' Hauptstadt Wien den ‚schwarzen' Ländern entgegensetzte. Als vierte Schizophrenie kann jene bezeichnet werden, bei welcher der universalistische Kulturanspruch der täglichen provinziellen Kulturpraxis gegenüberstand und viel zu oft den Kürzeren zog."[132]

Alles in allem schlechte Voraussetzungen für Charakterbildung und Toleranz, für eine Gesellschaft mündiger und selbstbewusster Bürger. Schon eher finden wir hier genug Platz für das Gegenteil: Verschlagenheit, Unmündigkeit, Charakterlosigkeit, Vorurteil.

1.8.1. Die Abschaffung der Demokratie – Österreich wird autoritär regiert

Die sozialen und politischen Spannungen waren in dieser jungen Republik unüberbrückbar und verschärften im Sinne einer Radikalisierung das allgemeine Klima. Während der Wirtschaftskrise der 1930er-Jahre kam es immer öfter zu

---

[130] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 223.

[131] Entgegen weit verbreiteter Ansichten in der Bevölkerung endet die Erste Republik nicht mit der Annexion Österreichs durch Hitlerdeutschland 1938. In der oktroyierten Maiverfassung von 1934 ist von einem ‚Bundesstaat' die Rede, das Wort Republik wird vermieden. Die Gesetzgebung stand dem Bundestag zu. In der Praxis jedoch stimmte dieser den Gesetzesanträgen, die ausschließlich von der Bundessregierung eingebracht wurden, lediglich zu. Trotz massiver Proteste in der Bevölkerung gelang es nicht, den verfassungsmäßigen Zustand wiederherzustellen.

[132] Kreissler, Félix, „Vielschichtige Österreichbilder", in: (Hg.) Botz, Gerhard,/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*, 2. erweitere Auflage, S. 514.

heftigen Konfrontationen. Paramilitärische Organisationen, darunter der rote Schutzbund und rechtsorientierte Milizverbände wie die schwarze Heimwehr, aber auch die nationalsozialistische Österreichische Legion (die nach dem Verbot der Nationalsozialistischen Partei in Österreich ab 1933 nahe der Grenze in Deutschland stationiert war und Terrorakte in Österreich verübte), nahmen bei Auseinandersetzungen physische Gewalt in Kauf. Tragische Höhepunkte: Die Empörung über ein umstrittenes Gerichtsurteil führte zu schweren Zusammenstößen (1927) und schließlich die Februarkämpfe von 1934 gegen den Republikanischen Schutzbund. Die Parteiführung der Sozialdemokarten flüchtete in die Tschechoslowakei. Die Partei, ihre Organisationen, auch die Gewerkschaft wurden verboten. Damit war für Kanzler Dollfuß der Weg frei, um einen autoritären Staat zu errichten. „Die im Mai 1932 ernannte Regierung Dollfuß nützte Kontroversen über eine Nationalratsabstimmung und den Rücktritt des Nationalratspräsidenten zur Ausschaltung des Parlaments; der Verfassungsgerichtshof wurde nach dem Rücktritt seiner christlich-sozialen Mitglieder beschlussunfähig erklärt."[133] Als am 4. März 1933 alle drei Nationalratspräsidenten aus abstimmungstechnischen Gründen ihr Amt nacheinander niedergelegt hatten, diente dies die Regierung Dollfuß als Vorwand, um die Formel von der Selbstausschaltung des Parlaments zu gebrauchen. Somit endet im März 1933 die parlamentarische Demokratie der Ersten Republik. „In der Maiverfassung 1934, die durch eine Abstimmung im Rumpfparlament durchgebracht worden war, wurde die Republik durch den ‚Bundesstaat Österreich' abgelöst. In der Präambel der Verfassung wurde die Formulierung ‚christlicher, deutscher Bundesstaat auf ständischer Grundlage' gebraucht."[134] Die autoritäre Regierung agierte per Notverordnung[135] und in Umgehung des Parlaments auf Basis eines Gesetzes, das noch aus dem Ersten Weltkrieg stammte, dem ‚Kriegswirtschaftlichen Ermächtigungsgesetz'.

Während vier Jahren Regierungsdiktatur scheiterte der Versuch, die österreichische Dimension durch eine starke außenpolitische Anbindung an das Italien Mussolinis zu

[133] Zöllner, Erich, „Der Österreichbegriff. Aspekte seiner historischen Formen und Wandlungen", in: ((Hg.) Plaschka, Richard Georg/ Stourzh, Gerald/ Niederkorn, Jan Paul, *Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute*, Wien 1996, S. 31.
[134] Ebda.
[135] Unter der Regierung Dollfuß kam es zu einer immens hohen Anzahl an Notverordnungen. In Jura Soyfers Stück „Der Weltuntergang" kommentiert dies die Sonne folgendermaßen: „Zuerst kommen immer die Notverordnungen, dann finden sich schon die Theorien dazu." <Vgl. Soyfer, Jura, „Der Weltuntergang", in: (Hg.) Jarka, Horst: Jura Soyfer, *Das Gesamtwerk, Szenen und Stücke,* S. 53.>

erhalten. Dollfuß „verfällt zwangsläufig dem Schicksal aller Diktatoren: er muß mit Gewalt regieren, er muß unterdrücken, zensieren, ausschalten, niederschlagen – und er muß Konzentrationslager errichten. ‚Anhaltelager', wie sie in Österreich heißen"[136]. Die Christlichsoziale Partei wurde aufgelöst, an ihre Stelle trat die so genannte ‚Vaterländische Front', eine Sammelorganisation als Einheitspartei, die trotz hoher Mitgliederzahl (für öffentlich Bedienstete war die Mitgliedschaft verpflichtend) ihren integrativen Zweck verfehlte. „Der ‚christliche Ständestaat' konnte auf die Unterstützung der katholischen Kirche zählen. Auf dem Marsch in die Diktatur hatte sie Flankenschutz gegeben."[137] Der zunehmenden Massenarbeitslosigkeit begegnete die Dollfuß- und nach dessen Ermordung Schuschnigg-Regierung etwa durch den Bau so genannter Panorama-Straßen. So wurde die verkehrstechnisch unnötige Alpen-Überquerung namens Großglockner-Hochalpenstraße errichtet. Die Hochgebirgsstraße, die zu Österreichs größtem Gletscher führt und von der der Gipfel von Österreichs höchstem Berg betrachtet werden kann, wurde propagandistisch vermarktet und sollte dazu beitragen, Nationalstolz zu entwickeln. Interessanterweise nimmt diese Hochgebirgsstraße im symbolischen Inventar der österreichischen Staatsbürger bis heute einen wichtigen Platz ein.
Für Gerald Stourzh ist die Idee von der österreichischen Nation, wie sie in den 1930er-Jahren eingesetzt wurde, „ein Kampfbegriff im Kampf gegen den Nationalsozialismus" [138] gewesen.
1934 scheiterte Hitlers Versuch, die Grenzen seiner Macht auszudehnen[139]: Am 25. Juli misslang der Versuch nationalsozialistischer Putschisten, die Regierung zu stürzen, Bundeskanzler Engelbert Dollfuß kam dabei ums Leben.
„Zusammenfassend für diese Periode kann man sagen: Austromarxismus, Politischer Katholizismus, Antisemitismus, Austrofaschismus, Nationalsozialismus bildeten ein derart explosives Gemisch, einen politischen Molotow-Cocktail von erschreckender Effizienz, der schließlich den Österreichern in der Hand und mitten ins Gesicht

[136] Heydecker, Joe J./ Leeb, Johannes, *Der Nürnberger Prozeß*, Köln 2003, S.150.
[137] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 123.
[138] Stourzh, Gerald, „Erschütterung und Konsolidierung des Österreichbewusstseins – Vom Zusammenbruch der Monarchie zur Zweiten Republik", in: (Hg.) Plaschka, Richard Georg/ Stourzh, Gerald/ Niederkorn, Jan Paul, *Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute*, Wien 1996, S. 302.
[139] Wie viel Hitler selbst über die Putschpläne in Österreich gewusst hat, ist unklar. Die meisten Historiker nehmen eine passive Billigung Hitlers an.

explodierte ..."[140] Die Schlussexplosion, um im Bild von Félix Kreissler zu bleiben, ist natürlich der 13. März 1938.

1.8.2. Aus Österreich wird Ostmark und die halbherzige Entnazifizierung nach der Befreiung

Von 1938 – 1945 verliert der österreichische Staat seine Souveränität und wird Teil des Großdeutschen Reichs. Unter den 18 Millionen Männern, die auf Kriegszüge geschickt werden, befinden sich auch Hunderttausende Österreicher. „Die bewusste Zerstörung des Namens Österreich, die Transformation von Nieder- und Oberösterreich in Nieder- und Oberdonau, die Transformation des Landes Österreich zur Ostmark, die Zerstörung der administrativen Einheit durch das System der Reichsgaue (...) sind bekannte Markierungen der nationalsozialistischen Politik gewesen,..."[141]

Hans Mommsen vertritt die Ansicht, dass die politische und kulturelle Vernichtung der Eigenständigkeit Österreichs zur Distanzierung vom Hitler-Regime geführt hat, „wenngleich dies nicht automatisch in ein österreichisches Nationalbewußtsein mündete."[142]

Das 1941 stattfindende Fußballspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft zwischen Rapid Wien und Schalke 04 verlief hochturbulent. Trotz – auf offizieller Ebene – gemeinsamen Deutschtums ließ die aufgeheizte Stimmung während des Sportereignisses ein unterschwellig vorhandenes Österreichbewusstsein durchschimmern, das sich sonst nicht äußern durfte, aber latent doch (noch) vorhanden war.[143]

---

[140] Kreissler, Félix, „Vielschichtige Österreichbilder", in: (Hg.) Botz, Gerhard,/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*, 2. erweitere Auflage, S. 515.

[141] Stourzh, Gerald, „Erschütterung und Konsolidierung des Österreichbewusstseins – Vom Zusammenbruch der Monarchie zur Zweiten Republik", in: (Hg.) Plaschka, Richard Georg/ Stourzh, Gerald/ Niederkorn, Jan Paul, *Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute*, S. 305.

[142] Mommsen, Hans, *Widerstand und politische Kultur in Deutschland und Österreich*, Wien 1994, S. 18.

[143] Vgl. Bruckmüller, Ernst, *Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse*, 2. ergänzte und erweiterte Auflage, S. 389 f.

Nach dem Sieg der Alliierten über die Großdeutsche Wehrmacht waren es - wie bereits nach dem Ersten Weltkrieg - die Siegermächte, die in Österreich für demokratische Verhältnisse sorgten.
Nach dem Zweiten Weltkrieg bot Europa ein erbärmliches Bild. Wie 27 Jahre zuvor, nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, hungerte die Zivilbevölkerung, die Städte waren zerstört, das Land verwüstet. Österreich war „in das untere Drittel der europäischen Wohlstandsskala zurückgefallen."[144] Das änderte sich erst nach 1955. Im Frühjahr 1945 kam es zur Wiedererrichtung Österreichs. Bis zum Oktober wurde die Autorität der Regierung auf das gesamte Staatsgebiet ausgeweitet, die Legitimierung erfolgte durch die Wahlen im November. Die Kommunisten, in der provisorischen Regierung noch vertreten, erlitten bei der Novemberwahl eine vernichtende Niederlage. Ihre angebliche Stärke hatte sich in Österreich als Illusion erwiesen.
Dem Wiederaufbau, bis 1950 weitgehend abgeschlossen, galten die gesellschaftlichen Anstrengungen. Die Vergangenheit und die eigene Verstrickung wurden hingegen verdrängt. Doch eine beispiellose Entfesselung von Gewalt, wie im Zweiten Weltkrieg, wirkte in den Menschen nach und dies umso stärker, je verzweifelter der Versuch unternommen wurde, diese Jahre in Schweigen zu hüllen. Der Individualpsychologe Erwin Ringel sprach in diesem Zusammenhang von „Verdrängungsgesellschaft"[145]. Unbeschreibliche Gräueltaten bis hin zur Ungeheuerlichkeit eines Genozids durch industrielle Massenliquidierungen waren im Zeichen Großdeutschlands begangen worden. „Im September 1939, wenige Tage nach Beginn des ‚Polenfeldzuges', zeichnete sich das Bild eines Krieges gegen Juden und Polen ab, der das Neuartige des Eroberungs- Unterjochungs- und Vernichtungskrieges erkennen ließ. Der Krieg diente als Katalysator für den Genozid. Die ideologische Basis für das Führen eines ‚Rassenkrieges' bildete die durch Erb- und Rassenhygiene auch wissenschaftlich legitimierte Fiktion der ‚Rassenreinheit' und die Vorstellung von der Höherwertigkeit der ‚germanischen Rasse' und ‚artverwandter Rassen', die durch die allmähliche Säuberung und Entmischung von ‚artfremden' –

[144] (Hg.) Jetschgo, Johannes/ Lacina, Ferdinand/ Pammer, Michael/ Sandgruber, Roman, *Österreichische Industriegeschichte 1848 bis 1955, Die verpasste Chance*, Wien 2004, S. 10.
[145] Ringel, Erwin, *Die österreichische Seele. Zehn Reden über Medizin, Politik, Kunst und Religion*, (Hg.) Reiter, Franz Richard, S. 13.

jüdischem und slawischem – ‚Blut' als europäische ‚Herrenrasse' für alle Zeit zu sichern sei."[146]
Eine breite Öffentlichkeit in Österreich hatte sich nach dem Krieg auf die Seite der Opfer geschlagen. Ein gesellschaftlicher Verdrängungs- und Verschweigensmechanismus setzte ein. Der Zeithistoriker Kurt Bauer schrieb 2009 in der Zeitung *Der Standard:* „Es drängt sich der Schluss auf, dass die Opferthese (Österreich als erstes Opfer Hitlers) trotz aller gegenteiligen Bekundungen bis heute beinahe ungebrochen funktioniert. Wir wissen zwar irgendwie vage um die Problematik der NS-Geschichte, aber als Teil unseres gesellschaftlich-historischen Erbes empfinden wir sie im tiefsten Inneren nicht."[147]

Am Rande des sowjetischen Herrschaftsbereiches gelegen, ließ sich die junge Zweite Republik nicht die Chance nehmen, sich als Schaufenster der freien Welt zu präsentieren. Da waren Hinweise auf die braune Vergangenheit störend und wurden deshalb aus der Erinnerung gestrichen. „Der österreichischen Kriegsgeneration wurde von den Politikern in der Zweiten Republik keinerlei Möglichkeiten angeboten, mit ihrer Vergangenheit einen kritischen Umgang zu finden. (...) Wenn man ihre damalige Tätigkeit in Frage stellt, empfinden sie es heute noch als schweren persönlichen Angriff."[148] Vergessen wurde auf die hohe Zahl von Österreichern bei nationalsozialistischen Vereinigungen. Auch wenn sich die Historiker über gesicherte Angaben diesbezüglich nicht einig sind, so besteht doch weitgehend Übereinkunft darin, dass von etwa 7 Millionen Österreichern etwa ein Zehntel NSDAP-Mitglieder waren, „an deren Seite sich eine noch größere Schar von Beitrittswilligen, Sympathisanten, Mitläufern und Mitwissern, partiell Überzeugten und stillen Duldern einfand"[149]. Selbst kulturelle Einrichtungen verzeichneten einen starken Zulauf an beitrittswilligen Nationalsozialisten: Bei annähernd gleicher Mitgliederanzahl waren bei den Wiener Philharmonikern 45 Parteimitglieder, bei den Berliner Philharmonikern

[146] Echternkamp, Jörg, „Im Kampf an der inneren und äußeren Front. Grundzüge der deutschen Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg", in: (Hg.) Militärgeschichtliches Forschungsamt, *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg,* Band 9, Erster Halbband, „Die Deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945", S. 2.
[147] Bauer, Kurt, „'Nazischrott' am Zeitungsstand?", in: *Der Standard*, Wien 20.2.2009.
[148] Haslinger, Josef, *Politik der Gefühle. Ein Essay über Österreich*, Darmstadt und Neuwied 1987, S. 29.
[149] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 55.

waren es acht[150]. Bissig kommentierte der Essayist und Schriftsteller Josef Haslinger das emotionsgeschichtliche Bündnis aus katholischer Glaubens- und nationalsozialistischer Rassenlehre in Österreich. Er schreibt, dass viele seiner Landsleute, denen man gemeinhin nachsage, dass sie nicht unter Arbeitswut leiden würden, in einen bisher unbekannten Tatendrang verfallen wären und sich bei der Vertreibung und Vernichtung jener Landsleute, die sie für ‚minderwertig' hielten, zum „eifrigste[n] Bevölkerungsteil des Dritten Reiches"[151] wurden.

Zwar gab es nach dem Ende des Kriegs in Österreich Volksgerichtshöfe, die die Verbrechen des Nationalsozialismus mit rechtsstaatlichen Mitteln zu ahnden begannen, dabei kam es auch zu vollstreckten Todesurteilen an 30 Personen[152], doch der beginnende Kalte Krieg sollte sich bald auch auf die Entnazifizierung auswirken. „Moskau, anfangs weniger an der Thematik [Entnazifizierung] interessiert, verknüpfte nun antifaschistische Formeln mit territorialen und politischen Zielen. Die zunächst strengeren Amerikaner verbündeten sich jetzt mit bislang gemiedenen ‚Nazis' gegen die ‚kommunistische Bedrohung'. Im Schatten des beginnenden Kalten Krieges ging die Alpenrepublik zur staatspolitisch letztlich unvermeidlichen Integration der ‚Ehemaligen' über."[153] 1947 erließ die Bundesregierung ein Gesetz, dass zwischen ‚mehr' oder ‚weniger' Belasteten unterschied. Etwa ein halbe Million der ‚weniger' Belasteten wurde ein Jahr später begnadigt. Die Zahl der ‚mehr' Belasteten umfasste etwa 42 000 Personen. Sie alle wurden bis 1956 ausnahmslos begnadigt. Deshalb schrieb Josef Haslinger: „Der Begriff ‚Entnazifizierung' bekam in Österreich bald einen neuen Sinn: Er bedeutet: Reinigung der Nationalsozialisten von jedem Schuldvorwurf."[154]

Als Ergänzung zur missglückten Vergangenheitsbewältigung sei hier noch ein Artikel der *Arbeiter-Zeitung* aus dem Jahr 1948 zitiert, darin kommt das österreichische Dilemma in seiner ganzen Tragweite zum Ausdruck:

---

[150] Die Angaben sind Tony Judts *Geschichte Europas* entnommen. (Judt, Tony, *Geschichte Europas. Von 1945 bis zur Gegenwart*, München-Wien 2006, S. 72.)
[151] Vgl. Haslinger, Josef, „Das endlose Land", Vorwort in: Roth, Gerhard, *Das doppelköpfige Österreich, Essays, Polemiken, Interviews*, Frankfurt/Main 1995, S. 12.
[152] Vgl. Holpfer, Eva/ Loitfellner, Sabine/ Kuretsidis-Haider, Claudia/ Uslu-Pauer, Susanne/ Garscha, Winfried, „Entnazifizierung und Ahndung von NS-Verbrechen in Österreich", in: *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, Katalog zur permanenten Ausstellung*, Wien 2006, S. 176.
[153] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 55.
[154] Haslinger, Josef, *Politik der Gefühle. Ein Essay über Österreich*, S.60.

„Von vornherein gab es ja die ungeheuer große Zahl der Grenzfälle, die sich um zwei typische Fälle gruppieren: den Lumpen, den das Gesetz nicht fasst, weil er zwar arisiert, denunziert, tyrannisiert, am Nazismus profitiert und Menschen terrorisiert hat, aber klug genug war, niemals der Nazipartei oder einer ihrer Gliederungen beizutreten. Auf der anderen Seite den eingeschriebenen Nazi, dem das Gesetz unrecht tut, weil er sich anständig verhalten und niemals jemanden etwas zuleide getan hat. Wer von uns kennt nicht aus seiner eigenen Umgebung die beiden Fälle in vielerlei Formen und Abwandlungen?"[155]

Auch die „ungeheuer große Zahl der Grenzfälle" brachte die Entnazifizierung zum Scheitern.

1.8.3. Die österreichische Variante der Konfliktminimierung in der Zweiten Republik

Bis 1955 kam es schrittweise zur Erweiterung der Kompetenzen der österreichischen Verfassungsorgane. Durch den Staatsvertrag vom 15. Mai 1955 wurde die volle Souveränität Österreichs hergestellt, die Alliierten zogen ab, es folgte die Erklärung der Neutralität. „Jene Entwicklung der Jahre und Jahrzehnte nach 1955 wird vielfach, auch in den Ergebnissen von Meinungsumfragen, als wichtig für die Identitätsbildung der Österreicher angesehen."[156]
Der Wiederaufbau Europas nach dem Krieg bescherte den westlich orientierten, nicht kommunistischen Staaten Wohlfahrt. Die Regierenden hatten erkannt, dass der Staat Pflichten zu übernehmen hat, und dass seine Hauptaufgabe darin besteht, allen seinen Bürgern ein gewisses Maß an sozialer Sicherheit zu bieten. Ein soziales Sicherheitsnetz (ein öffentliches Gesundheitswesen, Pensionen, Arbeitslosenunterstützung, Familienförderung) sorgte für einen raschen Aufschwung, der in weiten Teilen Europas (auch in Österreich, das sich mehr und mehr zu einer Insel der Seligen verklärte) zu lang anhaltenden Phasen von ökonomischer Stabilität führte. Natürlich darf bei all dem auch nicht auf die internationale Hilfe vergessen werden. Das auf Ideen von George Marshall fußende und mit ihm identifizierte

[155] „Versöhnung – mit wem?" – in: *Arbeiter-Zeitung,* Wien, 28.12.1948.
[156] Stourzh, Gerald, „Erschütterung und Konsolidierung des Österreichbewusstseins – Vom Zusammenbruch der Monarchie zur Zweiten Republik", in: (Hg.) Plaschka, Richard Georg/ Stourzh, Gerald/ Niederkorn, Jan Paul, *Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute*, S. 309.

strategische Programm ‚European Recovery Program' war kein Nothilfefonds für das nach dem Krieg danieder liegende Europa, sondern ein Programm für Wiederaufbau und Wachstum. Nicht zuletzt war der ‚Marshall-Plan' auch „ein wirtschaftliches Instrument im Kampf gegen sowjetische Expansionsbestrebungen"[157]. Österreich schien nach Jahrzehnten des Selbstzweifels und der Misere, auf dem Weg zu sich selbst zu sein. Christlichsoziale und Sozialdemokraten, in der Ersten Republik noch erbitterte Antipoden, setzten nach 1945 auf einen nationalen Konsens aus SPÖ und ÖVP. Als sinnfälligster Ausdruck dieser ‚Übereinstimmung' entwickelt sich eine spezifisch österreichische Variante der Konfliktminimierung. Aus der ‚Paritätischen Kommission' geht in den späten 1950er-Jahren die Sozialpartnerschaft hervor, ein Schulterschluss aus Gewerkschaft und Bundeswirtschaftskammer. Der Schriftsteller und Essayist Robert Menasse nennt sie das „perfekteste Herrschaftsstabilisationssystem"[158] mit mentalitätsgeschichtlichen Konsequenzen, die sich derart auswirken, „dass (...) Opposition folgenlos bleibt, die eigene Anpassung daher nicht Verrat, sondern bloß eine Variante der Opposition darstellt"[159].
Zwei Drittel aller Abgeordneten kamen in den 1950er- und –60er-Jahren aus Kammern und Gewerkschaften. „Im ‚Hohen Haus' segneten sie für gewöhnlich nur noch ab, was die Spitzen eines ausgeklügelten Herrschaftsgefüges im Vorfeld bereits vereinbart hatten."[160] Dass dies zu einer Entwertung des Parlaments führte, liegt auf der Hand.
Die im Barock und der Gegenreformation entstandene Untertanenmentalität der Österreicher, die das Herrschaftssystem der Habsburger stabilisiert und abgesichert hatte, prägte in ihrer Modifikation als Aufrechterhaltung von (Schein)Harmonie die Sozialpartnerschaft der Zweiten Republik. Früher als anderswo gelang es im wiedererstandenen Österreich, Klassengegensätze auf Tarifrunden zu reduzieren. Das offene Austragen von Konflikten, das die Erste Republik erschüttert hatte und von beiden Großparteien als traumatisch empfunden worden war, sollte nie wieder für gesellschaftliche Zerreißproben sorgen.

---

[157] Judt, Tony, *Geschichte Europas. Von 1945 bis zur Gegenwart*, S. 115.
[158] Menasse, Robert, *Die sozialpartnerschaftliche Ästhetik, Essays zum österreichischen Geist*, Wien 1990, S. 153.
[159] Menasse, Robert, *Die sozialpartnerschaftliche Ästhetik, Essays zum österreichischen Geist*, S. 154.
[160] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 169.

Also, nationaler Konsens. Doch dieser war nicht so gefestigt wie getan wurde, und er hatte einen Preis: „Der Kalte Krieg, bei dem sich Österreich rückhaltlos auf die Seite des Westens stellte, gestattete das Aufkommen einer echt österreichischen Lebenslüge: Ohne jede ernsthafte Entnazifizierung wurden Österreich und die Österreicher zu Musterschülern der Demokratie hochgelobt."[161]
Die Lebenslüge bestand darin, dass der nationale Konsens nur um den Preis der Nicht-Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit zustande kommen konnte. Spätere gesellschaftliche Konfrontationen wie etwa jene, die im Zuge von Kurt Waldheims Bundespräsidentenwahl (1986) hochkamen, haben in dieser gesellschaftlichen Lebenslüge, die einem opportunistischen Kalkül der politischen Eliten entsprang, ihren Ursprung. Beide politischen Großparteien brachten in diesen nationalen Konsens ihre Gedächtnislücken ein: „Die Anhänger der Volkspartei hatten vor dem Krieg die klerikal-faschistische Diktatur unterstützt. Dies konnte die ÖVP jetzt nur verdecken, indem sie die Vorkriegs-Diktatoren, Dollfuß und Schuschnigg, zu anti-nazistischen Patrioten verklärte (...). Auch die sozialistische Führung hatte ihre Leichen im Keller. Nach austro-marxistischer Lesart war die Verwirklichung des Sozialismus in dem relativ rückständigen Österreich nur durch eine gesamtdeutsche Revolution möglich. Demzufolge war es vielen Sozialisten schwer gefallen, den ‚Anschluß' abzulehnen, obwohl er in Nazi Uniform daherkam."[162] An einem der zentralen Repräsentanten des politischen Österreich lässt sich das opportunistische Kalkül recht deutlich hervorheben: Karl Renner war von 1918-1920 Staatskanzler einer Koalitionsregierung der jungen, eben erst gegründeten Republik. Derselbe Renner empfahl seinen Landsleuten in einem Interview für das auflagenstarke *Neue Wiener Tagblatt* am 3. April 1938 bei der Volksabstimmung über den Anschluss Österreichs an Hitlerdeutschland (am 10. April 1938) mit ‚Ja' zu stimmen. Renners Empfehlung wussten die Nazis propagandistisch auszunützen. Und nach 1945 „war [es] jener Karl Renner, der als Vertreter der Regierung den von ihm selbst begrüßten Anschluß für null und nichtig erklärte"[163].

---

[161] Kreissler, Félix, „Vielschichtige Österreichbilder", in: (Hg.) Botz, Gerhard,/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*, 2. erweitere Auflage, S. 516.
[162] Knight, Robert, „Der Waldheim-Kontext: Österreich und der Nationalsozialismus", in: (Hg.) Botz, Gerhard/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*, 2. erweitere Auflage, Frankfurt/Main 2008, S. 82.
[163] Pelinka, Anton, „Österreich unter nationalsozialistischer Herrschaft", in: (Hg.) Mantl, Wolfgang, *Politik in Österreich. Die Zweite Republik: Bestand und Wandel*, Wien-Köln-Graz 1992, S.48.

Einmal mehr haben wir es mit einer Doppelbödigkeit zu tun, erinnert sei auch an die Bejahung von Österreichs Okkupation durch kirchliche Repräsentanten[164], ohne die nicht zu begreifen ist, warum „diese Land genial darin [ist], sich von allen Verantwortungen zu befreien"[165]. Gerade diese Doppelbödigkeit liefert auch das gesellschaftliche Biotop, auf dem Opportunisten aller Art prächtig ‚gedeihen'. Und in dieser Doppelbödigkeit ist auch die Hauptursache zu suchen, warum es diesem Land an identitätsstiftenden Ereignissen fehlt.[166] „1918 war für die Linken ‚Revolution', für die Rechten Zerfall und Niederlage. 1938 bedeutete für alle Nationalsozialisten, Deutschnationalen und Deutschbewussten Erfolg und Triumph, für alle Österreichbewussten, Juden und politischen (...) Gegner des Nationalsozialismus Katastrophe."[167]

Es stellt sich die berechtigte Frage, ob Österreich die sieben Jahre nationalsozialistischer Herrschaft gebraucht hat, um die Nützlichkeit eines eigenständigen Wegs zu erkennen? Darüber hinaus sollte nicht übersehen werden, dass die „Besatzungszonen und die im Vergleich zu 1918/19 wesentlich eindrucksvollere Truppenpräsenz der Alliierten nach dem Fall des ‚Dritten Reiches' [in der Bevölkerung] ein stärkeres Souveränitätsbedürfnis [erzeugten]. Daraus resultierte ab 1945 die Bereitschaft den Kleinstaat zu bejahen, statt ihn, wie nach dem Untergang der Donaumonarchie, als ‚lebensunfähiges Kind' der ‚Revolution' an eine größere, wirtschaftliche und politische Macht anschließen zu wollen."[168]

Die politische und soziale Stabilität in den Jahrzehnten ab 1955, verbunden mit einer Phase langanhaltender Prosperität, wäre eine gute Chance gewesen, das Terrain der

---

[164] Der Zeithistoriker Gerhard Jagschitz vertritt die These, dass die katholische Kirche zu keinem Zeitpunkt ihre Rolle im Nationalsozialismus aufgearbeitet hätte. „Vielmehr entwickelte sie [die katholische Kirche] ebenfalls eine Opferthese, indem die verfolgten Katholiken, die nicht selten von den höheren Funktionären im Stich gelassen worden waren, von der Amtskirche als katholischer Widerstand vereinnahmt wurden." <Jagschitz, Gerhard, „Stunde Null – Neubeginn oder Kontinuität?", in: (Hg.) Petrin, Silvia/ Rosner, Willibald, *Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde*, Bd. 21, Sonderdruck, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde 1996, S. 16>.

[165] Ließmann, Konrad Paul, „Der gute Mensch von Österreich", in: *Der gute Mensch von Österreich, Essays 1980 – 1995*, Wien 1995, S. 32.

[166] Wobei die besondere ‚Pointe' darin liegt, dass Renners Verhalten ja dem typisch österreichischen entsprach. Denn bei der unter großem politischem und propagandistischem Druck stattfindenden Volksabstimmung (10. April 1938) hatten die Österreicher mit überwiegender Mehrheit ebenfalls für den ‚Anschluss' gestimmt. Insofern wirkte Renners Verhalten weitaus integrativer als das eines Widerstandskämpfers gegen das NS-Regime.

[167] Bruckmüller, Ernst, „Das Österreichbewusstsein", in: (Hg.) Mantl, Wolfgang, *Politik in Österreich. Die Zweite Republik: Bestand und Wandel,* Wien-Köln-Graz 1992, S. 272.

[168] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 219.

Doppelbödigkeit allmählich durch das eines Diskurses und der Mündigkeit zu ersetzen. Mögen die wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen auch dafür gegeben gewesen sein, der gesellschaftliche Emanzipationsversuch, den die 1968er-Bewegung in Teilen Europas und der USA auslöste, fand in Österreich nur einen geringen Widerhall. Eine Bewegung aus Studierenden und Intellektuellen im Schulterschluss mit der Arbeiterbewegung kam (mit Ausnahme - für eine kurze Phase - in Paris) nirgendwo zustande. Die Rückbesinnung auf das Jahr 1848, als die Wiener Studenten noch die gesuchten Fürsprecher der Arbeiter waren, blieb eine bereits verblasste Erinnerungsvignette. Eine soziale Bewegung zwischen real existierendem Proletariat und Studentenschaft gab es nicht.
„Der Inbegriff aller kollektiven Bewegung (...) ist der Marsch. (...) Unter den Verhältnissen aber, unter denen sich die Studenten des Jahres 1968 selbst mangels Gefolgschaft aus dem Volk kurzerhand zum revolutionären Subjekt stilisierten, mutierte dieser Marsch zu dem, was letztlich das Spezifische dieser Bewegung, ihr Geheimnis und ihren einzigen Erfolg ausmachen sollte: der Marsch durch die Institutionen. Und nirgendwo war dieser Marsch effizienter als dort, wo die Bewegung selbst am schwächsten war – in Österreich."[169]
Jene, die einst bei Hörsaalbesetzungen, Sit- und Teach Ins dabei waren, von freier Liebe zumindest träumten und pointierte Slogans von sich gaben (‚Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment'), die die gesellschaftlichen Verhältnisse umkehren oder zumindest verändern wollten, sie fanden nach der „heißen 1968er-Viertelstunde"[170] in späteren Jahren in der Medien- und Werbebranche, im Kulturbereich oder als Berufspolitiker gut bezahlte Jobs, kurz: sie wurden zu Vertretern des einst geschmähten Establishments.

Die ersten zwanzig Jahre der Zweiten Republik (bis 1966) bestanden aus einer politischen Machtaufteilung der beiden annähernd gleichstarken politischen Kräfte, SPÖ und ÖVP. Nicht nur Ministerien wurden untereinander aufgeteilt, auch im öffentlichen Dienst und selbst noch in der Wirtschaft, von Banken bis hin zu Forstbetrieben, ‚regierte' der Proporz. Diese Praxis erfasste weite Teile der

[169] Ließmann, Konrad Paul, „Der lange Marsch", in: *Der gute Mensch von Österreich, Essays 1980 – 1995*, Wien 1995, S. 44 f.
[170] Ist eine Anspielung auf Fritz Kellers 1968er-Analyse: Keller, Fritz, *Wien, Mai 1968. Eine heiße Viertelstunde*. Wien 2008.

österreichischen Gesellschaft. Indem Interessenkonflikte nicht konfrontativ, sondern konsensorientiert behandelt wurden, verloren die Österreicher zunehmend ihr Interesse für Politik und das heißt, für die Gestaltung ihres Landes. Politik erschien vielen als Selbstbedienungsladen. Wer beim Postenschacher nicht mitmachte, nicht von der Klientelwirtschaft profitierte, war – in den Augen der Profiteure – ‚selbst schuld'. Das traf etwa auf selbständige Handwerker, Landwirte in Bergregionen, kleine Kaufleute zu. „Da Karrieren, Förderungen, Wohnungen und die vielfältige Palette von Vorteilen eng an das Parteiensystem gebunden waren, kam es zu einer markanten Dichte von Parteimitgliedschaften in der ersten Phase der Zweiten Republik."[171]

1.8.4. Schein und Wirklichkeit und die ‚überforderte' österreichische Seele

Ab den 1970er-Jahren, unter dem sozialdemokratischen Bundeskanzler Bruno Kreisky, dem ersten sozialistischen Kanzler der Zweiten Republik, konnte Österreich seine Position in der internationalen Gemeinschaft festigen. Der geschichtsmächtige Kanzler, ein international gesuchter Gesprächspartner und Vermittler, setzte außenpolitisch auf rege Neutralität und Engagement für den Frieden. „Doch anstatt diese Aspekte in der internationalen Arena zu festigen, wurde fleißig an einem Österreichbild gebastelt, das der Welt eine Kulturgroßmacht vorzaubern sollte: Österreich als Land der Musik, der Gemütlichkeit und der Lipizzaner;..."[172]
Die Realität sah allerdings anders aus. Als die Kreisky-Regierung den Versuch unternahm, in Kärnten zweisprachige Ortstafeln aufzustellen, kam es zu wütenden Protesten ‚heimattreuer' Kärntner. Dass es sich dabei nicht um ein museales Ereignis der Vergangenheit handelt, bewies die Virulenz des Themas bis in unsere Tage. Der 2008 tödlich verunfallte Kärntner Landeshauptmann Jörg Haider benützte diesen Umstand für seine ‚Politik der Gefühle'. Josef Haslingers Essay-Band *Politik der Gefühle* erschien 1987, ein Jahr nach der Wahl Kurt Waldheims zum österreichischen Bundespräsidenten. Im Zuge dieses Wahlkampfs kam eine politische Strategie zur

[171] Jagschitz, Gerhard, „Stunde Null – Neubeginn oder Kontinuität?", in: (Hg.) Petrin, Silvia/ Rosner, Willibald, *Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde*, Bd. 21, Sonderdruck, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde 1996, S. 15.
[172] Kreissler, Félix, „Vielschichtige Österreichbilder", in: (Hg.) Botz, Gerhard,/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*, 2. erweitere Auflage, S. 517.

Anwendung, die Haslinger so beschreibt: „Ihr [dieser Strategie] kommt es auf Grundsätze, Wahrheit usw. nicht mehr an. Ihr geht es einzig darum, gegebene Gefühle machtpolitisch nutzbar zu machen, ihnen einen politischen Ausdruck zu verschaffen."[173] Was unter dieser „Politik der Gefühle", wie sie Haslinger nennt, in der politischen Praxis zu verstehen ist, davon lieferte die Plakatserie der Österreichischen Volkspartei, als deren Kandidat Waldheim fungierte, ein lehrreiches Beispiel. Nicht interessieren muss hier der Umstand, dass Waldheim auswich und seine damalige Rolle herunterspielte, als man ihn über seine Vergangenheit als Wehrmachtoffizier befragte, davon war im Kapitel über Mitläufer schon die Rede, es soll lediglich daran erinnert werden, dass der vor gelbem Hintergrund angebrachte Slogan ‚Jetzt erst recht!' als Reaktion auf die Pressekonferenz des Jewish World Congress bewusst auf antisemitische Emotionen abzielte. „Es war ein doppelbödiges Spiel, das hier betrieben wurde. Auf der einen Seite versuchte man die antisemitischen Gefühle bei jeder Gelegenheit anzusprechen, auf der anderen Seite versuchte man das zu leugnen."[174]

Diese Art von Politik, die bewusst auf Ressentiments abzielt und mit rassistischen Gefühlen in der Bevölkerung kokettiert, hat in Österreich traurige Tradition:[175]

1949 wurde der VdU gegründet. Dieser Verband der Unabhängigen (der richtigerweise Verband der Unbelehrbaren heißen sollte) ‚verband' Nationale, die sich der deutschen Volks- und Kulturgemeinschaft zugehörig fühlten mit ehemaligen Nationalsozialisten. Bei den Nationalratswahlen 1949 erreichte diese Partei 12% der abgegebenen Stimmen. Aus dem VdU ging 1955/56 die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) hervor.

Im Wahlkampf gegen die Regierung Kreisky I plakatierte die ÖVP unter einem Portrait ihres Spitzenkandidaten Josef Klaus den Slogan ‚Ein echter Österreicher' und spielte damit auf die jüdischen Wurzeln des SPÖ-Gegenkandidaten Bruno Kreisky an. Kreisky gewann dennoch die Wahlen. Allerdings, „in der mit Tolerierung der FPÖ gebildeten SP-Minderheitsregierung von 1970 waren vier von 15 Kabinettsmitglieder ehemalige Nationalsozialisten"[176]. Kreisky, sonst ein wortmächtiger Politiker, fand im

[173] Haslinger, Josef, *Politik der Gefühle. Ein Essay über Österreich*, S. 42.
[174] Ebda, S.30.
[175] Erinnert sei an Karl Lueger, Gründer der Christlich-Sozialen Partei, Bürgermeister von Wien zwischen 1897-1910, dessen Hetztiraden gegen jüdische Mitbürger auf Adolf Hitler Vorbildwirkung hatten.
[176] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 59.

Umgang mit Österreichs NS-Vergangenheit selten die richtigen Worte, davon zeugt etwa seine emotionale Auseinandersetzung mit Simon Wiesenthal.

Erst im Zuge der Affäre Waldheim, Ende der 1980er-Jahre und ausgelöst durch die Erregung über Thomas Bernhards Stück *Heldenplatz*, 1988, sowie Alfred Hrdlickas 1988 enthülltes Mahnmal gegen Krieg und Faschismus (befindet sich an der Stelle des ehemaligen Philipphofs in Wien, später als Helmut-Zilk-Platz bezeichnet) wurde eine zaghafte gesellschaftliche Sensibilisierung erreicht. Doch selbst Ex-Bundeskanzler Franz Vranitzky „durchaus um einen ehrlichen Umgang mit der Vergangenheit bemüht, musste eingestehen, dass man (...) die österreichische Seele nicht überfordern durfte"[177].
Da passt es nur ins Bild, wenn viele Österreicher der Restitution des Vermögens jüdischer Opfer weniger Verständnis entgegen bringen als anderen Entschädigungsansprüchen.
Als Fazit bleibt festzuhalten: „Die nötige Integration und gleichzeitig zweifelhafte Akzeptanz der ‚Ehemaligen' stand in auffälligem Widerspruch zur Zurückhaltung mit der man den Verfolgten des ‚Dritten Reiches' begegnete."[178]
Und so ist es auch keineswegs verwunderlich, dass das ‚dritte Lager' die über Jahrzehnte sicheren Machtverhältnisse der Großkoalitionäre SPÖ und ÖVP in Frage stellte und zu einer ernsthaften Herausforderung werden konnte. Unter Jörg Haider präsentierte sich die Freiheitliche Partei als Anwältin der ‚kleinen Leute'. Seine Anhänger störte es nicht, dass sich diese Partei auf eine kulturdeutsche Definition des Österreich-Begriffs bezog. Der durch die Haider-FPÖ mitgetragene Patriotismus der ‚kleinen Leute' nahm nach Meinung kritischer Beobachter bedenkliche Züge an. Seinen Höhepunkt erreichte die FPÖ bei den Wahlen im Oktober 1999, als sie zweitstärkste politische Kraft im Land wurde. 27 Prozent der Wähler und Wählerinnen hatten sich für die Haider-Partei (Haider-Partie) entschieden. Haider verstand es immer wieder, einen rassistischen Subtext hinter dem Image eines Modernisierers zu verbergen. Zu denken geben sollte die Aussage von Martin Engelberg, Mitherausgeber des jüdischen Magazins *Nu*. In einem

[177] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 57.
[178] Ebda, S. 269 f.

Zeitungskommentar, ausgelöst durch die heftige verbal Attacke des FPÖ-Politikers und 3. Nationalratspräsidenten Martin Graf[179] gegen den Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde Ariel Muzicant, meinte Engelberg: „Österreich tat sich immer schon schwer mit einem Bekenntnis zu seiner Mitbeteiligung an der Shoah und einer klaren Abgrenzung gegenüber alten und jungen Nazis. Darüber hinaus ist es einfach ein Faktum, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil der Österreicher mehr oder weniger starke antisemitische Gefühle aufweist."[180] Drastisch und kompromisslos benennt Thomas Bernhard durch die Person des *Robert* in seinem Theaterstück *Heldenplatz* den „Judenhaß" als die „reinste die absolut unverfälschte Natur des Österreichers"[181]. Bei aller Provokation, die von dieser Aussage ausgeht, beschleicht dennoch so manchen kritischen Beobachter das unangenehme Gefühl, dass in ihr auch ein Kern an historischer Wahrheit aufbewahrt ist.

1.8.5. Globale Rezession

1995 gab Österreich seine „sorgfältig kultivierte Nachkriegsautonomie auf und trat der Europäischen Union bei"[182]. In den Jahren davor hatte sich Europa gravierend verändert. Aus einem Kontinent mit zwei Hemisphären, Ost und West, war die von den Staaten des Realsozialismus gebildete Hälfte weggebrochen. Doch der Weg hin zu einer europäischen Gemeinschaft ist weit und hat noch viele Hindernisse zu überwinden.
Wird in der EU angesichts der Vielzahl unterschiedlicher Sprachen und Traditionen jemals ein europäisches Bewusstsein aufkommen, und wird die EU zu Strukturen finden, die sie global handlungsfähig macht?
Während auf politischer Ebene viel von Gemeinschaft die Rede ist, erweckt die Europäische Union bei vielen Bürgern eher den Eindruck einer bürokratischen

[179] Am 21. Mai 2009 hatte Graf in der freiheitlichen Wochenzeitung *Neue Freie Zeitung* und auf seiner Homepage (http://www.unzensuriert.at) geschrieben, dass sich viele fragen würden, ob Muzicant nicht als „Ziehvater des antifaschistischen Linksterrorismus" bezeichnet werden sollte, dessen „verlängerter Arm" der „gewalttätige Mob auf den Straßen" sei.
[180] Engelberg, Martin, „Martin Graf und die Koalition der Vergesslichen", in: *Der Standard*, Wien 30./31. Mai/ 1. Juni 2009. (Das Cartoon in derselben Ausgabe zeigte einen zufriedenen Hitler in der Hölle. Während die Teufel aus der Zeitung erfahren, dass „Graf bleibt. FPÖ auch!", triumphiert Hitler: „Na, wer sagt's denn? Mein Österreich!!")
[181] Bernhard, Thomas, *Heldenplatz*, suhrkamp taschenbuch 2474, Frankfurt/Main 1995, S. 114.
[182] Judt, Tony, *Geschichte Europas. Von 1945 bis zur Gegenwart*, S. 18.

Herrschafts- und Organisationsform, die vor allem den Interessen des Großkapitals und der Konzerne entgegen kommt.[183] „Das soziale, das kulturelle, das menschliche Europa scheint noch auszustehen"[184]. Was wurde aus den angekündigten Vorhaben österreichischer EU-Politiker, die hierzulande erreichten Standards in der Umweltpolitik und im Sozialbereich in Europa voranzutreiben? Die Antwort lautet, wenig bis gar nichts. Die österreichischen Politiker in Brüssel haben sich an den EU-Mainstream angepasst. Der Politikwissenschafter Helmut Kramer meint eine Antwort für den EU-Skepsis der Österreicher gefunden zu haben: Für viele Schichten der Bevölkerung hat die EU nicht zu einer „Verbesserung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Lage" geführt, sie begünstige „eine neoliberale Wirtschafts- und Sozialpolitik"[185].

Im Jahr 2000 erschien ein Gespräch zwischen Antonio Polito und dem bekannten Historiker Eric Hobsbawm.[186] In Interviewform ging es um die Frage, welche Entwicklungen das 21. Jahrhundert prägen werden. Der Band enthält die folgende Passage: „In diesen glorreichen Tagen der internationalen Finanzspekulation messen die Menschen das Ergebnis ihrer Geschäftstätigkeit nicht am Ende eines Jahrzehnts und nicht einmal am Ende eines Jahres. Der Erfolg einer Investition wird von Tag zu Tag und vielleicht sogar von Stunde zu Stunde berechnet. Die Frage lautet: Wie lange kann der Kapitalismus mit dieser besonderen ökonomischen Verfahrensweise funktionieren?"[187]

Die Antwort auf diese Frage kam acht Jahre später. Wobei es präziser ist, nicht von einer Antwort zu sprechen, eher von der Dringlichkeit, Hobsbawms Frage zu überdenken und wenn möglich, zukunftsgerichtet darauf zu reagieren.

Die 2008 aus der amerikanischen Immobilienkrise hervorgegangene Finanzkrise weitete sich in Windeseile aus und führte zu einer internationalen Weltwirtschaftskrise, von der (zum Zeitpunkt dieser Abfassung) noch nicht klar ist, ob sie schlimmer als jene der 1930er-Jahre, gleichschlimm oder weniger bedrohliche

[183] Vgl. DNR, „Wirtschaftslobbyismus Einhalt gebieten",
in: http://www.eu-koordination.de/component/content/article/1686-wirtschaftslobbyismus-einhalt-gebieten (25.1.2014)
[184] Ließmann, Konrad Paul, „Es ist noch nicht so weit!", in: *Der Standard*, Album, Wien 30. Mai 2009.
[185] Kramer, Helmut, „Europa und Österreich: Kreuzen im Gegenwind", in: *Der Standard*, Wien 16./17. Mai 2009.
[186] Hobsbawm, Eric, *Das Gesicht des 21.Jahrhunderts, Ein Gespräch mit Antonio Polito,* München-Wien 2000.
[187] Ebda, S. 160.

Ausmaße annehmen wird? Führt sie zum Ende der freien Marktwirtschaft? Ist der Neo-Liberalismus mit seinem Glauben an die freie Selbstregulierung der Märkte endgültig gescheitert? Birgt die als zum Krisenrezept ausgerufene Kreditstützung für angeschlagene Bereiche der Hochfinanz durch den Staat bei gleichzeitigem Sparwillen im Sozial- Bildungs- und Gesundheitsbereich vor dem Hintergrund wachsender Armut nicht gesellschaftliche Sprengkraft in sich? Auf Österreich bezogen meinte Helmut Kramer in einem Zeitungskommentar: „So müssen es Arbeitnehmer wohl als Zynismus erleben, wenn die von der ÖVP und SPÖ und der Wirtschaft hinausposaunte These, dass Österreich wirtschaftlich zu den Top-Gewinnern der EU-Osterweiterung gehöre, die mit einer befürchteten und realen Verschlechterung der eigenen sozialen Situation einhergeht und nach Jahren von vermeldeten Rekordgewinnen sich nun aufgrund der Finanzkrise die starke Investition der österreichischen Wirtschaft in Ost- und Südosteuropa als gravierender Risikofaktor herausgestellt hat, die der Staat mit Steuergeldern abzufedern hat."[188]

1.8.6. Von der verdrängten zur ignorierten Geschichte

Zurück zur Mentalitätsgeschichte Österreichs an der Schwelle des 21. Jahrhunderts: Im Juni 2009 organisierten zwei Studentinnen eine Lichterkette in Wien und Graz, mit der Absicht, ein Zeichen gegen Ausgrenzung und für ein respektvolles Miteinander zu setzen. Die Aktion richtete sich gegen fremdenfeindliche Parolen, mit denen rechtspopulistische Parteien im Verlauf des EU-Wahlkampfs 2009 unverhohlen Politik gemacht hatten.[189] Es ließen sich auch andere Beispiele für couragiertes Handeln erwähnen: 1978, der Protest gegen die Inbetriebnahme des Atomkraftwerks Zwentendorf. 1984, die Bewegung gegen den geplanten Kraftwerksbau bei Hainburg. Ansätze zu einer entwickelteren Zivilgesellschaft[190] sind nicht zu leugnen, dazu hat

[188] Kramer, Helmut, „Europa und Österreich: Kreuzen im Gegenwind", in: *Der Standard*, Wien 16./17. Mai 2009.
[189] In Wien beteiligten sich 4000 Menschen an dieser Lichterkette.
[190] Allerdings traut der Verfasser dieser Arbeit den österreichischen Bürgerinnen und Bürgern möglicherweise mehr gelebtes Engagement zu als dies in der Realität der Fall ist. Denn in einer 2009 erschienenen empirischen Studie fanden die Autoren heraus, dass es sich „im Vergleich mit anderen europäischen Nationen (...) in Österreich um eine ‚verspätete' Zivilgesellschaft [handelt]." Behindernd und bremsend wirke für die Sozialwissenschafter der Studie das Fortwirken dieser ‚habsburgischen' Formung: „Die seit Ende des 18. Jahrhunderts Österreich prägenden politischen Traditionen – starke staatliche Regulierung, breite Akzeptanz

auch eine immer selbstbewusster agierende Frauenbewegung beigetragen. Es sind aber erst Ansätze. Denn in Österreich gilt noch immer das ungeschriebene Gesetz, wonach es notwendig ist, ‚die richtigen Leute zu kennen', um beruflich voranzukommen. Beziehungen sind wichtiger, als die eigene Qualifikation. Man ‚richtet' es sich mittels ‚Freunderlwirtschaft. Das belegt die überdurchschnittlich hohe Zahl an Vereinigungen und Bünden in Österreich. Viele halten die Mitgliedschaft bei gleich mehreren Bünden für vorteilhaft.[191]

Die alten Sinnstiftungssysteme, Parteien, Kirche, Gewerkschaftsbewegung, haben an Zugkraft eingebüßt. Wer Karriere machen möchte, versucht sich als so genannter ‚Netzwerker', lässt sich ausschließlich vom Pragmatismus leiten, ideologische Überzeugungen stehen nicht im Weg.

Max Haller hat über Österreichs Identität und Nationalstolz nach 1945 nachgedacht, eines seiner Resümees lautet: „Die Österreicher sind heute mit großer Mehrheit der Meinung, ihr Land stelle eine eigene Nation dar, und sie zeigen im internationalen Vergleich einen außerordentlich hohen Stolz auf ihr Land. Dieses Faktum leitet sich in erster Linie daraus ab, dass Österreich heute als eine subjektiv bejahte Staatsnation verstanden wird, die gegenüber der Zwischenkriegszeit eine grundlegend neue Orientierung zu entwickeln in der Lage war."[192] Das ist die eine Seite der Medaille, die positive, die zusammengefasst die Grundrisse eines konsolidierten Österreichbewusstseins erkennen lässt, es gibt aber auch eine Kehrseite: „Die größten Schwächen Österreichs als Staatsnation sind sein Demokratiedefizit, die Intransparenz politischer Entscheidungsprozesse, die mangelnde Konfliktkultur."[193]

Die Scheu, individuelle Verantwortung zu übernehmen, ist nach wie vor stark verbreitet. Kein Risiko einzugehen, bestimmt das Handeln. Das Netz aus Vorschriften und Kontrollmechanismen führen zu einem Gefühl des Eingeengtseins. Der Staat wird als Machtsphäre der Parteien empfunden. Die eigene Ohnmacht findet ihren Ausdruck in dieser besonderen österreichischen ‚Wurstigkeit'. Die schon angesprochene empirische Studie über den Wertewandel in Österreich

---

staatlicher Maßnahmen, (...) Korporatismus – haben viel Stabilität, aber auch gesellschaftliche Immobilität und wenig Zivilgesellschaft gebracht." (Friesl, Christian/ Hamachers-Zuba, Ursula/ Polak, Regina (Hg.) *Die ÖsterreicherInnen, Wertewandel 1990-2008*, Wien 2009, S.283).

[191] Vgl. Boberski, Heiner et alii, *Mächtig Männlich Mysteriös. Geheimbünde in Österreich*. Salzburg 2005.

[192] Haller, Max, *Identität und Nationalstolz der Österreicher. Gesellschaftliche Ursachen und Funktionen, Herausbildung und Transformation seit 1945, Intentionaler Vergleich*, Wien-Köln-Weimar 1996, S. 502.

[193] Ebda, S. 511.

beschreibt einen Trend, der politisch interessierte Zeitgenossen und Demokraten alarmieren sollte: „Die Österreicher/-innen" – heißt es in der Studie – „verweigern sich zunehmend gegenüber Politik. Sie haben geringes politisches Interesse, das Vertrauen in politische Institutionen sinkt in teils beängstigendem Ausmaß. Und selbst die Demokratie ist nicht mehr unumstritten."[194]
Der starke Einfluss von Boulevardmedien auf die öffentliche Meinung ist ebenfalls nicht gerade Ausdruck eines emanzipierten Bewusstseins.[195]
Der Zulauf zu rechtpopulistischen Parteien hängt auch damit zusammen, dass die Verfilzung im öffentlichen und halböffentlichen Bereich als schwer durchschaubar beurteilt wird. Die Rechtspopulisten hingegen versprechen Einfachheit, Klarheit, Bevorzugung. Mit diesen Botschaften werden – synchron zu den Nationalsozialisten in den 1930er-Jahren – vor allem junge Wähler umworben. Bedenkt man vor diesem Hintergrund die Senkung des Wahlalters auf sechzehn Jahre, könnte sich das für die etablierten Parteien noch als Bumerang-Effekt erweisen. „Wenn die rapide ansteigende Jugendarbeitslosigkeit zu den sozialen, nicht auch bald politische Probleme induzieren würde, wäre es fast ein Wunder", schrieb der Zeithistoriker Gerhard Botz.[196]

Die politische Geschichte dieses Landes mit fünf verschiedenen staatlichen Identitäten innerhalb einer Generation – Monarchie, Erste Republik, Austrofaschismus, Nationalsozialismus, Zweite Republik – erwies sich als das größte Hindernis für einen konstruktiven Neuanfang nach 1945. Es war wie in der alten Geschichte des Sisyphos, wobei das politisch-offizielle Österreich nicht den Versuch unternahm, den Stein auf die Spitze zu schieben, schon eher ließ man sich auf halbem Weg davon überrollen. „Man behielt die nationalsozialistische Legislation weitgehend in Kraft, während man entnazifizierte. Man entnazifizierte und buhlte

[194] Friesl, Christian/ Hamachers-Zuba, Ursula/ Polak, Regina (Hg.) *Die ÖsterreicherInnen, Wertewandel 1990-2008*, S. 208.
[195] Zum Tode des *Kronen Zeitungs*-Herausgebers Hans Dichand meinte Michael Fleischhacker in einem bissigen, aber treffenden *Presse*-Kommentar: Der „Homo austriacus fand sich (…) in großer Zahl im Stephansdom ein, um mit einem Gottesdienst Abschied von Hans Dichand zu nehmen. Besonders gut vertreten war der Phänotyp des Politikers, die markanteste Ausprägung des Homo austriacus: anpassungsfähig, mutasketisch, wahrhaftigkeitsresistent. Hans Dichand hat ihn mit Macht erschaffen, durch Zuneigung großgezogen und durch Liebesentzug auf den rechten Weg zurückgeholt." – Fleischhacker, Michael, „Krone, Schöpfung, Evolution" – in: *Die Presse*, Wien 27.Juni 2010.
[196] Botz, Gerhard, „Die scheinbar eiserne Logik der Krise", in: *Der Standard*, Wien 10.3.2009.

gleichzeitig unverhohlen um die Stimmen der ehemaligen Nazis."[197] In diesem Zusammenhang wird es kaum überraschen, dass Staatsvertrag und Neutralität, die beiden Erfolgsereignisse der Zweiten Republik, sich bei näherer Betrachtung als durch die österreichische politische Praxis weitgehend entwertete „Real-Fiktionen" herausstellen, um Robert Menasse zu zitieren.[198] Die außenpolitische (Neutralität) und innenpolitische (Staatsvertrag) Real-Fiktion stützen einander ab, wie zwei aneinander gelehnte Spielkarten, schreibt Menasse, dabei erinnern sie an den Buchstaben A. „A wie Austria. Es ist schwer dagegen zu polemisieren, solange dieses Dach steht, sichtbar ist und anerkannt wird. Man muß daran glauben. Aber es ist schwer, nicht dagegen zu polemisieren, solange alles, was eingeht unter dieses Dach, eingeht unter diesem Dach."[199]
Dieses ‚Dach' nennt Oliver Rathkolb in seiner konstruktiven Österreich-Analyse nach 1945 - Helmut Qualtinger zitierend - ein Labyrinth: „Österreich ist ein Labyrinth, in dem sich jeder auskennt."[200] Der Verfasser dieser Arbeit würde dem gerne hinzufügen, dass sich das Auskennen nicht darauf bezieht, wie man aus diesem österreichischen Labyrinth herausfindet, sondern, wie es gelingt, drinnen zu bleiben.

Aus dem bisher Analysierten lassen sich drei Punkte herauskristallisieren, die in besonderer Weise die Ambiguität des Österreichers an der Schwelle zum 21. Jahrhundert zum Ausdruck bringen: Es sind dies seine große Spendenbereitschaft[201] für unbekannte Mitmenschen, die jedoch gekoppelt ist an einen Argwohn gegen Ausländer und eine manchmal erschreckende Fremdenfeindlichkeit[202]. Was sich dahinter unterschwellig verbirgt: Die Spende ist der Preis, um sich ein gutes

---

[197] Menasse, Robert, *Das war Österreich, Gesammelte Essays zum Land ohne Eigenschaften*, (Hg.) Schörkhuber, Eva, S. 36.
[198] Vgl. Menasse, Robert, *Das war Österreich, Gesammelte Essays zum Land ohne Eigenschaften*, (Hg.) Schörkhuber, Eva, S. 73 ff.
[199] Ebda, S. 82.
[200] Rathkolb, Oliver, *Die paradoxe Republik, Österreich 1945 bis 2005*, Motto des Bandes von Helmut Qualtinger, S. 5.
[201] Als Beispiel dient die Aktion „Licht ins Dunkel", die größte humanitäre Hilfskampagne in Österreich.
[202] „Die Einstellungen zu ‚Fremden', Fremdem und generell Internationalem sind distanziert bis ‚feindlich'." (S.208) „Ausländer(innen)feindlichkeit hängt in Österreich dabei nicht primär mit der sozioökonomischen Struktur zusammen, lässt sich nicht durch Angst um den Arbeitsplatz oder Sorge um das eigene Wohlergehen erklären. Vielmehr zeigen die Daten aus 2008, dass die Fremdenfeindlichkeit eher ideologisch motiviert ist." (S. 309) < Friesl, Christian/ Hamachers-Zuba, Ursula/ Polak, Regina (Hg.) *Die ÖsterreicherInnen, Wertewandel 1990-2008*.>
„[Die Spendendenfreudigkeit] ändert nichts am hohen Grad an Abgrenzung zu Immigrant/innen und auch zu den nicht deutschsprachigen Nachbarvölkern." < Rathkolb, Oliver, *Die paradoxe Republik, Österreich 1945 bis 2005*, S. 44.>

Gewissen zu ‚erkaufen'. Unter Bezugnahme auf den freiwillig geleisteten Geldbetrag wird dann ziemlich unverhohlen Unsolidarität zur Schau gestellt. Spenden und gleichzeitig diejenigen, die der Spende bedürfen, dafür zu verachten, ist Ausdruck eines in sich widersprüchlichen Bewusstseins.[203]
Der zweite gravierende Widerspruch zeigt sich in der Dichotomie ‚Beamtenmentalität'/‚Beamtenhass'. Im Erreichen des Pensionsalters und im Ausleben der nachberuflichen Lebenszeit erblicken viele Berufstätige ihr (geheimes) Lebensziel. Diese weitverbreitete Haltung steht im Kontrast zu einem Beamtenhass. Dieser wendet sich gegen einen Berufsstand, der als Sinnbild von bequemer Berufsausübung, beneidenswerter Sicherheit gilt, insgesamt jedoch für unproduktiv gehalten wird. Bedenkt man die im internationalen Vergleich frappierend hohe Zahl an öffentlich Bediensteten in Österreich, so erzeugt dies einen Neidreflex, der in der uneingestandenen Sehnsucht mündet, die Vorteile des Beamtentums (Sicherheit, Bequemlichkeit) wenigstens in der nachberuflichen Lebenszeit genießen zu dürfen. Der wichtigste und entscheidende Faktor für die Doppeldeutigkeit des Österreichers, Basis seiner Wandlungsfähigkeit, findet sich jedoch im Umgang mit der Geschichte. Diese wird nicht mehr verdrängt, aber auch nicht aufgearbeitet, sie wird ignoriert. Die geschichtliche Vergangenheit, vor allem die Zeit des Nationalsozialismus ist spätestens seit der Affäre Waldheim keine Tabuzone mehr. Doch andererseits hat diese wünschenswerte Enttabuisierung nicht zu einer wahrhaftigen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Rolle Österreichs geführt. Professor *Robert* in Thomas Bernhards Stück *Heldenplatz* formuliert unmissverständlich: „Die Österreicher sind ein Volk völliger Gleichgültigkeit (...) das ist ihr Unglück das ist ihre Katastrophe."[204] Gut zwanzig Jahre vorher, 1967, hatte Bernhard bei der Ansprache zur Verleihung des Österreichischen Förderungspreises für Literatur formuliert: „Wir sind Österreicher, wir sind apathisch;"[205]

Die altbekannten Ausreden zählen heute nichts mehr, also bleibt unwidersprochen, was gesellschaftlich als erwiesen gilt, ohne dass aus dem Vergangen Lehren und

[203] Eben diese Ambivalenz vergegenständlicht Thomas Bernhard auf tragikomische Weise in dem 1970 uraufgeführten Stück *Ein Fest für Boris*. <Siehe: Bernhard, Thomas, „Ein Fest für Boris", in: (Hg.) Huber, Martin/ Schmidt-Dengler, Wendelin: Thomas Bernhard, *Werke – Bd.15, Dramen I,* (Hg.) Mittermayer,Manfred/ Winkler, Jean-Marie, Frankfurt/Main 2004, S.137-223>
[204] Bernhard, Thomas, *Heldenplatz*, suhrkamp taschenbuch 2474, S. 100.
[205] Bernhard, Thomas, *Meine Preise,* Frankfurt/Main 2009, S. 121.

Schlüsse gezogen werden. Die Auseinandersetzung mit Österreichs geschichtlicher Last beschränkt sich nach wie vor beinahe ausschließlich auf ein intellektuell-universitäres Milieu. Österreichs enttabuisierte aber unaufgearbeitete Vergangenheit könnte sich in Zukunft noch als große Belastung erweisen.[206] Der Zulauf, den rechtspopulistische Parteien in der Bevölkerung finden, verweist darauf, wie instabil Österreichs Zivilgesellschaft noch ist. Allerdings tragen auch die traditionellen Parteien ein gerüttelt Maß Mitschuld an dieser Entwicklung. Deren Prioritäten scheinen weniger in der umsichtigen Gestaltung des Landes, als im trotzig zur Schau gestellten Machterhalt zu liegen. Seit den 1990er-Jahren beschränken sich die Regierenden beinahe ausnahmslos auf eine Politik des geringsten Widerstands. Auch das in Österreich alle gesellschaftlichen Bereiche durchdringende Problem der Verfilzung feiert immer wieder aufs Neue fröhliche ‚Urständ'. An dieser Stelle, ein passender poetischer Kommentar von Ernst Jandl:

„lichtung
manche meinen
lechts und rinks
kann man nicht
velwechsern.
Werch ein illtum!"[207]

Was die politische Kultur insgesamt angeht, sind Österreichs demokratische Gepflogenheiten stark verbesserungsbedürftig. Von einer gleichen Augenhöhe zwischen Regierung und Parlament kann selbst Anfang des 21. Jahrhunderts keine Rede sein. Die Parlamentsabgeordneten werden in ihrer Arbeit von Ministern und deren Mitarbeitern durch verschleppte oder sogar verweigerte Auskünfte behindert. Während ein österreichischer Minister auf die Unterstützung seines Kabinetts und

[206] Auf einen weiteren wichtigen Aspekt im Zuge von Geschichtsaufarbeitung hat Oliver Rathkolb hingewiesen: „Ein weiterer allmählich relevant werdender Faktor ist die Tatsache, daß sich als Folge der Migration längst an vielen Schulen (...) unterschiedliche Geschichtsbilder und Geschichtserfahrungen mischen. So werden Holocaust und Zweiter Weltkrieg für viele Schüler/innen eine fremde Geschichte, die nichts mit ihrer direkten familiären Vergangenheit zu tun hat. Sollte Vergangenheitspolitik im klassischen Sinn versuchen, eine nationale Rekonstruktion von Geschichte in den Unterricht zu implantieren (ohne Berücksichtigung der unterschiedlichen kulturellen Hintergründe in den Schulklassen), wird die Nationalgeschichte weiter erodieren und auch der Identitätskitt weiter brüchig werden." <Rathkolb, Oliver, *Die paradoxe Republik, Österreich 1945 bis 2005*, S. 430 f.>

[207] Jandl, Ernst, „poetische werke 2", in: (Hg.) Siblewski, Klaus: Jandl, Ernst, *Laut und Luise, verstreute gedichte 2*, München 1997, S. 171.

den Beamtenstab zählen darf, verfügt ein Abgeordneter über die Mithilfe eines Teilzeit-Akademikers.[208]

Die demokratische Grundhaltung in Österreich steht auf schwachen Füßen, meint der Historiker Gerhard Jagschitz: „Es ist eine grundlegende Frage, ob eine demokratische Verfassung schon ein demokratisches Staatsvolk hervorbringt. Im weiten Feld zwischen Verfassung und Verfassungswirklichkeit bestand in der Republik Österreich seit 1920 immer ein breiter Spielraum, der von einer oft mehrere Jahrhunderte weiterwirkenden politischen Kultur – etwa Obrigkeit-Untertanenverhältnis, Polizeistaattendenzen, mangelnde öffentliche Konfliktfähigkeit, autoritäre Strukturen – mitbestimmt wurde."[209]

Dieser naturgemäß kursorisch gebliebene Abriss zur österreichischen Mentalitätsgeschichte und Identitätsbildung sollte dazu beitragen, die kulturellen Eigenheiten dieses Landes unter historischen Vorzeichen besser verstehen zu lernen. „Habsburgisches Erbe, ‚Austrofaschismus' und Nationalsozialismus überschatteten ein Land, das auch zwischen und nach den Weltkriegen den ‚Untertanengeist' nicht loswurde"[210], schreibt der Historiker Hannes Leidinger in seinem kompakten Überblick über neun Dezennien Österreichischer Zeitgeschichte von 1918–2008. „Das geschlossene System katholisch-monarchistischer Werthaltungen und der Bürokratismus seit Joseph II bewahrten den Obrigkeitsstaat, seinen starren Legalismus, seine Regulierungswut, die tief ins Privatleben vordrang. Den von Vorschriften Bedrängten verordnete man die ‚heilige Ruhe' als oberste Bürgerpflicht."[211] Aufbegehren und Widerspruch zum Common Sense wurden verdrängt oder ‚tobten' sich bei anderen Gelegenheiten aus, etwa am ‚Stammtisch', wo der Österreicher je nach Laune als Schmähführer oder gnadenloser Raunzer seinen wahren ‚Speakers Corner' vorfindet. Doch seine Aussagen lassen dann immer auch die Möglichkeit offen, in ihr Gegenteil uminterpretiert werden zu können, wie

---

[208] Vgl. Broukal, Josef, „Minister unterlaufen das Fragerecht", „Berichte – mit drei Jahren Verspätung", „17 Stunden und 13 Minuten in einem Stück", „Über die Abgeordneten drüberfahren"„Abgeordnete gegen Minister – ein ungleiches Match", „272: 6", „Wie lange noch?" in: Broukal, Josef et alii, *Politik auf Österreichisch. Zwischen Wunsch und Realität*, Wien 2009, S. 143-176.

[209] Jagschitz, Gerhard, „Stunde Null – Neubeginn oder Kontinuität?", in: (Hg.) Petrin, Silvia/ Rosner, Willibald, *Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde*, Bd. 21, Sonderdruck, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde 1996, S. 14.

[210] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 156.

[211] Ebda, S. 156 f.

Gerhard Roth bei seiner Analyse der österreichischen Eigenart mit präzisem Blick angemerkt hat[212]. Natürlich kann aus jedem Raunzer auch ein Schmähführer werden, und aus jedem, mit dem es sonst eine ‚Hetz' ist, ein hartnäckiger Nörgler; auf jeden Fall bietet die österreichische Wirklichkeit viel Platz und Raum für opportunistisches Verhalten. Dieser Opportunismus bildet den Generalnenner der soziokulturellen Eigenheiten dieses Landes: „Zwischen quälendem Zweifel und auftrumpfender Selbsterhöhung stabilisierte sich die ‚Volksseele' letztlich auf mittlerer Gefühlslage."[213]

[212] Vgl. Roth, Gerhard, „Was für den einen das Paradies ist, kann für den anderen die Hölle sein", in: Ders., *Das doppelköpfige Österreich, Essays, Polemiken, Interviews*, Frankfurt/Main 1995, S. 40.
[213] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 157.

ZWEITER TEIL: Textanalyse – Opportunismus in Schriften des Vormärz bis zur Gegenwart

2.1. Nadlers: The secret spies of Vienna – Charles Sealsfield's Essay *Austria as it is*

Der Berliner Schriftsteller Adolf Glaßbrenner besuchte Mitte der 1830er-Jahre Wien und wunderte sich über das Alltagsgeschehen in der Kaiserstadt: „Während das ganze gebildete Europa der politischen Emanzipation mit Enthusiasmus zufiel, regte sich hier kein Laut der Teilnahme: Österreich allein besitzt keine Ansteckungsfähigkeit."[214]

Diese – von außen beobachtete – Behaglichkeit hatte jedoch ihren Preis. Sie war das Resultat eines Verinnerlichungsprozesses. Weil Selbständigkeit, Eigeninitiative und Meinung behindert, verpönt und verachtet waren, ergaben sich die meisten Bürger ohne Gegenwehr ihrem Schicksal. „Österreich ist der patriarchalische Staat der neueren Zeit, wo die unmündigen Kinder dem Vater ihr Wohl vertrauensvoll in die Hände legen, ohne weitere Garantie als die, welche ihnen seine väterliche Gesinnung darbietet."[215]

Die von Glaßbrenner mit einer Spur Spott aber dennoch zutreffend konstatierte Obrigkeitshörigkeit im Vormärz wird von der historischen Forschung untermauert: „Das politische Regierungssystem dieses Herrschers [Franz I.] legte (...) den Schwerpunkt auf die Attribute ‚lieb und getreu', eine ‚Ausbildung des Bürgerstandes' zu Freiheit und Selbständigkeit galt ihm ebenso wie Metternich als erster Schritt zum Umsturz der bisherigen Herrschafts- und Gesellschaftsordnung."[216] Dem von der Staatsmacht erwünschten ‚Biedersinn' wird bei keinem Geringeren als Ferdinand Raimund Rechnung getragen. Am Ende von *Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär* lässt die allegorische Gestalt der *Zufriedenheit* als Brautgeschenk für *Karl* und *Lottchen* und deren Ziehvater *Fortunatus Wurzel* einen kleinen Wasserfall entspringen, eine „Quelle der Vergessenheit des Üblen". *Wurzels* Reaktion

[214] Glaßbrenner, Adolf, *Bilder und Träume aus Wien*, Wien-Berlin-Leipzig-München 1922, S. 194.
[215] Ebda, S. 197 f.
[216] Häusler, Wolfgang, *Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung. Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848*, S. 64.

fügt sich ganz in den Stil eines heiteren, lebensbejahenden Wiener Volkstheaters: „Da trinken wir gleich auf Ihre G'sundheit uns den zufriedensten Rausch."[217] Das waren Worte, die der vormärzlichen Theaterpolizei gefielen: Trinken, Lachen und Vergessen. Bescheidenheitstopoi dieser Art finden sich auch in Grillparzers *Der Traum ein Leben.*[218]

Eine äußerst ergiebige und zugleich höchst pointierte Quelle für die gesellschaftliche Befindlichkeit in der Habsburgermonarchie des Vormärz liefert Charles Sealsfield[219]. Dieser, ein ehemaliger Priester, gehört zu den großen Außenseiterfiguren des 19. Jahrhunderts, lässt sich keiner literarischen Gruppierung zuschlagen. 1828 erscheint in London der in englischer Sprache verfasste Essay *Austria as it is: or Sketches of continental courts, by an eye-witness*. Er wird erst gut 90 Jahre später, 1919, ins Deutsche übersetzt. Der Aufklärer Sealsfield rechnet mit den restaurativen Zuständen in seiner ehemaligen Heimat ab, polemisch, doch auch so, dass die Verbundenheit des Kritikers mit dem alten Habsburgerstaat durchschimmert. Literarhistorisch verweist der Essay auf eine Form des polemischen Umgangs mit Heimat, deren vorläufigen Höhepunkt Thomas Bernhards Österreich-Abrechnungen bilden. Sealsfields unverbraucht wirkender Essay weist bei aller Überspitzung auf gesellschaftliche Schwachstellen hin: Die Tyrannei Napoleons bezeichnet der Autor als ein Kinderspiel im Vergleich zu der im Gewande größter Biederkeit einhergehenden Willkür des Regierungssystems von Franz I.

„The education of the youth, public stations, secret policy, everything combines here, to produce political and moral degradation. And this system of degradation carries on in that plain, coarse and downright matt-of-fact manner with which a crossmaster disposes of his house affairs. Compared with the roughness with which Francis handles his subjects, by the mere plainness of his manner, the tyranny of Napoleon was a trifle."[220]

---

[217] Raimund, Ferdinand, *Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär*, Stuttgart 1971, S. 72.
[218] Vgl. Grillparzer, Franz, „Der Traum ein Leben", in: (Hg.) Backmann, Reinhold, *Sämtliche Werke. Hist.-krit. Gesamtausgabe, Bd. 5,* Wien 1936.
[219] Charles Sealsfield ist ein Pseudonym, dahinter verbirgt sich der 1793 im Mährischen geborene Karl Postl. Seine Bücher wie *Tokeah or the White Rose* (*Der Legitime und die Republikaner*) und *Das Cajütenbuch oder Nationale Charakteristiken* hatten auf dem europäischen, vor allem deutschen Buchmarkt großen Erfolg, sie galten als wichtige Informationen über die USA.
[220] (Hg.) Kucher, Primus-Heinz: Sealsfield, Charles - Postl, Karl: *Austria as it is, or Sketches of continental courts, by an eye-witness,* Wien 1994, S. 70.

Die Bürokratie als Quäl- und Zermürbungsapparat, an diesem Topos der österreichischen Verwaltungsgeschichte konnte auch Sealsfield nicht vorbeisehen: „The number of these public officers is infinite, and certainly three times greater than that of any other country, owing to the tedious, and even ridiculous, manner in which public business is carried on."[221]
Zur Verdeutlichung seiner Behauptung führt Sealsfield das Beispiel einer alten Schulbank (old bench[222]) an. Um sie zu erneuern, müsse eine geradezu irrwitzig aufgeblähte Bürokratie überwunden werden.
Auch Ernst Violand, der eine *Soziale Geschichte der Revolution in Österreich* verfasst hat und Zeitgenosse von Charles Sealsfield war, weist erbittert auf den Selbstzweckcharakter der Bürokratie hin: „Sie [die Bürokratie] hatte die höchste Macht, missbrauchte sie aber auf die empörendste Weise, bekümmerte sich bloß um ihren Vorteil, gleichsam, als wenn der Staat nur ihretwillen vorhanden wäre."[223]
Empörend, so Violand, sei das subalterne bis zur Unterwürfigkeit reichende Verhalten niederer Beamten gegenüber Höhergestellten und ihre Anmaßung, Präpotenz und Gemeinheit gegenüber ‚normalen' Mitbürgern[224]. Nach unten wird getreten, nach oben gebuckelt.

„Die Denunziation, Verleumdung, Intrige, Augendienerei, Heuchelei wuchern in ihr [der Bürokratie] auf die verabscheuungswürdigste Weise. Jeder strebt nur nach Avancement, nach Befriedigung seines Egoismus und in den Mitteln hierzu sind sie nicht wählerisch."[225]

Ernst Violand benennt jenen gesellschaftlichen Nährboden, auf dem beinahe zwangsläufig kleinbürgerliche Opportunisten entstehen müssen.
Es lohnt sich, die sozialen Zustände im Vormärz genauer zu untersuchen; nun wieder mit Bezug auf Charles Sealsfields Essay *Austria as it is.*

---

[221] (Hg.) Kucher, Primus-Heinz: Sealsfield, Charles - Postl, Karl: *Austria as it is, or Sketches of continental courts, by an eye-witness,* S. 70.
[222] Vgl. Ebda.
[223] Violand, Ernst, *Die soziale Geschichte der Revolution in Österreich*, (Hg) Häusler, Wolfgang, Wien 1984, S. 61.
[224] Interessanterweise ist die von 1998 bis 2000 produzierte Comedy-Serie *MA 2412* mit den beiden Hauptdarstellern Roland Düringer und Alfred Dorfer in nuce eine Wiederspiegelung der von Violand und Sealsfield 150 Jahre früher erhobenen Kritik. Der große Erfolg der Serie deutet an, dass die von Düringer und Dorfer gespielten Beamten-Karikaturen trotz satirischer Überzeichnung als ‚lebensecht' und ‚realitätsnah' empfunden werden.
[225] Violand, Ernst, *Die soziale Geschichte der Revolution in Österreich*, (Hg) Häusler, Wolfgang, S.62.

Since the year 1811, the 10,000 Nadlers or Pinners, as the secret spies of Vienna are called, have done their work. Taken from the lower classes of society, tradesmen, servants, mechanics, prostitutes, they form a confederacy in Vienna which winds like the red silk thread in the British navy through all the intricacies of social life. There is scarcely a word spoken in Vienna which they do not hear. There is no precaution possible, and even if you bring your own servants, if they be not staunch Englishmen, with a sufficient stock of pride and contempt towards the Viennese themselves, in less than a fortnight they will involuntarily prove your traitors. The character of the Viennese has become what might be expected under such circumstances. As the Government has taken every care to debar them from serious or intellectual occupation, the Prater, the Glacis, the coffee-houses, the Leopoldstadt theatre, are the only objects of their thoughts and desires. These they must attain, and if they cannot accomplish this by honourable means, they enlist among the ten thousand Nadlers, from whom they receive their weekly ducat."[226]

Es ist wohl nicht übertrieben, in den Naderern, diesem Spitzeldienst – bei allen informationstechnischen Defiziten gegenüber den Methoden, die im 20. Jahrhundert entwickelt worden sind – eine Vorform der STASI zu erblicken. Das Wort ‚vernadern' für verraten hat sich bezeichnenderweise im österreichischen Sprachgebrauch bis heute erhalten. Mentalitätsgeschichtlich steckt in den Naderern schon jede Menge Opportunismus. Von ihnen ist es kein großer Schritt mehr zu den sich selbst überschätzenden Kleinbürgern hundert Jahre später.

Das Hauptziel von Sealsfield's Pamphlet ist Staatskanzler Metternich. Der Autor nennt ihn einen „immense spider"[227], der ein Netz mit Spionen über Europa errichtet hat. „Never has there been a man more detested and dreaded than Metternich."[228] Franz Grillparzer, politisch als deutschliberaler Zentralist einzuschätzen, schreibt über Metternich, dass er „allenfalls den Barrabas freigab, um Christus kreuzigen zu können"[229].

1826, zum 50. Jahrestag der Unabhängigkeit Amerikas von England, bricht Charles Sealsfield von den USA nach Europa auf, „wohl mit dem Seitenblick darauf, seine Amerika-Kenntnisse einträglich umzusetzen"[230]. Bemerkenswert ist, dass der spätere Metternich-Kritiker, Sealsfield, dem österreichischen Staatskanzler seine Dienste als

---

[226] (Hg.) Kucher, Primus-Heinz: Sealsfield, Charles - Postl, Karl: *Austria as it is, or Sketches of continental courts, by an eye-witness,* S. 95.
[227] Ebda, S. 78.
[228] Ebda, S. 74.
[229] Grillparzer, Franz, *Erinnerungen aus dem Jahre 1848*, in: http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=3453&kapitel=1 – 4.9.2010.
[230] Kucher, Primus-Heinz, „Nachwort: Karl Postl-Charles Sealsfield: Zwischen den Welten im ständigen Exil", in: (Hg.) Ders., Sealsfield, Charles - Postl, Karl: *Austria as it is, or Sketches of continental courts, by an eye-witness,* Wien 1994, S. 358.

Spion brieflich angeboten und dies auch im Gespräch mit einem österreichischen Gesandten unterstrichen hat. Er behauptet, Informationen „über die englische Politik und deren vorgebliche Unterstützung der ungarischen Opposition"[231] liefern zu können. Primus-Heinz Kucher, Herausgeber einer kommentierten Textedition zu *Austria as it is,* vertritt die Ansicht, dass gerade das klägliche Scheitern von Sealsfield's Vorhaben zu einer Kehrtwendung in seinem Leben geführt hat. Er rückt endgültig vom Metternichschen Österreich ab.[232]
Austria as it is changiert zwischen Fakt und Fiktion, beide ‚Erzählformen' durchdringen einander. Sealsfield scheint es nicht um die Überprüfbarkeit seiner Beobachtungen zu gehen, vielmehr handelt es sich um den engagierten Versuch zu opponieren.
Nachdem Sealsfield den österreichischen Schriftsteller als das meistgequälte Geschöpf dieser Welt bezeichnet hat, stellt er die rhetorische Frage, was wohl aus Shakespeare geworden wäre, hätte er in Österreich leben müssen?!

„A more fettered being than an Austrian author surely never existed. A writer in Austria must not offend against any Government; nor against any minister; nor against any hierarchy, if its members be influential; nor against the aristocracy. He must not be liberal – nor philosophical – nor humorous – in short, he must be nothing at all. (...) What would have become of Shakespeare had he be doomed to live or to write in Austria?"[233]

Das Schlusskapitel des Essays widmet sich vor allem Wien: Dabei gelingt es Sealsfield, die zwiespältige Akzeptanz, die der alte Habsburgerstaat bei der Bevölkerung erfährt, als strukturelles Moment jener österreichischen Lebensart zu erfassen, deren Verkörperung ein Nebeneinander aus Opportunismus und Idealismus, Verzicht und Sinnlichkeit darstellt.
An das Ende seines Essays setzt der Autor die Metapher vom habsburgischen Doppeladler, der das Reich mit ehernen Fängen in tödlicher Umklammerung hält, eine dem Pamphlet würdige Klimax:

---

[231] Kucher, Primus-Heinz, „Nachwort: Karl Postl-Charles Sealsfield: Zwischen den Welten im ständigen Exil", in: (Hg.) Ders., Sealsfield, Charles - Postl, Karl: *Austria as it is, or Sketches of continental courts, by an eye-witness*, S. 358f.
[232] Vgl. Ebda, S.359.
[233] (Hg.) Kucher, Primus-Heinz: Sealsfield, Charles - Postl, Karl: *Austria as it is, or Sketches of continental courts, by an eye-witness,* S. 101 f.

The tide runs in Vienna towards gross sensuality in the people; - mute obedience in the public officers; - gloom or dissoluteness among the high nobility, and towards the most complete despotism in the Government, which grasps with the iron claws of its emblem – the double eagle – the whole empire, and keeps it in its baneful embraces."[234]

Sealsfield's Österreich-Portrait stellt eine wertvolle mentalitätsgeschichtliche Einführung in die Zeit der Restauration dar.
Nicht in allen Fällen gelingt es der Obrigkeit, durch ‚Brathendlduft' von der allgemeinen Misere abzulenken. Einer, der sich nicht ‚vernebeln' lässt, ist Nikolaus Lenau. Über seine Heimat Österreich meint er, dass die Schönheit des Landes in diametralem Gegensatz zu der Gesinnung der hier lebenden Menschen steht. 1831 schreibt er an Karl Johann Braun von Braunthal:

„Sie freuen und sehnen sich nach unserem Österreich zurük. Ja das Land! Das Land ist göttlich, noch göttlicher durch den Contrast der Menschen. Mögen hier die Alpen ragen, Bergströme stürzen, Lawinen donnern; das geschwächte Herz der Menschen zuckt im Staube und kann an den kühnen Felsen nicht hinaufklettern zu hohen Gedanken und Empfindungen."[235]

Brathendlduft und Heurigenstimmung, und im Hintergrund lauert die Horde „kleiner Stinkteufel"[236], um Ernst Fischers Formulierung aufzugreifen.
Opportunismus als einen speziellen Fall von Charakterschwäche darzustellen, greift zu kurz, vielmehr geht es darum, die geschichtlich konkreten Umstände und Bindungen kennenzulernen, um zu begreifen, warum die Zeit ‚schlechte Kerle' hervorbringt. Nicht moralische Wertungen werden in dieser Arbeit vorgenommen, sondern eine Analyse von Texten, die auf ihre zeitgeschichtliche und gesellschaftliche Situation bezogen werden.

---

[234] (Hg.) Kucher, Primus-Heinz: Sealsfield, Charles - Postl, Karl: *Austria as it is, or Sketches of continental courts, by an eye-witness,* S. 104.
[235] (Hg.) Steinecke, Hartmut und Vizkelety, András in Zusammenarbeit mit Eke, Norbert Otto und Skrodzki, Karl Jürgen, „Nikolaus Lenau. Bd.5, Briefe 1812 – 1837", in: Internationale Lenau-Gesellschaft; Brandt, Helmut et alii, *Nikolaus Lenau, Werke und Briefe, Historisch-kritische Gesamtausgabe,* Wien 1989, S.85 f.
[236] Fischer, Ernst, *Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur*, S. 145.

2.2 „Wenn ich nur was davon hätt'"[237] – *Staberl* darf nicht wie er will

Das Stück spielt – laut Regieanweisung – in der Leopoldstadt und unter den Weißgärbern an der Donau. *Die Bürger in Wien* ist eine Lokalposse von Adolf Bäuerle, die 1813 in Wien uraufgeführt wurde. Ein Charakteristikum der Posse ist ihr Gegenwartsbezug, und für *Die Bürger in Wien* stellt die Belagerung von Wien durch Napoleons Armee den historischen Hintergrund dar.
Im Zentrum steht ein Bindermeister, der in der Regieanweisung das Adjektiv „bürgerlich"[238] erhält und (nomen est omen) *Redlich* heißt. Dieser Herr *Redlich*, der noch ganz den Habitus des alten Zunftmeisters zur Schau stellt, duldet in seiner direkten Umgebung ein Faktotum namens *Staberl*, der den wunderlichen Vornamen *Chrysostomus* trägt und von Berufswegen Parapluiemacher ist.
In späteren Possen rund um *Staberl* wird die Figur mehr und mehr zum Inbegriff des feigen, habgierigen und verlogenen Wiener Kleinbürgers. In *Die Bürger in Wien* kommt *Staberl* zwar vor lauter Reden oft nicht zum Handeln, doch ist er hier noch deutlich als grotesk-brüchige Figur akzentuiert, die - am untersten Rand des Bürgertums angesiedelt - stark vom Absinken ins Elend bedroht ist.

Staberl berichtet *Redlich*, dass er Zeuge eines Dialogs zwischen der Kässtecherin und einem galanten Herren wurde, bei dem - hinter Alltagsworten ‚verdeckt' - kein anderer Zweck verfolgt worden sei, als den wahren politischen Hintergrund zu verschleiern.[239] Doch *Staberl* habe sich ins Gespräch eingemischt und dem Herren zu verstehen gegeben, dass er dessen konspiratives Gehabe durchschaut habe:

„Staberl weiß alles. Ihre Strumpfsäckel, die Ihnen schon zweimal ausgelassen wurden, bedeuten nichts als zwei unterschlagene Depeschen, die Wäscherin stellt die

---

[237] Bäuerle, Adolf, „Die Bürger in Wien", in: (Hg.) Sonnleitner, Johann, *Hanswurstiaden, Ein Jahrhundert Wiener Komödie*. Salzburg 1996, S. 267 ff.
[238] Ebda, S. 262.
[239] Auch wenn *Staberls* Worte in erster Linie seine dümmliche Gschaftlhuberei und Wichtigtuerei zur Schau stellen, sei hier nochmals Charles Sealsfield's zitiert, um zu zeigen, dass auch Bäuerles im Vergleich zu Nestroy gröber und plumper gehaltene Posse von der Gegenwart handelt: „Every footman in a public-house is a salaried spy: there are spies paid to visit the taverns and hotels, (...) Others will be seen in the Imperial library for the same purpose, or in the bookseller's shop, to inquire into the purchases made by the different persons." < (Hg.) Kucher, Primus-Heinz: Sealsfield, Charles - Postl, Karl: *Austria as it is, or Sketches of continental courts, by an eye-witness*, S. 47. >

Kriegserklärung vor – die Feinde werden gewaschen, das Linke wird mit dem Rechten verwechselt und das Fazit ist da."[240]

Als „Fazit" auf diese Ausführungen sei der galante Herr in schallendes Gelächter ausgebrochen und habe ihn gefragt, in welchem Kabinett er denn arbeite? *Staberl*, der den wahren Sachverhalt nicht durchschaut, habe darauf geantwortet:

„Ich sag' gelassen alles heraus, nenn' meinen Tauf- und Zunamen, wer mein Vater war und meine Mutter – und als ich draufkam, dass ich in keinem Kabinett arbeit', sondern in meinem Bodenzimmer im vierten Stock, da wollt' er gar nicht mehr zu sich kommen."[241]

Vor Lachen, wäre zu ergänzen, und in ein ebensolches stimmt *Redlich* ein und beendet es mit den Worten: „Sie kommen ins runde Haus."[242] Womit nichts anderes als der unter Joseph II. errichtete ‚Narrenturm' gemeint ist.
Das Einmaleins des Parapluiemachers bildet die stereotyp vorgebrachte Redewendung, „wenn ich nur was davon hätt'"[243]. Ein Running Gag, dies nicht nur durch die Wiederholung, sondern vor allem dadurch, dass er auch konträr zum Gemeinten verwendet wird.
Mit *Staberl* erhält das Wiener Volkstheater nach dem Tod Johann La Roches (Kasperl) und dem Abgang Anton Hasenhuts (Thaddädl) von der Bühne noch ein ‚Postskriptum' zum Rollentypus der ‚Lustigen Figur'. *Staberl* ist jedoch keine Chargenrolle, sondern erhält individuelle Züge, ist zumindest ansatzweise in den gesellschaftlichen Kontext eingebunden, *Staberl* ist Handwerker, allerdings hart an der Grenze zum Hungerleider. Eine für ihn unerwartete Essenseinladung offenbart bei aller Komik sein wahres Elend: „Wenn ich das Ding nur g'wußt hätt', so hätt' ich acht Tage nichts gegessen!"[244]

[240] Bäuerle, Adolf, „Die Bürger in Wien", in: (Hg.) Sonnleitner, Johann, *Hanswurstiaden, Ein Jahrhundert Wiener Komödie*, S. 269.
[241] Ebda.
[242] Vgl. Ebda, S. 270.
[243] Die erste Erwähnung von *Staberls* stereotyper Redewendung findet sich auf S. 267 (es folgen viele weitere): Bäuerle, Adolf, „Die Bürger in Wien", in: (Hg.) Sonnleitner, Johann, *Hanswurstiaden, Ein Jahrhundert Wiener Komödie*.
[244] Ebda, S. 272.

In dem Stück, dessen Zeithintergrund der Krieg gegen Napoleon ist, geht es um selbstgefälliges Bürgertum (personifiziert durch *Redlich* und den Schwertfeger *Toloysky*), eine habgierige Ehefrau (dargestellt durch *Redlichs* Ehefrau), die für Geld ihre Tochter an den nächstbesten Vermögenden, den neureichen Negozianten *Müller* verheiraten möchte, ungeachtet dessen, dass ihre Tochter einen anderen liebt. Dazu kommt ein zur Schau gestellter Patriotismus, der schnell in eine Art Kadergehorsam umkippen kann: Als *Staberl* nicht in das allgemeine ‚Vivat' auf Kaiser und Vaterland einstimmt, mit dem das Einrücken von *Redlichs* Sohn ins Regiment gefeiert wird, droht ihm der Tiroler Hausknecht gleich mit Prügeln. „Merk' dir's, wenn man rechtschaffenen Leuten ihre Gesundheit trinkt, dann mußt Vivat schreien, sonst kriegst eine aufs Dach."[245] Es gehört zu den Attributen der Lustigen Figur, dass sie nicht die Mutigste ist, deshalb lautet die Antwort des erschreckten *Staberl:* „Eh' ich von dem Knopf eine Ohrfeige aushalt', schrei' ich lieber einen ganzen Tag Vivat!"[246] *Staberl* gehört einer sozialen Randschicht an (erinnert sei an das „Bodenzimmer im 4. Stock"[247]), er ist eigentlich nicht in der Lage, etwas für ihn Vorteilhaftes auszuschlagen. Als man den als Hochstapler und Entführer enttarnten Negozianten *Müller* in die Wachtstube bringt, in der *Staberl* Bürgerdienst versieht, versucht der windige Makler den Schirmmacher zu bestechen, um freizukommen.

STABERL: Was? Ich soll Ihnen einen Gelegenheitsmacher abgeben? (...) Ja, wenn ich was davon hätte!
MÜLLER: Sie sollen etwas davon haben – hier sind 50 Gulden, noch mehr folgt nach!
STABERL: Ei, beileibe!
MÜLLER: Hier sind 100 Gulden, nehmen Sie!
STABERL: Ich lass' mich nicht bestechen.
MÜLLER: (...) Nehmen Sie dies als eine Entschädigung für die Versäumnisse, die Sie auf Ihrem Wachtdienst erleiden.
STABERL (doch etwas wankelmütig): Setzen Sie mir nicht so zu! (...)
MÜLLER: Wie viele Parapluie müssen Sie machen, um 100 Gulden zu profitieren – hier haben Sie sie auf einen Griff.
STABERL: Es ist wahr; 100 Gulden wären freilich nicht übel!"[248]

---

[245] Bäuerle, Adolf, „Die Bürger in Wien", in: (Hg.) Sonnleitner, Johann, *Hanswurstiaden, Ein Jahrhundert Wiener Komödie*, S. 282.
[246] Ebda.
Staberls Reserviertheit wird nicht unbedingt von einer anderen politischen Gesinnung motiviert. Seine äußerst bescheidenen Lebensverhältnisse fokussieren seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gaben am Tisch. Dieser Mensch will endlich essen und trinken und nicht ‚Vivat' brüllen.
[247] Ebda, S. 269.
[248] Ebda, S. 313 f.

Doch bevor der von Armut bedrohte Handwerker das Geschäft seines Lebens machen kann, greift das gutbürgerliche Gewissen in Gestalt des Wachkommandanten ein: „Ein Wiener Bürger verkauft seine Pflicht um keinen Preis."[249] Mühsam ringt sich *Staberl* auch zu diesem Standpunkt durch, entspricht den Erwartungen eines (spieß)bürgerlichen Publikums, doch seine Aufgeregtheit verhehlt das wahre Elend nicht: „Gar nichts brauchen wir – verstanden? Gar nichts, nicht das geringste, (...)? Nicht einmal so viel, was auf eine Nähnadelspitz' geht."[250]

2.3. „Das fehlende Teil vom großen Brotlaib"[251] – Zum Opportunismus der Lustigen Figur im Wiener Volkstheater

Opportunismus ist der Schutzmantel, den die Lustige Figur gegen die Unbilden der Zeit und, weil sie ja nur für den Tag lebt, die des Alltags trägt. „Hanswurst ist ohne Geschichte, Zukunft und Hoffnung sind ihm fremd, die hanswurstische Gegenwart bedeutet ihm alles."[252] Die materialistische Fixierung der Figur hat darin ihre Wurzel. Ihr Appetit entspricht dem Verlangen eines Menschen, der vom Notwendigsten zu wenig abbekommt. Bietet sich eine Gelegenheit, dieses Elementarbedürfnis zu befriedigen, gibt es für den Verlangenden kein Halten mehr: aus Essen wird ein Hinein- und Hinunterschlingen, aus maßvoller Nahrungsaufnahme Völlerei. „Erst muß es möglich sein auch armen Leuten/ Vom großen Brotlaib sich ihr Teil zu schneiden"[253], heißt es in Bertolt Brechts und Kurt Weills *Dreigroschenoper*. Der Opportunismus, den die Lustige Figur des Volkstheaters zur Schau stellt, verweist in grotesker Komik auf diesen fehlenden Teil vom großen Brotlaib.[254]

---

[249] Bäuerle, Adolf, „Die Bürger in Wien", in: (Hg.) Sonnleitner, Johann, *Hanswurstiaden, Ein Jahrhundert Wiener Komödie*, S. 315.
[250] Ebda, S. 316.
[251] Brecht, Bertolt, „Dreigroschenoper", in: Ders., *Ausgewählte Werke in sechs Bänden*, Jubiläumsausgabe zum 100. Geburtstag, Stücke 1, Frankfurt/Main 1997, S. 247.
[252] Stieg, Gerald: „Versuch einer Philosophie des Hanswurst", in: *Austriaca. Cahiers Universitaires d'Information sur l'Autriche*., 5. Jahrg., Rouen 1979, S. 92.
[253] Brecht, Bertolt, „Dreigroschenoper", in: Ders., *Ausgewählte Werke in sechs Bänden*, Jubiläumsausgabe zum 100. Geburtstag, Stücke 1, S. 247.
[254] Ernst Fischer differenziert zwischen dem renitenten *Hanswurst* und dem weinerlichen *Kasperl*. „Aus dem prügelnden war ein nur mehr verprügelter Plebejer geworden." – (Fischer, Ernst, *Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur*, S. 132). Für diese Untersuchung ist Fischers gewiss richtige Bemerkung vernachlässigbar.

Eben weil die von der Lustigen Figur dargestellte Existenz eine derart ausgelieferte ist, bleibt ihr gar nichts anderes übrig, als jede sich bietende Gelegenheit zu nützen. Das gilt auch für den Umgang mit dem anderen Geschlecht. *Hanswurst* antwortet dem König der Longobarden auf die Frage, ob er wisse was Liebe sei? „Wir Bauern können es zwar nicht beschreiben, aber wann wir ein Mensch auf den Heuboden bekommen, so erzehlen wir es historiweis, dass sie in dreiviertel Jahren ein lebendiges Exempl bekombt."[255] Und der Verlobten des Königs bietet sich *Hanswurst* unumwunden als Liebhaber an: „Ich hab ja so wohl Fleisch, Pein und Bluth, als mein Herr, der König."[256] Schikaneders und Mozarts *Papageno* ist nicht von ungefähr ‚Vogelfänger'.

Gesellschaftspolitisch betrachtet hat die Lustige Figur die Funktion, denen da oben eins auszuwischen, jene zu verhöhnen und verspotten, die sonst keine Rechenschaft für ihr Handeln ablegen müssen. Warum dem Lustigen Kerl, natürlich ist dieser immer ein Mann, diese ‚Ausnahmestellung' erlaubt wird, ist auf psychologischer Ebene durch dessen puerilen Züge zu erklären. Hier spottet ja nicht ein Mann, sprich: ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft, sondern hier tobt ein Kindsmann drastisch und dadurch komisch seine Emotionen aus. Einem Kind ist man bereit, manches zu verzeihen, und ein Mann mit der Infantilität eines Kindes ist schon eo ipso ‚komisch'. Doch damit ist das ganze Wesen der Lustigen Figur noch nicht erfasst. Denn die Infantilität dieser ‚Kunstfigur' ist auch Taktik, sie entspricht der List des Hofnarren, der die Wahrheit sagen darf, weil man ihn nicht ernst nimmt. Man könnte es so ausdrücken: Um die Wahrheit ausdrücken zu dürfen, muss man sich erst zum Narren machen. Solche Zeiten sind immer schlecht für die Wahrheit, und so verschwindet die Lustige Figur auch von der Bühne, als die alte feudale Gesellschaftsstruktur aufbricht und ein wirtschaftlich erstarkendes Bürgertum auf politische Mitsprache drängt. Die Figur des *Staberl* steht an einer Schnittstelle, einerseits ist sie noch als Kunstfigur, als Lustige Person akzentuiert, andererseits verfügt sie bereits über eine konkrete Biographie.

---

[255] Stranitzky, Joseph Anton, „Der Großmüthige Überwinder Seiner selbst", in: (Hg.) Sonnleitner, Johann, *Hanswurstiaden*, *Ein Jahrhundert Wiener Komödie*, Salzburg 1996, S. 10.
[256] Ebda, S. 24.

Bei Nestroy schließlich verschwindet die Lustige Figur ganz und wird durch die Zentralfigur ersetzt, die bei aller Komik (soviel Zugeständnis an Publikum und Form musste sein) einen räsonierenden, selbstreflexiven und gesellschaftskritischen Standpunkt einnimmt. Dieser gesellschaftskritische Aspekt ist ein Axiom des Volkstheaters und konstituiert es förmlich. Kritik vorzubringen ist die Aufgabe des Narren, des lächerlichen Kerls, des Tollpatschs, des fress- und ficksüchtigen Sau- und Krautschneiders, kurz, der Lustigen Figur. Diese Kritik muss ins Metaphysische transzendiert und von einer ‚Kunstfigur' vorgebracht werden. Bei Bäuerle im Ansatz und bei Nestroy endgültig wird diese Figur aus dem Starrkrampf ihrer Künstlichkeit befreit und betritt als Zeitgenosse die Bühne. Dass dieser Zeitgenosse, der ja auch von seiner prekären Existenz erzählt, gewissermaßen als ‚Erbstück' weiterhin mit dem Opportunismus der Lustigen Figur ausgestattet ist, wird Thema des nächsten Kapitels sein.

2.4. Das Brett des Schiffbrüchigen: „Andere hinunterstoßen oder selbst untergehen"[257] – Johann Nestroys *Der Talisman*

Im freien Fall gibt es keine Richtungswahl.[258] Einer, der diese Erfahrung gemacht hat, ist ein vazierender Barbiergeselle namens *Titus Feuerfuchs*.
„So ist mir ohne Geld, ohne Lieb', ohne Freundschaft meine Umgebung unerträglich worden, da hab ich alle Verhältnisse abg'streifft wie man ein engen Kaput auszieht in der Hitz, und jetzt steh' ich in den Hemdärmeln der Freiheit da."[259] Die „Hemdärmel der Freiheit" sind ein starkes Bild und verweisen darauf, dass dieser mittellose ‚Underdog' noch nicht resigniert hat, denn er verfügt über etwas, was ihm ungeachtet seiner beschämenden materiellen Verhältnisse Anlass zu Hoffnung gibt:

[257] Nestroy, Johann, Stücke, 17/I „Der Talisman", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann, *Johann Nestroy. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: Hein, Jürgen u. Haida, Peter, Wien 1993, S. 53.
[258] Natürlich nur, wenn kein Luftwiderstand herrscht, etwa im Vakuum.
[259] Nestroy, Johann, Stücke, 17/I „Der Talisman", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann, *Johann Nestroy. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: Hein, Jürgen u. Haida, Peter, S. 15. Bemerkung: Bei der Wiedergabe von Nestroys eigentümlicher Ortographie folge ich den Herausgebern der Historisch-kritischen Ausgabe von Johann Nestroys *Sämtlichen Werken*, Jürgen Hein, Johann Hüttner, Walter Obermaier und W. Edgar Yates.

Titus verfügt über Sprache, er spielt mit ihr wie auf einem Instrument, mehr noch, er weiß damit zu manipulieren, weil er ihre Funktionalität durchschaut hat.
Auf der Possenbühne wird möglich, was in der Realität kaum stattfinden wird: Ein Deklassierter als Räsoneur, einer, der mit desillusionierender Intelligenz hervortritt und seine Umgebung zu instrumentalisieren versucht. Nestroy, ein genauer Beobachter der Verhältnisse seiner Zeit, registrierte genau, wie divergent die Unterschichten Wiens waren, „von einem einheitlichen Klasseninteresse weit entfernt"[260]. Das Wesen der Satire besteht darin, die Gesellschaftskritik auf die Spitze zu treiben, sie bis zur Kenntlichkeit zu entstellen. *Titus* wird auf diese Weise zu einem Sprachrohr der Sprachlosen. Als die Gänsehüterin *Salome Titus* Brot gibt, mit dem sie sonst die Tiere füttert und ihm vorschlägt, als Knecht zu arbeiten, erwidert *Titus* mit dem ungebrochenen Stolz des Klassenbewussten: „Was? ich soll Knecht wer'n? ich[,] der ich bereits Subject gewesen bin."[261]
Natürlich ist der rothaarige Außenseiter *Titus* kein typischer Repräsentant der existentiell bedrohlichen Zustände der abhängigen Arbeiterklasse der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts, dies darzustellen hätte den Rahmen der Posse gesprengt und die Möglichkeiten jener Theater, wo sie zur Aufführung gelangte. Immerhin handelte es sich dabei um Geschäftstheater: alle Mitwirkenden, vom Autor bis zum Requisiteur, vom Schauspieler bis zum Bühnenarbeiter waren zum Erfolg verpflichtet. Dennoch mutet Nestroy der Possenbühne viel mehr zu, als es seine schreibenden Zeitgenossen taten, denn *Titus* ist unschwer als Repräsentant der Wiener Unterschicht zu erkennen, die im Vormärz zunehmend von Deklassierung und Pauperismus bedroht war. Über die ökonomische Unterentwicklung in Österreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts meinte der Kulturpublizist Ernst Fischer: „Was sich in Österreich vollzog, war keine industrielle Revolution wie in England. Der Kapitalismus schlich sich durch Hintertüren ein, gaunerte sich über Hintertreppen hoch, vom Schmutz seiner Herkunft bedeckt, tückisch, ängstlich, geduckt."[262] Der Politikwissenschaftler Anton Pelinka ergänzt: „Kapitalismus und Marktwirtschaft als die den bürgerlichen Interessen entsprechenden Formen wirtschaftlicher Ordnung

[260] Häusler, Wolfgang, *Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung, Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848*, S. 89.
[261] Nestroy, Johann, Stücke, 17/I „Der Talisman", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann, *Johann Nestroy. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: Hein, Jürgen u. Haida, Peter, S. 16.
[262] Fischer, Ernst, *Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur*, S. 134.

entwickelten sich zunächst in dem vom Protestantismus geprägten britisch-niederländischen Zentralraum. Von dort aus setzte sich, in konzentrischen Kreisen, das kapitalistische Wirtschaften allmählich in ganz Europa durch. Nach Österreich kam es spät – vermittelt, gleichsam gefiltert, durch den deutschen Kapitalismus."[263] Ein neues Zeitalter kündigt sich an, in dem es einige in dem ökonomisch unterentwickelten Land zu enormen Reichtümern bringen, während andere aus der Armut in die Verelendung absinken. Geld korrumpiert die sozialen Verkehrsweisen und macht die Menschen käuflich.
Kein Stück Nestroys ohne die präzise Beobachtung der Verhältnisse und Zustände seiner Zeit. Nestroy nimmt dabei einen gesellschaftskritischen Standpunkt ein. Der Possen-Dramaturgie kommt dabei die Aufgabe der Maskierung zu, sie ist Tarnung, um einerseits zu unterhalten und beim Publikum zu reüssieren, andererseits um Zensur und Theaterpolizei zu überlisten. Die Sprachsatire wiederum dient der Entstellung zur Kenntlichkeit. Was gesellschaftlich zu kritisieren ist, wird auf diese Weise höchst kunst- und humorvoll ‚enträtselt'. Dennoch, der Vorwand für Nestroys Satire ist die soziale Realität, sie bildet das eigentliche Epizentrum seiner Stücke. „Nestroys Satire war ein Maximum kleinbürgerlich-intellektueller Revolte gegen die geordneten Zustände eines gesellschaftlichen Schweinestalls."[264] Wären Nestroys Stücke nicht mit Realitätsgehalt vollgesogene, vollgepumpte Zeitanalysen, sie hätten sich wohl nicht gegen alle Widerstände und Vereinnahmungsversuche im Gedächtnis des Publikums (über den eigentlichen Zeithintergrund hinaus, in dem sie entstanden sind) so nachdrücklich einschreiben können.

Als *Titus*, seine roten Haare mit einer Perücke verbergend, plötzlich die Möglichkeit erhält, Karriere zu machen, ändert er schlagartig sein Verhalten: *Titus* wird zum Opportunisten. Drei Witwen lassen ihm nacheinander Protektion zukommen: die Gärtnerin *Flora*, die Kammerfrau *Constantia* und die Schlossbesitzerin *Frau von Cypressenburg*. Durch sein verändertes Aussehen gelingt ihm, was ihm davor strikt versagt geblieben ist, gesellschaftliche Anerkennung. Auf der Possenbühne wird daraus ein regelrechtes Buhlen um die Person des *Titus*. Zunächst ist es die Gärtnerin *Flora*, die er mit Aussehen und Sprache zu beeindrucken weiß. Sie macht

[263] Pelinka, Anton, *Zur österreichischen Identität, zwischen deutscher Vereinigung und Mitteleuropa*, S. 27.
[264] Fischer, Ernst, *Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur*, S. 183.

ihn zum Oberaufseher. Doch *Titus* sieht die Möglichkeit noch weiter aufzusteigen und erklimmt die nächste gesellschaftliche Stufe, indem er die Gunst der Kammerfrau *Constantia* gewinnt. Von den eigenen Karriereaussichten berauscht, kennt *Titus* kein Halten mehr: Der verwitweten Gärtnerin, die ihm durch Überlassung der Kleidungsstücke ihres verstorbenen Mannes zu einem ansprechenden Äußeren verholfen hat, wirft er vom Balkon des Schlosses aus die Kleider zu, die sie ihm überlassen hat: „Da sind die eh'maligen Kleider, die ich gegenwärtig nicht mehr brauch'."[265] Er braucht sie nicht mehr, weil er schon in neuen steckt. Diesmal ist es das Jagdkostüm des verstorbenen Mannes der Kammerfrau. Den Zenit der sozialen Stufenleiter hat er damit noch nicht erreicht, und so wird er Sekretär der Schlossherrin. Jedes Mal spielt bei seinem Aufstieg seine Eloquenz die entscheidende Rolle. Die Sprache dient als Instrument der Verführung, um Menschen zu beeindrucken und dadurch manipulieren zu können: Zur Schlossbesitzerin, die eine dilettierende Dichterin ist, meint *Titus:* „Ich steh' jetzt einer Schriftstellerinn gegenüber, da thun's die Alletagsworte nicht, da heißt's jeder Red' a Fey'rtagsgwandl anzieh'n."[266] Was er damit meint, stellt er kurz darauf unter Beweis, indem er auf die Frage der *Frau von Cypressenburg*, ob *Titus*' Vater Jäger ist, antwortet: „Nein, er betreibt ein stilles abgeschiedenes Geschäft (…) bey dem die Ruhe das einzige Geschäft ist, er liegt von höh'rer Macht gefesselt, und doch ist er frey und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst – er ist todt."[267] Die beeindruckte Schlossbesitzerin erwidert: „Wie verschwenderisch er mit 20 erhabenen Worten das sagt was man mit einer Sylbe sagen kann! der Mensch hat offenbare Anlagen zum Litteraten."[268] Es gehört zur Dynamik des Theaters, dass *Titus*' jäher sozialer Aufstieg von einem ebenso abrupten Fall gestoppt zu werden droht. Doch bevor es soweit kommt, zeigt sich, dass der Opportunist *Titus* bereit ist, all jene, die ihn zuvor unterstützt haben, hemmungslos zu desavouieren und anzuschwärzen. „Meine Stellung hir im Haus gleicht dem Brett des Schiffbrüchigen, ich muß die andern hinunterstoßen oder selbst untergeh'n."[269] Natürlich möchte er, der ehemalige Heruntergekommene, nicht schon wieder untergehen. Sein Opportunismus wird zur

[265] Nestroy, Johann, Stücke, 17/I „Der Talisman", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann, *Johann Nestroy. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: Hein, Jürgen u. Haida, Peter, S. 37.
[266] Ebda, S. 49.
[267] Ebda, S. 49f.
[268] Ebda, S. 50.
[269] Ebda, S. 53.

Perfidie, er empfiehlt der Schlossbesitzerin all jene, die seine Position bedrohen, kurzerhand hinauszuwerfen, sie zu entlassen. Zunächst scheint es, als ob der wandelbare Gewandte tatsächlich sein Ziel erreicht. Schon frohlockt er: „Alle kommen s' fort; jetzt kann ich blonder Jüngling bleiben."[270]

Es lohnt sich an dieser Stelle, einen genaueren Blick auf die Lebensbedingungen im Vormärz zu werfen. Die Versorgungsstruktur in der Kaiser- und Residenzstadt Wien entsprach in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keinesfalls der Anzahl der hier lebenden Menschen. Um 1800 war Wien die drittgrößte Stadt, nach London und Paris, umfasste 239 373 Einwohner[271]. 1850 waren es beinahe doppelt so viele. Die wachsende Bevölkerung wurde jedoch nur unzureichend mit Lebensmitteln und Trinkwasser versorgt. Durch die Kaiser-Ferdinand-Wasserleitung wurde Trinkwasser aus dem Donaukanal gefiltert, was „die Gefahr von Cholera- und Typhusepidemien über der Stadt schweben ließ"[272]. Eine im Vergleich zu England oder Frankreich rückständige Industrie produzierte Luxusgüter für den Hof und die Aristokratie, die jedoch für den Mittelstand, Beamte und Händler, unerschwinglich waren. In den überwiegenden Teilen der Bevölkerung herrschte ein erschreckender Mangel, was zu Plünderungen und lokalen Aufständen führte. Auf den Straßen, Plätzen, in Höfen und Hausdurchgängen – schreibt Carl August Schimmer in seiner *Vollständigen Beschreibung von Wien* aus dem Jahr 1848 – boten Lebzelter, Fleischselcher, Korbmacher, Salamikrämer, Essighändler, Trödeljuden, italienische Früchtehändler und slowakische Leinwandhändler ihre Produkte an.[273] Das Straßenbild verweist auf die ethnische Vielfalt und die kleingewerblichen Strukturen im Habsburgerstaat. Bettler und Lumpensammler waren allgegenwärtig. Das ist der Hintergrund vor dem Nestroys vazierende Handwerksgesellen die Bühne, die die Welt bedeutet, betreten. Karl Kraus meinte in seinem die Nestroy-Rezeption wesentlich beeinflussenden Aufsatz *Nestroy und die Nachwelt:* „Er [Nestroy] hat die Welt nur in Kleingewerbetreibende und Hausherren eingeteilt, in Heraufgekommene und Heruntergekommene, in vazierende Hausknechte und Partikuliers."[274] Und Ernst

[270] Nestroy, Johann, Stücke, 17/I „Der Talisman", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann, *Johann Nestroy. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: Hein, Jürgen u. Haida, Peter, S. 54.
[271] Vgl. Häusler, Wolfgang, *Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung, Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848*, S. 86.
[272] Ebda, S.87
[273] Vgl. Schimmer, Carl August, *Vollständige Beschreibung von Wien, dessen Eigenthümlichkeiten mit einem Plane*, Wien 1848, S. 338 f.
[274] Kraus, Karl, *Nestroy und die Nachwelt*, Frankfurt/Main 1975, S. 10.

Fischer fügt hinzu: Er [Nestroy] sah (...) die Polarität der Entwicklung am deutlichsten im Parvenü und im Deklassierten."[275]:

Nun ist die Frage nach *Titus*' Opportunismus erneut zu stellen. Wie bereits erwähnt, ist der sozialgeschichtliche Hintergrund bei Nestroys Stücken trotz der Possenstruktur – allzumal beim *Talisman* – stets evident. *Titus* ist ein Außenseiter im Zeitalter der Restauration. Das bürgerliche, neureiche Establishment verspottet den Rotköpfigen wegen seines Aussehens, *Titus* muss gegen hartnäckige Vorurteile ankämpfen. In den Worten des Barbiergesellen: „Das Vorurtheil is eine Mauer, von der sich noch alle Köpf die gegen sie ang'rennt sind, mit blutige K[ö]pf zurück gezogen haben."[276] „Mauer" und „blutige Köpf", die drastischen Metaphern entsprechen einer drastischen Wirklichkeit, die im Stück mit der größten Selbstverständlichkeit so geäußert wird: Die Kammerfrau *Constantia* zu *Salome*, die auf der Suche nach *Titus* ist: „Hir im Schloß wird Sie sich aber vergebens bemüh'n, den[n] ich und die g[nädige] F[rau] würden einen solchen nicht dulden[,] wier haben beyde Antipathie gegen rothe Haare."[277] Zu beachten ist, dass das „ich" der Kammerfrau noch vor der Erwähnung der gnädigen Frau steht. Der aufstrebende Mittelstand imitiert die Umgangsformen der so genannten ‚besseren' Gesellschaft und verschleiert auf diese Weise das eigene Standesbewusstsein. Das führt zu Dünkel und Vorurteilen. Die Kammerfrau drängt nach ‚oben' und fürchtet sich gleichzeitig davor, eines Tages ‚unten' anzukommen. *Titus*' Opportunismus ist eine Überlebensstrategie, er lebt in einer Zeit, in der Gefühle jederzeit durch Geld korrumpiert werden können.

Die Macht des Geldes war nicht nur ein Topos der Vorstadttheater, es entsprach auch der sozialen Realität. Natürlich ist *Titus* noch als komische Figur des Volkstheaters erkennbar, aber er ist auch in den gesellschaftlichen Kontext der politisch vor sich hin gärenden Restauration eingebunden. Welche Optionen hat *Titus,* um seine soziale Position zu verbessern? Eine lautet: die Spielregeln der Gesellschaft für die eigenen Zwecke zu nützen. „Wircklichkeit is immer das schönste Zeugniß für die Möglichkeit"[278], sagt *Titus* an einer Stelle im Stück. In einer Wirklichkeit, die vazierenden Handwerksgesellen keine Angebote zu machen hat,

---

[275] Fischer, Ernst, *Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur*, S. 140.
[276] Nestroy, Johann, Stücke, 17/I „Der Talisman", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann, *Johann Nestroy. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: Hein, Jürgen u. Haida, Peter, S. 11f.
[277] Ebda, S.40.
[278] Ebda, S. 79.

zeigt Nestroys desillusionierendes Possentheater, dass Rettung nur um den Preis opportunistischen Denkens und Handelns möglich ist. Gut sei das nicht, scheint der Autor zu meinen, doch Kritik daran griffe ebenso fehl.

2.5. Zwischen Aufstand gegen die Bevormundung und einem ‚Gespenst namens Reaktion'[279] – Johann Nestroys *Lady und Schneider*

„Ah, wenn d'Freyheit Communismus wird, ‚nein, / Da hört es auf ein Vergnügen zu seyn.'"[280] So drückt es die Hauptfigur *Hyginus Heugeign* in Nestroys Posse mit Gesang *Lady und Schneider* aus, und das überrascht doch bei diesem Autor. Nur ein paar Monate früher endete der dramatische Vorgänger mit einem politisch ganz anderen (um es mit Nestroy zu sagen, ‚conträren') Bekenntnis: "Die Reaction ist ein Gespenst, aber Gespenster giebt es bekanntlich nur für den Furchtsamen; drum, sich nicht fürchten davor, dann giebt's gar keine Reaction."[281] Zum Revolutionsmarsch von Johann Strauß jun. und unter Jubelgeschrei fällt der Vorhang.
Das scheint eher zu der Tonart zu passen, die Nestroy in früheren Stücken, etwa im 1840 uraufgeführten *Talisman* angeschlagen hat:

„Ich weiß H[err] Vetter die Rothen Haar mißfallen Ihnen[,] sie mißfallen fast allgemein, warum aber, weil der Anblick zu ungewöhnlich is; wenn 's recht viel gäbet käm' die Sach' in Schwung, und daß das geschieht, wollen wier das unsrige beytragen, …"[282]

Die Schlussworte des *Titus Feuerfuchs* am Ende der Posse mit Gesang *Der Talisman*. Was hier in Schwung kommen soll und wofür metaphorisch die „roten Haar" stehen, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

---

[279] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., Wien 1998, S. 67.
[280] Ebda.
[281] Nestroy, Johann, Stücke 26/I „Freiheit in Krähwinkel", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., Wien 1995, S. 77.
[282] Nestroy, Johann, Stücke, 17/I „Der Talisman", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann, *Johann Nestroy. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: Hein, Jürgen u. Haida, Peter:Wien, S. 86.

2.5.1. Anmerkungen zum Scheitern der bürgerlichen Revolution von 1848

Auch wenn zwischen *Lady und Schneider* und dem Vorgänger *Freiheit in Krähwinkel* nur ein paar Monate und zwischen *Lady und Schneider* und dem *Talisman* ein knappes Jahrzehnt liegen, in dieser Zeitspanne hat sich viel Geschichte ereignet. „Das Regierungssystem im Kaisertum Österreich litt in den drei Jahrzehnten vor 1848 an Unbeweglichkeit und grundsätzlicher Reformfeindschaft. In der Staatskonferenz herrschte Rivalität und Systemlosigkeit vor, höchste Priorität wurde dem Kampf gegen liberale und demokratische Gedanken eingeräumt."[283] 1848 gilt als das europäische Revolutionsjahr. Dabei war es keineswegs so, dass ganz Europa von einer Welle des Umsturzes erfasst worden wäre: Skandinavien, Großbritannien, die Länder auf der Iberischen Halbinsel, das zaristische Russland und das Osmanische Reich blieben von gesellschaftlichen Erschütterungen weitgehend unberührt. Dennoch ist 1848 als ein europäisches Revolutionsjahr zu begreifen. Erstmalig verbinden sich politisch-soziale Bewegungen mit nationalen und nationalistischen Bestrebungen und führen im Jänner in Süditalien, im Februar in Paris, ab März in Norditalien und den deutschsprachigen Ländern, schließlich auch in der Habsburgermonarchie, in Wien, Ungarn und den slawischen Ländern zu Aufständen. Die gesellschaftlichen Widersprüche zwischen dem alten Feudalsystem und dem erstarkenden Bürgertum sowie der neu entstandenen Schicht des Industrieproletariats führen zu unüberbrückbaren Gegensätzen und Konflikten. Soziale Ungerechtigkeiten, die Verelendung breiter Bevölkerungsschichten und eine restaurative Regierungspolitik heizen im Habsburgerstaat die Stimmung auf. Natürlich spielen auch nationale Konflikte, Freiheitsbestrebungen und der Wunsch nach mehr Autonomie eine bedeutende Rolle.
Bauernrevolten, bürgerliche Verfassungsbestrebungen, Protestaktionen der Armen und nationale Emanzipationsversuche – all diese Bewegungen, eng miteinander verzahnt – bilden die verschiedenen Ebenen des Revolutionsjahres.[284]

---

[283] Kořalka, Jiří: Revolutionen in der Habsburgermonarchie, in: (Hg.) Lengauer, Hubert und Kucher, Primus Heinz, *Bewegung im Reich der Immobilität. Revolutionen in der Habsburgermonarchie 1848 – 1849. Literarisch-publizistische Auseinandersetzungen*, Wien-Köln-Weimar 2001, S.34.
[284] Vgl. Mommsen, Wolfgang J., *1848 - Die ungewollte Revolution, Die revolutionären Bewegungen in Europa 1830 – 1849*, Frankfurt/Main 1998, S. 7.

Die Metropole Wien war ein von starken gesellschaftlichen Spannungen durchzogener ‚Schmelztiegel' der Vielvölkermonarchie. Als Trägerschichten, die gegen Bevormundung und soziales Elend rebellierten, traten Handwerker, Studenten, Bauern und Arbeiter hervor. Sie wurden zum ‚Motor' der Revolution, während sich die Besitzbürger und die Vertreter der Mittelschicht schon bald nach der Märzrevolution, spätestens ab Mai/Juni 1848 zunehmend revolutionskritisch verhielten.
Drei Phasen waren für die Wiener-Revolution besonders markant: Zunächst der durch Kossuths ‚Brandrede' mitausgelöste Aufstand gegen Bevormundung vom 13. März 1848. Dieser wurde von allen Schichten der Gesellschaft, die das Volk repräsentieren, unterstützt: Groß- und Besitzbürger, Handwerker und Kleingewerbetreibende, Bauern, Arbeiter und Studenten bildeten eine Einheitsfront. Dann, am 15. Mai desselben Jahres, ereignete sich gleichsam der Höhepunkt der Revolution: Der verhasste Staatskanzler Metternich musste abdanken, ebenso der Polizeichef Sedlnitzky. Die radikalen Demokraten erzwangen die Rücknahme der so genannten Pillersdorfschen Verfassung. Sie setzten eine Änderung des Wahlrechts und die Anerkennung des ersten Reichstags durch.
Die ungarisch-kroatischen Wirren leiteten schließlich die dritte Phase ein: die Wiener Oktoberrevolution. Kriegsminister Latour wurde von einer aufgebrachten Menge ermordet. Zum zweiten Mal im Laufe der revolutionären Ereignisse flüchtete der Kaiser aus Wien (erstmals im Mai, gewissermaßen am Höhepunkt der Revolution). Am 21. Oktober schloss die Armee unter Führung von Windisch-Graetz die Residenzstadt Wien ein. Die Hoffnung der Revolutionäre, Studenten und Arbeiter, auf die Unterstützung der Bauern, um die sich Hans Kudlich bemühte, erfüllte sich nicht. Die Regierungspartei hatte erkannt, dass sie unterliegen wird, wenn sie die Mehrheit der Bevölkerung gegen sich hat. Im agrarisch dominierten Österreich wurde diese von der Bauernschaft gebildet. Um sie für die Krone zu gewinnen, kam es zur Aufhebung der bäuerlichen Untertanenlasten. Damit hatte die Landbevölkerung ihr Ziel erreicht, ihre Kampfbereitschaft erlahmte. Am 23. Oktober begann der Angriff der konterrevolutionären Truppen auf Wien. Der Dachstuhl der Hofburg am Josephsplatz ging durch militärische Dummheiten der Belagerer in Flammen auf. Es verbrannten große Teile des Hofnaturalienkabinetts, doch die Bibliothek konnte gerettet werden.
Am 1. November kapitulierte Wien. Die Revolution war zu Ende.

Der Kommandant der Nationalgarde, Messenhauser, wurde hingerichtet. Weitere Rädelsführer wurden verhaftet und umgebracht, unter ihnen der linke Demokrat Robert Blum, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung.
Nach der blutigen Niederschlagung der Wiener Oktoberrevolution wurde der konstituierende Reichstag in das ostmährische Kremsier (Kroměříž) verlegt und am 22. November im Sitzungssaal des Erzbischöflichen Schlosses eröffnet. Der Reichstag erstellte einen Verfassungsentwurf, mit der Zielrichtung, die Habsburgermonarchie in einen föderalistischen Staat umzuwandeln. Kaiser Franz Joseph - er folgte dem glücklosen Ferdinand I. nach - und sein Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg ignorierten dieses Votum und verspielen damit die vermutlich letzte Chance, das Habsburgerreich als föderativen Länderbund zu erhalten.[285] Das neoabsolutistische Establishment setzte auf „die Vorherrschaft einer von den Deutschen dominierten Bürokratie (...) und [blockierte] die eigenständige Entwicklung der einzelnen Nationalitäten"[286], schreibt Wolfgang Mommsen in *1848 – Die ungewollte Revolution.* „Die Revolution (...) scheiterte aus vielen Gründen, vor allem an dem Zögern des liberalen Bürgertums, sich mit den unterbürgerlichen Schichten zu verbünden (...), aber auch an der Resistenz der Staatsbeamtenschaft und der Armeen gegenüber liberalen Reformen..."[287]
Die Revolution von 1848/49 scheiterte auch an der nationalen Frage. Und sie scheiterte an den gesellschaftlichen Widersprüchen, die sich in unterschiedlichen Bedürfnissen und Vorstellungen äußerten.[288] Den Bauern war es darum gegangen, feudale Abhängigkeiten und Lasten los zu werden.[289] Die neu entstandene Schicht der Industriearbeiter war noch nicht organisiert. Die Studenten wollten die Ideale der

[285] Vgl. Gottsmann, Andreas, *Der Reichstag von Kremsier und die Regierung Schwarzenberg. Die Verfassungsdiskussion des Jahres 1848 im Spannungsfeld zwischen Reaktion und nationaler Frage*, Wien 1995, S. 115.
[286] Mommsen, Wolfgang J., *1848 – Die ungewollte Revolution. Die revolutionären Bewegungen in Europa 1830 – 1849*, S. 312.
[287] Ebda, S. 8.
[288] Bei aller Divergenz bleibt doch der enge Zusammenschluss zwischen Wiener Studenten und Arbeitern ein äußerst bemerkenswerter Umstand dieser Revolution. Der Großteil der Studentenschaft kam aus mittellosen Schichten, hat der Politikwissenschafter Gernot Stimmer erhoben, was für eine gleichsam proletarisierte Studentenschaft sorgte und zu einer sozialen Affinität zwischen Arbeitern und Studierenden führte. (Vgl. Stimmer, Gernot, „Alles bewilligt! Die Wiener Studenten im Mai 1848", in: (Hg.) Bruckmüller, Ernst u. Häusler, Wolfgang, *1848 – Revolution in Österreich*, Wien 1999, S. 55-69)
[289] Die Bauern gehen als relative Gewinner aus dem ‚Sturmjahr' hervor. Die Befreiung von den Feudallasten wird vom ersten österreichischen Parlament, dem Reichstag, aber nur unter dem Vorbehalt der Entschädigung beschlossen. Eine Entscheidung, die den liberalen Vorstellungen des Bürgertums entsprach und einer Niederlage der Linken gleichkam. Die Grundentlastung der Bauern bedeutete eine wesentliche Schwächung des revolutionären Potentials. Die Landbevölkerung konnte fortan nicht mehr für Protestaktionen gewonnen werden.

französischen Revolution, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, durchsetzen. Den Vertretern des Bürgertums ging es vor allem um politische Mitsprache und wirtschaftliche Freiheiten. Die Revolution wurde von Handwerkern geführt, die noch vom zünftischen Denken bestimmt waren und die gegen die ‚Teufelsmaschinen' stürmten, die ihnen Arbeit und Aufträge nahmen. Was alle Schichten miteinander verband, war der Hass auf die als überlebt erachtete Feudalgesellschaft. Und genau an diesem Punkt, wo zwischen Arbeitern, Bauern, Intellektuellen und Unternehmern Konsens bestand, gab es auch ein revolutionäres Erreichen.
Die Revolution von 1848 war zwar gescheitert, doch auch das Feudalsystem in seiner alten Form war nicht länger aufrecht zu halten und verschwand. Wirtschaftlich hatte das kapitalstarke Bürgertum gewonnen. „Karl Marx' Analysen von der Unvermeidlichkeit des Klassenkampfes waren nach seinen eigenen Einlassungen für den Augenblick (...) nicht tauglich, sondern eröffneten nur die Zukunftsperspektive einer sozialistischen Gesellschaft, welche die lachende Erbin der bürgerlichen Gesellschaft sein werde, die es aber erst noch gegen die traditionellen Gewalten durchzusetzen gelte."[290] Die Revolution hatte in der Habsburgermonarchie indirekt Kaiser Franz Joseph I. auf den Thron gebracht. Vor allem die erste Phase seiner immerhin bis 1916 dauernden Regierungszeit war von einem Neoabsolutismus nach innen, bei gleichzeitiger Gewährung wirtschaftspolitischer Reformen, geprägt. „Das neoabsolutistische Regime behinderte aber durch seine Großmachtpolitik und die damit verbundene Aufblähung der Militärausgaben und Überspannung der Staatsfinanzen den Industrialisierungs- und Kapitalbildungsprozess."[291]
Die mentalitätsgeschichtlichen Auswirkungen benennt der Historiker Wolfgang Häusler folgendermaßen: „Der Neoabsolutismus mit der Herrschaft von Militär, Bürokratie und Kirche – eine stehende, sitzende und kniende Armee – wie ein bitterer Scherz umlief, breitete sich über Reich und Kronländer."[292]

[290] Mommsen, Wolfgang J., *1848 – Die ungewollte Revolution. Die revolutionären Bewegungen in Europa 1830 – 1849*, S. 310.
[291] (Hg.) Jetschgo, Johannes; Lacina, Ferdinand; Pammer, Michael; Sandgruber, Roman; *Österreichische Industriegeschichte 1848 bis 1955, Die verpasste Chance*, S.33.
[292] Häusler, Wolfgang, „1848 – Revolution in Österreich", in: *Ö1, Betrifft: Geschichte*, 20.3.2008.

2.5.2. ‚Wo von gestern auf heut Hunderttausend umgesattelt haben'[293] – Nestroys satirische Bemerkungen zum Nachmärz

Nestroys satirische Possen sind wie ein literarischer Reflex auf die Zeitereignisse. Sie sind trotz Kulissenzauber und Unterhaltungsangeboten auch ‚komplexe' Denkbilder, die sich bewusst ‚einfach' geben.

Am 6. Februar 1849 wurde *Lady und Schneider* im Carltheater in der Wiener Leopoldstadt uraufgeführt. Es handelte sich um Nestroys erste Posse nach der Niederschlagung der Revolution. Dem Stück kam besondere Aufmerksamkeit zu, weil Publikum und Kritik neugierig darauf waren, wie Nestroys politischer Kommentar zum Nachmärz ausfiel. Zu sehen gab es ein Stück, das Satire, höfische Intrige und Elemente des im damaligen Volkstheater beliebten Schneiderstücks vereinte und in dessen Mittelpunkt ein Opportunist stand. Was wollte Nestroy damit ausdrücken? Ich möchte die Frage später beantworten und zunächst nur festhalten, dass jener Opportunist mit Namen *Hyginus Heugeign* eine eher plumpe Charakterstudie eines Möchtegern-Karrieristen darstellt. *Heugeign* ist ein Homo politicus, aber weil es sich um eine Posse handelt, ist er ein Zerrbild desselben, ein Möchtegern, in gewisser Weise lächerlich, doch auch nicht ganz zu unterschätzen: Wer bereit ist, so viel Energie auf die öffentliche Sache zu verwenden, ist letztlich auch ein möglicher Kandidat, der irgendwann zum Zug kommen könnte. Ohne an dieser Stelle an leidvolle Erfahrungen aus der Gegenwart erinnern zu wollen, hier nur die Bemerkung, dass die bedingungslose Bereitschaft zu Opportunismus eine wesentliche Voraussetzung für das politische Wirken zu sein scheint, sie ist möglicherweise konstitutiv für den Beruf des Homo politicus.

Vor der Analyse des Stücks möchte ich auf die Rezeptionsgeschichte des Werkes näher eingehen.[294]

---

[293] Vgl. Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 16.

[294] Die folgenden Zitate aus zeitgenössischen Kritiken wurden der Historisch-kritischen Ausgabe zu *Lady und Schneider* entnommen: Rezeptions- und Wirkungsgeschichte von „Lady und Schneider", in: Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S.171 ff.

2.5.3 ‚Reactionsknödel[295] eines schwankenden Rohrs'[296] – Zur Rezeptionsgeschichte von *Lady und Schneider*

Im *Oesterreichischen Courier* stand am 8. Februar 1849:

„Mit großem Scharfsinn hat er [Nestroy] unsere neuesten Zustände und die jetzige Gesinnung der Bevölkerung belauscht. Er hat gefühlt, dass der radicale Schwindel allgemach vorüber geht; er hat auf die allgemeine Neigung für das conservative Princip speculiert; er hat den Pulsschlag des Volkes studirt, und siehe da! Er hat den Nagel auf den Kopf getroffen;"[297]

Herausgeber des *Oesterreichischen Couriers* war Adolf Bäuerle. Seine Besprechung war die einzige positive Kritik nach der Premiere von *Lady und Schneider.* Der Volkstheater-Autor und Kritiker Bäuerle galt allerdings als bestechlich.[298]

In der Zeitschrift *Das freie Oesterreich* vom 8. Februar wurde die politische Grundierung der Posse kritisert:

„In einer Zeit, wo man in allen Zeitungen, an allen öffentlichen Orten nur von und über Politik spricht, glauben wir, dass die Bühne der wenigst geeignete Platz sei, um selbe dem Publikum, das der Zerstreuung halber das Theater besucht, nochmals vorzuführen."[299]

Der Kritiker des *Humoristen* ging mit dem Verfasser der Posse scharf ins Gericht und bezeichnete Nestroy unumwunden als Opportunisten:

„Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, dass Nestroy bewiesen hätte, er habe Talent, jetzt hätte er darthun sollen, er kenne und wirke auf das Volk, er habe die Gegenwart mit ihren Schwächen und Auswüchsen richtig aufgefasst, aber nein, er zeigt uns selbst, welch' ein schwankendes Rohr er ist."[300]

---

[295] Rezeptions- und Wirkungsgeschichte von „Lady und Schneider", in: Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 190.
[296] Ebda, S. 176.
[297] Ebda, S. 172.
[298] Vgl. Schübler, Walter, *Nestroy. Eine Biographie in 30 Szenen*, Salzburg-Wien-Frankfurt 2011,S. 119 ff.
[299] Rezeptions- und Wirkungsgeschichte von „Lady und Schneider", in: Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 173.
[300] Ebda, S. 176.

Dieser Vorwurf im *Humoristen* blieb von Nestroy nicht unwidersprochen. Da er wohl zu Recht hinter dem Verfasser der Kritik, den ihm in inniger Feindschaft verbundenen Moritz Gottlieb Saphir vermutete, verfasste er eine - im *Oesterreichischen Courier* abgedruckte - wirkungsvolle Replik:

„Und wenn mich nun Jemand fragte: ‚Hat Ihnen dieser M.G. Saphir mit seinem jahrelangen Gebelle Schaden zugefügt?' [s]o müsste ich offen und ehrlich antworten: Nein, auch nicht im Geringsten! – Möge Ihnen dies der sprechendste Beweis Ihrer kritischen Nichtigkeit sein, Sie lächerlicher Vomkunstrichterstuhlherabdieleutevernichtenwoller;"[301]

Auch in der Besprechung der *Ost-Deutschen Post* wurde der Vorwurf erhoben, der Autor habe seine politische Gesinnung gewechselt:

„Es ist ein Unglück, ein gutes Gedächtnis zu haben. So erinnere ich mich z.B. gerade jetzt einer anderen Posse von Nestroy, (...) sie heißt ‚Freiheit in Krähwinkel'. Damals geißelte Nestroy mit Skorpionen die Partei, um deren Applaus er heute buhlte."[302]

Der *Patriot* vom 9. Februar 1849 schmähte Nestroy wegen seines „ultra conservativen Witzes"[303]. Das „ultra" stand nicht zufällig vor dem „conservativ", hieß doch Nestroys Zentralfigur in *Freiheit in Krähwinkel* „*Eberhard Ultra*". Damit wollte der *Patriot* umso nachdrücklicher Nestroys politische Sprunghaftigkeit herausstreichen.
Auch die Zeitschrift *Blitzstrahlen* (1. Band [1848-49], Nr.7) warf Nestroy politische Wendehalsigkeit vor: „Herr Nestroy ist eine der Wetterfahnen, die nach den politischen Winden ihre Richtung nehmen."[304]

Nach der Lektüre der Kritiken könnte man den Eindruck gewinnen, Nestroy gehöre in die Reihe jener österreichischen, konservativen Historiographen, die die Ansicht vertreten, dass das Revolutionsjahr nicht mehr als ein ‚tolles Jahr' gewesen wäre,

---

[301] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 180.
[302] Rezeptions- und Wirkungsgeschichte von „Lady und Schneider", in: Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 182.
[303] Ebda, S. 188.
[304] Ebda, S. 192.

eine Art gesellschaftliches Missverständnis von an sich braven und ergebenen Untertanen.

Der Querschnitt von Kritiken zeigt weiters: Zwischen dem Autor Nestroy und der von ihm dargestellten Zentralfigur des *Heugeign* wurde nicht unterschieden; außerdem war das Stück (zumindest in der Kritik, mit einer Ausnahme) ein eindeutiger Flop. Tatsächlich wurde *Lady und Schneider* nach nur sechs Aufführungen wieder abgesetzt, was sich jedoch nicht mit einem mangelnden Publikumszuspruch erklären lässt. Nach Johann Hüttner lagen die Einspielergebnisse des Stücks „über der rechnerischen Verlustgrenze"[305]. Das legt den Verdacht nahe, dass das Stück abgesetzt wurde, weil es politisch als nicht opportun eingestuft wurde.[306]

Was nun die Gleichsetzung von Nestroy mit der von ihm dargestellten Person angeht, meint Jürgen Hein, einer der führenden Nestroy-Forscher unserer Tage: „Es handelt sich zunächst um Rollenaussagen; ihr Verhältnis zum gesellschaftspolitischen Standort des Autors zu bestimmen, gehört zu den schwierigsten Problemen der Forschung."[307] Noch dezidierter äußert sich Walter Schübler: „Wer nicht sauber zwischen den Gefühlswelten literarischer Figuren und der des Autors unterscheidet; wer der Versuchung nicht widersteht, Rollentext mit imaginierten Anführungszeichen zu lesen und ihn damit als Meinung des Autors auszuweisen", handelt „grob fahrlässig"[308]. Dieser Standpunkt, der schon aus dem Grund zu verteidigen ist, weil er den Autor vor polemischen Angriffen wider seine Person in Schutz nimmt, ist dennoch für ein ‚Theaterrennpferd' wie Nestroy einfach zu ‚keusch'. Naturgemäß nützte er die Rolle, um sich auszureden, doch eben nicht in Form einer simplem Polemik oder gar einer Predigt, dazu war Nestroy viel zu sehr Skeptiker. Er war auch kein Agitator und kein politischer Kabarettist. Was Nestroy auf der Bühne ausprobierte, war die Relativität menschlichen Denkens und Handelns aufzuzeigen: was lässt uns Entscheidungen treffen und wofür, wie schwer wiegen Überzeugungen, welcher Widerspruch besteht zwischen Worten und den darauf bezogenen

---

[305] Hüttner, Johann, „Machte sich Nestroy bezahlt? Zu einem Dokument über die ersten Jahre des Carltheaters", in: (Hg.) Yates, W. Edgar und Tanzer, Ulrike, *Theater und Gesellschaft in Wien des 19. Jahrhunderts, Zum 25-jährigen Bestehen der Zeitschrift Nestroyana,* Wien 2006, S.26.

[306] Vgl. McKenzie, John R. P., Zur Aufführungsgeschichte von „Lady und Schneider", in: Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar: *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, S. 194.

[307] Hein, Jürgen, *Johann Nestroy,* Stuttgart 1990, S. 88.

[308] Schübler, Walter, *Nestroy. Eine Biographie in 30 Szenen*, S. 158.

Handlungen. Als dieser Skeptiker, Fragensteller und Differenzierer trat Nestroy hinter seinen Rollen-Masken deutlich erkennbar hervor.

2.5.4. ‚Sie müssen mich noch wo an die Spitze stellen'[309] – Ein Schneider versucht sich als Homo politicus

Von *Lady und Schneider* hat sich keine Reinschrift erhalten, Textgrundlage der Historisch-kritischen Nestroy Ausgabe ist ein Theatermanuskript. Nach 1945 ist das Stück erst zweimal aufgeführt worden.[310]
Auch in der Sekundärliteratur fristet es ein kümmerliches Dasein. Für die Fragestellungen dieser Arbeit ist es jedoch unerlässlich, diese Posse ausführlicher zu untersuchen.
Im Mittelpunkt steht ein Schneider, der politische Ambitionen verspürt. Sein ganzer Ehrgeiz ist darauf ausgerichtet, an die Spitze zu gelangen[311]; bei welcher Partei und wofür er dann eintreten würde, ist für ihn nebensächlich. Der Mann, der sich *Hyginus Heugeign* nennt, ist „nur mit Widerwilln Schneider"[312], doch auch andere Berufe scheiden für ihn aus: „Wie Viel möchten sich morden/ Weil's sind Lebzelter worden!"[313] Auf das drastische Bild gibt es Nestroy versöhnlicher und huldigt dem Humorismus: „Da thun Friseurs traurig hocken/ Zersausn d'eigne Parocken"[314] – Resümee: „Das kommt weil Jeder leidt,/ Bey dem Umschwung der Zeit"[315].
Jedoch: Es gibt auch Gewinner, Metiers, die gerade in Umbruchzeiten ‚boomen': „So kann kein Färber darben/ Denn d'Politik spielt Farben/ Alle Monath a neuche/ Darnach färbt er die Zeuche/ Denn wer halbwegs nur kann/ steckt vors Fenster ein

[309] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 23.
[310] Aufführungen: 1954 im Kleinen Theater im Konzerthaus. 2011 unter dem ursprünglichen Titel „Der Mann an der Spitze" in der Rothmühle in Schwechat.
[311] Ursprünglich hieß das Stück *Der Mann an der Spitze*. Warum sich Nestroy für den weniger pointierten Titel *Lady und Schneider* entschieden hat, ist nicht bekannt.
[312] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S.15.
[313] Ebda.
[314] Ebda.
[315] Ebda.

Fahn."[316] Der „Umschwung" kommt seinen Worten nach auch den Wirten zugute, da sich an ihren Gasthaustischen zahlreiche Vereine tummeln, deren Mitglieder sich einbilden, Einfluss ausüben zu können, aber über Wirthausgepolter nicht hinauskommen und nebenher viel Flüssiges verbrauchen. Auch die Drucker profitieren: Flugblätter und Plakate werden in Umlauf gebracht, die mit Parolen um Aufmerksamkeit buhlen. Nur ein Metier leidet unter diesen Umschwung-Zeiten: die Sattler. Die Satire, wenn sie gut ist, arbeitet immer auch mit den Mitteln der Sprachkritik. Deshalb ist bei Nestroy die Erwähnung der Sattler auch ein metaphorischer Kniff:

„Nur ein Gschäft thut z'kurz kommen,/ (..) Das sind d'Sattler, die leisten/ Enorms in der Zeit,/ Wo von gestern auf heut/ Hunderttausend von Leut/ Haben umgesattelt so gscheidt.-/ Und kein Einzger von Alln/ Thut dem Sattler was zahln."[317]

Was hier in der für die Possenbühne üblichen satirischen Verfremdung zur Sprache gebracht wird, ist der Opportunismus einer großen Zahl von Bürgern, die sich, nach der Nierderschlagung der Oktoberrevolution, übergangslos den Bedingungen eines auf Armee und Bürokratie gestützten Obrigkeitsstaates angepasst haben.
Der eher halbherzige Revolteur Nestroy sah sich als *Lady und Schneider* wenige Monate nach der Wiederherstellung der Reaktion zur Uraufführung gelangte, bestätigt: Was nützen die besten Ideen, wenn es den Menschen an Reife fehlt, diese auch nur ansatzweise umzusetzen. „Die Bemerkungen zum politischen Opportunismus gewinnen dadurch an Resonanz, dass sie *Heugeign*, einem Opportunisten par excellence, in den Mund gelegt werden."[318]

Es ist bestimmt kein Zufall, dass Nestroy – nach der kurzen Phase der Revolutionsfreiheit, in der *Freiheit in Krähwinkel* entstand – gerade mit einer Posse über einen Opportunisten hervortritt. Die auf den persönlichen Vorteil ausgerichtete Angepasstheit eines *Titus Feuerfuchs* war ein Überlebensmechanismus, der durch seine existentielle Not ausgelöst wurde.

---

[316] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 15f.
[317] Ebda, S. 16.
[318] McKenzie, John R. P., „Politische Sprache und politischer Kommentar", in: Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar: *Johann Nestroy*, *Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe,* S. 161.

Ultras Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit, seine Fähigkeit, die Vertreter der Reaktion mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, weist ihn bereits als Prototyp eines Homo politicus aus, doch dient *Ultras* Einsatz (wie wir durch den zeitlichen Abstand guten Gewissens sagen dürfen) der richtigen Sache, die 1848 nun mal die der radikalen Demokraten war. *Ultra*, der desillusionierte Journalist, weiß, dass in Zeiten der Zensur, die Presse das affirmative Lied auf die bestehenden Zustände zu singen hat, bezeichnend dafür der Dialog zwischen dem Redakteur *Pfiffspitz* und ihm[319], dennoch geht *Ultra* nicht den bequemen Weg. Das Angebot, selbst als Zensor zu wirken, sich gleichsam ‚kaufen' zu lassen, weist er empört von sich. Dabei fallen die bekannt gewordenen Worte über die Zensur: Sie ist „ein fleischgewordener Strich über die Erzeugnisse des Geistes", und: „Die Censur is die jüngere von zwey schändlichen Schwestern, die ältere heißt Inquisition; - die Censur is das lebendige Geständniß der Großen, daß sie nur verdummte Sclaven treten, aber keine freyen Völker regieren können."[320] *Ultra* begehrt dagegen auf, mundtot gemacht zu werden, er entscheidet er sich dafür, die Reaktion mit Zivilcourage zu bekämpfen. Da trifft es sich nicht schlecht, dass die reiche und schöne Witwe *Frau von Frankenfrey*, die der perfide *Bürgermeister* um ihr Erbe betrügen möchte, Zeuge von *Ultras* moralischer Entrüstung wird und ihm gegenüber beeindruckt meint: „Sie sind mein Mann."[321] Dass *Ultra* auf beinahe schon pragmatische Weise auf dieser Evokation des Augenblicks insistiert, daraus ein Versprechen ableitet und so am Ende der Gatte der reichen *Frau von Frankenfrey* wird, zeigt auch, dass er bei aller revolutionären Energie seine persönlichen Interessen niemals aus den Augen verloren hat.

Statt mit gut 150jähriger Verspätung einen ähnlichen Weg wie England nach der Glorious Revolution einzuschlagen, setzt sich in der Habsburgermonarchie die Reaktion durch. Nestroy hat es geahnt, bereits im Mai 1848 sagt er im dritten Traumbild des Bürgermeisters in *Freiheit in Krähwinkel* den Sieg der Reaktion voraus (im Stück durch die militärische Unterstützung des russischen Zarenreiches). Diese

[319] Vgl. Nestroy, Johann, „Freiheit in Krähwinkel", 1. Akt, 8. Szene < Nestroy, Johann, Stücke 26/I „Freiheit in Krähwinkel", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 19 ff.
[320] Ebda, S. 27.
[321] Ebda.

Sequenz, bei dem sonst sehr gut aufgenommen Stück, missfiel dem Publikum und wurde nach der Uraufführung wieder entfernt.
Im Februar 1849, bei der Uraufführung seines ersten Nachmärz-Stücks hat Nestroy den Typus des Homo politicus weiter entwickelt. Kein vazierender Handwerksbursche (*Titus Feuerfuchs*), auch kein Journalist (*Eberhard Ultra*) gibt ihm Gestalt, sondern einer, der die bescheidene Schneiderwerkstatt seines Schwiegervaters übernehmen soll und mit viel Fleiß vielleicht ein bescheidenes Auskommen finden könnte. Was für trübe Aussichten für jemanden wie *Hyginus Heugeign:* „Ah jetzt is der Zeitpunkt, wo auch aus ein Schneider was werden kann."[322] Und das will was heißen, ist doch der Schneiderberuf im Volkstheater ein Synonym für Feigheit und Bescheidenheit. *Heugeign* ist aus anderem Stoff, er ist geschickt und bereit sich anzupassen, persönliche Überzeugungen oder gar Wertvorstellungen kommen ihm nicht in den Sinn und somit in die Quere:

„Sie müssen mich noch wo an die Spitze stellen, sey's Bewegung oder Clubb, liberal, legitim, conservativ, radical, oligarchisch, anarchisch oder gar kanarchisch, das is mir Alles eins, nur Spitze!"[323]

Die Nebeneinanderstellung erinnert an ein Wechselspiel aus Synonym und Antonym, macht die Figur auf komische Weise lächerlich. Unterschwellig verweist dieser Möchtegern-Karrierist – „Alles eins, nur Spitze!" – auf jenen durchaus modernen Typus von Opportunist, der sich aus einem Ensemble von Möglichkeiten, jene aussucht, die ihm den größtmöglichen Vorteil bringen, ohne dabei auf kollektive Interessen, Solidarität zu Mitmenschen, moralische Erwägungen Rücksicht zu nehmen.
Dass Nestroy einen Schneider in den Mittelpunkt stellt, hat nicht nur mit einer beim Publikum beliebten Rolle zu tun, dahinter verbirgt sich auch eine gesellschaftspolitische Erkenntnis. In der Arbeit wurde schon auf das in der Industriellen Revolution entstandene Industrieproletariat hingewiesen. Doch wenn man sich die Sozialstruktur der im 18. – und 19. Jahrhundert gegründeten Arbeitervereine und –vereinigungen ansieht, so lässt sich erkennen, dass die

[322] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 56.
[323] Ebda, S. 23.

Trägerschichten aus den alten Handwerkerberufen stammen. Schneider, Schuster, Schlosser und Tischler sind die Repräsentanten und bilden die Führungsschicht der Arbeiterschaft. „Die Fabrikarbeiter, dieses Gespenst des frühen 19. Jahrhunderts, stoßen erst Ende des 19. Jahrhunderts zu den Organisationen der Arbeiterschaft."[324] Wie überhaupt zu bemerken ist, dass die Epoche der Industriellen Revolution trotz technologischer, ökonomischer und sozialer Veränderungen, insgesamt „noch sehr stark von den traditionellen Strukturen der Neuzeit durchdrungen ist"[325].

Heugeign ist eine Figur der Posse und somit wie alle Charaktere dieser Bühne bis zur Groteske überzeichnet. In der Art wie übertrieben wird, liegt die Subtilität der Satire. Etwa wenn der Schneider, der im Volkstheater (wie bereits erwähnt) die Verkörperung von Feigheit darstellt, meint: „Nachgeben, wenn der Widerstand nix nutzt, is staatsmännisch."[326] Ein Satz, der im Stammbuch vieler Politiker als Präambel stehen dürfte. Dadurch, dass ihn *Heugeign* angesichts einer tatsächlichen Bedrohung äußert, Vermummte mit Dolchen zwingen ihn zur Maßarbeit an einem Kostüm, macht er die Floskel, die im politischen Kontext eine bequeme Ausrede für Passivität ist, zur Wahrheit. Tatsächlich ist es im Falle *Heugeigns* ‚klüger' nachzugeben.
Das Sujet von *Lady und Schneider* ist wie in der zeitgenössischen Kritik unisono angemerkt wurde, „unbedeutend"[327] *(Der Oesterreichische Courier),* „flach"[328] *(Das freie Oesterreich).* Dem ist auch aus heutiger Sicht beizupflichten. Dramaturgisch betrachtet, setzt sich das Stück aus drei Ebenen zusammen: Diese bilden eine höfische Intrige, bei der es um eine Erbschaft und das Hintertreiben einer Liebesbeziehung geht. Auf einer zweiten Ebene finden wir Elemente des im Volkstheater beliebten Schneiderstücks. *Restl* möchte seinen zukünftigen Schwiegersohn *Heugeign* dazu bewegen, im traditionellen Sinn die Schneiderwerkstatt weiter zu führen. *Restls* Tochter *Linerl* soll *Heugeigns* zukünftige Braut werden. Und auf der dritten und wesentlichsten Ebene ist es ein Zeitstück, mit der Absicht, durch politische Kommentare die Gegenwart zu karikieren. Im Gegensatz

[324] Ehmer, Josef, „Produktionsmittel: Arbeitskraft", in: *Ö1, Betrifft: Geschichte*, vom: 5.5.2006.
[325] Ebda.
[326] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 58.
[327] Ebda, S. 171.
[328] Ebda, S. 173.

zu *Freiheit in Krähwinkel*, das in seiner Gesamtkomposition eine inspirierte und stimmige Posse ergibt, enthalten im Nachfolger *Lady und Schneider* lediglich jene Szenen, die der politischen Karikatur dienen, die gewohnte Nestroysche Verve.
In *Freiheit in Krähwinkel* stellen neben *Eberhard Ultra*, auch andere Figuren wie die grotesken Reaktionäre, Bürgermeister und Ratsdiener, aber auch der aufständische Nachtwächter, sowie der aus seiner Subalternität sich befreiende Beamte *Willibald* und vor allem *Frau Frankenfrey* klar profilierte Charaktere mit eigener Geschichte dar. Derartige Feinarbeit hat der Schauspieler-Autor Nestroy bei *Lady und Schneider* unterlassen. In diesem Stück sind letztlich nur jene Stellen von Relevanz, in denen *Heugeign* räsoniert. Andere Rollen wie *Restl*, *Linerl*, *Frau Brickwell* bleiben blass, beliebig oder gar klischeehaft. So sind es vor allem die Szenen I/8, I/9, I/10, II/13 und II/17 die Aufmerksamkeit verdienen. Sie regen zum Nachdenken über den Einsatz politischer Sprache an. Auf *Heugeigns* Auftrittslied (I/8), bei dem er das politische Umsatteln vieler Mitbürger hervorhebt, wurde schon eingegangen, im daran anschließenden Monolog berichtet der Schneidermeister von einem Traum. In diesem erschien ihm ein „schwarzes Männlein im Rococo-Fräklein mit Dreispitz und Zopfenkatherl"[329] und stellte ihm Fragen, um die Aufrichtigkeit seiner politischen Ambitionen zu prüfen. Die erste Frage richtete sich darauf, wie er das Volk definiere. Die Antwort, weithin bekannt, wurde – aus dem Kontext genommen – zu einem der bekanntesten Zitate im Nestroyschen Satire-Universum: „Das Volk is ein Ries in der Wiegen, der erwacht, aufsteht, herumtargelt, Alles zusammtritt, und am End wo hineinfallt wo er noch viel schlechter liegt, als in der Wiegen".[330]
Zwar ist das Volk „ein Ries", aber kein Wort davon, dass es aus all jenen Schichten gebildet wird, die daran interessiert und dazu befähigt sind, den gesellschaftlichen Fortschritt zu verwirklichen, wie es etwa ein marxistisches Verständnis des Begriffs nahelegt. Nestroy ist Skeptiker, die blutigen Revolutionserfahrungen haben ihn den „Ries in der Wiegen" auch von einer ‚historisch bedingten Seite' kennen lernen lassen. Das Erwachen und Aufstehen, durch soziale und wirtschaftliche Umstände ausgelöst, war unaufhaltsam: Missernten, mangelnde Versorgung, Arbeitslosigkeit, Hungersnöte. Darauf folgte – um weiter in Nestroys Bild zu bleiben – das

[329] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 17.
[330] Ebda.

Herumtaumeln, Ausdruck divergierender Interessen, Konsequenz unterschiedlicher Besitzverhältnisse. Vom „Herumtargeln" zum „Zusammentreten": Historisch betrachtet führte die anwachsende Empörung zu Gewalt: Maschinensturm, Petitionen, Barrikaden. Es waren nicht nur die kaiserlichen Kanonen, die die Revolution nieder kartätschten, es waren vor allem die sozialen und politischen Widersprüche in einer sich erst ausdifferenzierenden Gesellschaft, die zum Scheitern der Revolution führten. Am Ende waren der Nachmärz und ein neues Kapitel der Restauration angebrochen. Die durch die Industrialisierung reich gewordenen Besitzbürger gaben nun den gesellschaftlichen Ton an. Diese Neureichen stellten jedoch in Nestroys Augen den schlimmeren Gräuel dar. Während er den Adel mit Spott überzog, machten ihn die neuen Unternehmer und Kapitalisten regelrecht aggressiv, und genau diese Schicht war es nun, die von der Revolution wirklich profitierte und sich ihrer zunehmenden wirtschaftlichen Freiheiten erfreute. Als Resümee bleibt, Nestroy paraphrasierend, dass ‚am End der Ries schlechter liegt als in der Wiegn'. Folgt man diesem Gedankengang, dann müsste man mit dem Vorwurf vorsichtiger umgehen, Nestroy habe – wie ihm in der *Allgemeinen Oesterreichischen Zeitung* vom 10.2.1849 vorgeworfen wurde – „Reactionsknödel"[331] fabriziert. Nestroys Bemühen, originelle metaphorische Entsprechungen für die jüngsten Zeitereignisse zu finden, ist gerade in literarischen Sequenzen wie der hier angesprochen, nicht zu übersehen und verdient Anerkennung. Nur wer die Metapher vom dem Zeithintergrund trennt, dessen bildliche Reflexion sie darstellt und darin etwas gleichsam geschichtlich Grundsätzliches erkennen will, versetzt „dem Riesn in der Wiegn" einen konservativen Beigeschmack. Aber so zu interpretieren, bedeutet, Nestroy nicht zu verstehen.

Zwei Szenen, in denen der mit politischer Sprache vollgepumpte *Heugeign* diese in unpassendem Kontext anwendet, stechen hervor und wirken deshalb besonders komisch. Dazu gehören eine Eifersuchtsszene zwischen *Heugeign* und seiner zukünftigen Braut *Linerl* (I/10) und eine Szene, bei der *Heugeign* von maskierten Männern gezwungen wird, einer Dame deren Gesicht verhüllt ist (ohne dass er eine

[331] Vgl. Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 190.

Ahnung davon hat, handelt es sich um *Linerl),* ein Kostüm zu schneidern (II/13). Auch wenn *Hyginus Heugeigns* Denken an ein Sammelsurium aus Schlagwörtern und Phrasen erinnert, darf man sich von diesem ‚harmlos' wirkenden Schneider nicht täuschen lassen: Trotz aller Groteske geht es diesem Mann, der unbedingt an die Spitze will, um gesellschaftlichen Einfluss und Macht. Nestroy, der genaue Zeitbeobachter, bringt einen Opportunisten auf die Bühne, als Politik zu einer Erscheinungsform wird, die – eine Folge der Revolution – sich anschickt, alle Lebensbereiche der Gesellschaft zu durchdringen. Je sozial vielgestaltiger eine Gesellschaft wird, desto politischer wird sie auch. Die Entstehung neuer gesellschaftlicher Schichten und Klassen und ihre jeweils spezifischen Interessen sind untrennbar mit Politik verbunden.
Betrachten wir Nestroys Satireverfahren bei der Eifersuchtsszene (I/10) näher:
Der eifersüchtige *Heugeign* zu *Linerl:*
„Fahr ab aus dem Reichstag meiner Gefühle! Ich hab dich gewählt unter Tausenden, ich bin dein Wahlmann, jetzt kriegst du aber das unbändige Misstrauens-Votum von mir."[332]
Linerl pariert, dass Eifersucht der klarste Beweis für Liebe ist.
Heugeign gibt sich mit der schnippischen Antwort nicht zufrieden: „Rechtfertige dich, wenn du kannst, gib s' von dir die Denkschrift deinr Entschuldigung, besteig die Tribüne, aus allen Gegenden meiner Seele sitzen die Deputirten beysammen, und die Gallerien meiner Denkkraft sind gedrängt voll Zweifeln."[333]
Als ihn *Linerl* besänftigen kann, neigt sich „die Majorität (...) auf die Seite deiner [*Linerls*] Unschuld. – Man schreite zur Tagesordnung – Bussel!
L: Du verdienst keins.
H: Soll ich es mit einer Sturmpetition[334] erringen?"[335]

Auch zu einem späteren Zeitpunkt des Stücks, als *Heugeign* abermals Eifersucht befällt, greift er auf politische Phraseologie zurück. Er möchte eine ehrliche Antwort

[332] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S.20.
[333] Ebda.
[334] Anspielung auf die Sturmpetition am 15. Mai 1848.
[335] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 21.

und stellt die ‚Vertrauensfrage': „Keine Ausflüchte – beantworte die Kabinettsfrage!"[336]

Durch die Industrialisierung waren zwar neue Schichten, Interessen und Abhängigkeiten entstanden, doch fehlte es noch an politischen Theorien, Organisationen, Vereinigungen. „Hierzu sei bemerkt, daß sich die Wiener Presse von März 1848 bis März 1849 fast ununterbrochen mit parlamentarischen Systemen beschäftigte"[337]; dazu zählten das Frankfurter Vorparlament, die oktroyierte Pillersdorfsche Verfassung für Österreich, der Reichstag (am 22. Juli in Wien eröffnet, am 22. Oktober nach Kremsier verlegt, am 7. März 1849 aufgelöst). Diese frühparlamentarische Phase kommentiert *Heugeign* ätzend:

„Aus so viele große und kleine Fleckeln ein neuen Mantel machen für die Frau Germania – is das nicht das Frankfurter-Problem?"[338]

Die schon erwähnte Szene, in der *Heugeign* gezwungen wird, einer maskierten Dame ein Kostüm zu schneidern, bezieht ihren Witz aus dem für die Posse üblichen Versteck- und Verwirrspiel, denn bei der Unbekannten handelt es sich um *Heugeigns* Verlobte. *Linerl* wird als eine an den gesellschaftlichen Veränderungen wenig interessierte Person dargestellt, sie ist nur auf ihr häusliches Glück erpicht. Warum die lebenspraktisch agierende Verlobte auf die simpel gestrickte Intrige hereinfällt, lässt sich weder ansatzweise psychologisch noch sonst wie erklären, sondern folgt einer dramaturgischen Notwendigkeit, für die Nestroy nicht allzu viel Akribie aufgewendet hat. Die stärkste Wirkung dieser Szene, und auf diese hat der Autor seine Energie gelenkt, ist der Kunstgriff, aus dem Fachvokabular eines Handwerkers politische Metaphern zu entwickeln. So wird eine Anprobe beim Schneider zu einem Privatissimum über politischen Opportunismus:

„Um aber wieder auf die Taille zu kommen – die Taille, die die Menschen horizontal in Oben und Unten scheidet, die gielt in der Politik nicht viel, natürlich, weil da alle

[336] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 76.
[337] McKenzie, John R. P., „Politische Sprache und politischer Kommentar", in: Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar: *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe,* S. 159.
[338] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 23.

Augenblick das Obere unten und das Untere oben ist. Die Politik kümmert sich nur um die verticale Theilung, die zwei Seiten bildet, die Linke und die Rechte."[339]

Von hier aus ist es kein großer Schritt mehr zu jener spezifischen Form der sozialpartnerschaftlichen Übereinkunft, wie sie sich in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt und die dazu führt, Konfliktpotential so lange ‚einzukochen', bis nichts mehr davon übrigbleibt. Dabei handelt es sich um eine subtile Form von gesellschaftlicher Unterdrückung. Sie hat ihren Preis, führt zur Verwechselbarkeit politischer Positionen, nimmt die Pluralität aus der Politik und entdemokratisiert in einem schleichenden Prozess.

„Der Linken Maß nehmen ist sehr eine gefährliche Maßregel, indem der Linken meistens mehr Maß zu wünschen wäre."[340]

Mit etwa 100 Jahren Vorsprung enthält *Lady und Schneider* bereits ansatzweise Kritik an einer Situation, in der sich die politischen Hauptkräfte eine Pattstellung liefern, bei der Taktieren, Bürokratie und Opportunismus mehr Platz einnehmen als die Politik selbst. „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut; es weiß aber auch die Rechte nicht, was die Linke thut, und das wird nehmlich dadurch am sichersten erzweckt, wenn beide Theile gar nichts thun."[341]

Die harsche Kritik, mit der die Zeitgenossen Nestroys *Lady und Schneider* bedachten, erscheint vom heutigen Standpunkt aus überzogen. Auch diese im Satire-Kosmos Nestroys mittelmäßige Posse hinterfragt auf originelle Weise den gesellschaftlichen Status quo. Dennoch kann nicht darüber hinweg gesehen werden, dass es darin Passagen gibt, die (vorsichtig gesagt) verstören. Dazu zählt eine Sequenz in II/10 und vor allem *Heugeigns* Lied in II/17. Zunächst zu der Sequenz in II/10, ein Dialog zwischen dem intriganten Sekretär *Fuchs* und *Heugeign:*

„Fuchs: Dieses Haus steht leer.
H: Halten Sie die Dienerschaft für gar nichts, Sie mittelalterlicher Menschheitsrechtabstreiter?

[339] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 60.
[340] Ebda.
[341] Ebda, S. 60.

F: Die Dienerschaft ist bestochen.
H: Bagage! Herrschaftsbusengenährte Schlangen! 's Mittelalter hat erst nicht gar so Unrecht g'habt."[342]

Der Hinweis auf die Bestechlichkeit der Dienerschaft empört *Heugeign* weit mehr als deren Geringschätzung durch den Sekretär: „Bagage", „Schlangen", entfährt es ihm. Doch der Verweis auf finstere und sehr feudale Zeiten, als die dem Menschen angemessenen, entlarvt *Heugeigns* ursprüngliche Empörung als bloß gespielte. Belassen wir es dabei, dann wäre Nestroy an dieser Stelle unter seinem Format geblieben. Es bietet sich aber auch eine andere Lesart an: *Heugeigns* plötzlicher Meinungsumschwung wäre demnach dadurch motiviert, dass er jählings wahrnimmt, von einer Gesellschaft umgeben zu sein, in der alle Lebensbereiche und Beziehungen kommerzialisiert und korrumpiert sind. Für einen Moment lang verwandelt sich der Opportunist in einen Moralisten, seine Empörung führt ihn geradewegs in den Zynismus.

Vor allem das fünfstrophige Lied in II/17 dürfte im Publikum und bei der Kritik für Irritationen gesorgt haben. Da den Couplets im Possentheater besondere Bedeutung zukam, erstaunt es doch, dass der Autor in der Figur des *Heugeign* zu politischen Einschätzungen gelangte, die, ob bewusst oder unbewusst, wie eine Antithese zum Vorgänger *Freiheit in Krähwinkel* wirken.
In der ersten Strophe sind es die politisch engagierten Frauen der Revolutionszeit, die karikiert und verspottet werden: „Und damit man sie zu Amazonen erhebt,/ Haben's heroisch Würst'ln auf d'Barikaden hin-/ g'schleppt./ (...) Erst haben s' g'schwärmt für d'Studenten nachher für's Militär"[343]. Alles endet im Opportunismus meint der Opportunist *Heugeign.* In *Freiheit in Krähwinkel* wurde die Rolle der Frauen in der Revolutionszeit noch anders dargestellt: Die reiche Witwe *Frau von Frankenfrey* ist eine jener „Amazonen", die mit ihrem Einsatz zum Gelingen der revolutionären Sache beträgt. *Frankenfrey* ist eine der wenigen Frauenfiguren in der Bühnenwelt Nestroys, der individuelle Charakterzüge zugebilligt werden, sie ist eine selbstbewusste und emanzipierte Frau. *Frankenfrey* (wie immer bei Nestroy

[342] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 56.
[343] Ebda, S.65.

sprechen die Namen für sich) ist die Anführerin der als Studenten verkleideten Frauen auf den Barrikaden, und es sind gerade die politisch engagierten Frauen, die letztlich den *Krähwinkler Bürgermeister* zum Abdanken bringen.
In Strophe 3 macht sich *Heugeign* über soziale Egalisierungstendenzen lustig: „Doch die Gleichheits-Versess'nen sag'n gar, es soll rein/ Zwisch'n ein Schust'r und ein Herzog kein Unterschied/ seyn; (...) Mit zehn Fürsten und Grafen red't man leichter ganz g'wiß/ Als mit ein Flecksieder, der Millionär worden is."[344] Für diese Aussage erhielt Nestroy in dem von Bäuerle geleiteten *Oesterreichischen Courier* Applaus. Das Zitat steht in seltsamem Widerspruch zu einer Aussage am Beginn des Stücks. Der Intrigant *Fuchs* ist mit dem Sohn des Grafen *Paul* durch gemeinsame Kabale verbunden. Doch während *Fuchs* ständig neue Finten ersinnt, um *Paul* anstelle seines älteren Bruders zum Majoratserben zu machen, hängt sein ‚Partner' nur den Tagträumen an seine Angebetete nach. *Fuchs:* „Wenn der sich 's Brod verdienen müsst! – für manchen Menschen is es a wahres Glück, wenn er a Graf is."[345] Erinnert sei auch an den Ausspruch des Kommandanten der Krähwinkler Stadtsoldaten *Rummelpuff*, der Windisch-Graetz zitierend, den Menschen erst „beym Baron"[346] anfangen lässt. Da haben wir jene Spottgüte, für die Nestroy zu recht berühmt ist. Zielsicher wird gesellschaftlicher Hohn und Dünkel auf der Possenbühne dechiffriert und demaskiert. Warum sollte Nestroy jetzt für den Adel Partei ergreifen? Kam nicht ein paar Monate vor der Uraufführung von *Lady und Schneider* der Schauspieler-Autor in der Rolle des *Ultra* im Kostüm eines Arbeiters auf die Bühne und meinte: „Ah, mir g'schieht ordentlich, seit ich wieder einem rechtschaffenen Menschen gleichseh'."[347] Diese Worte fallen nachdem sich *Ultra* seiner wirkungsvollen Verkleidungen als Liguorianer, russischer Gesandter, europäischer Freiheits- und Gleichheitskommissär sowie als Staatskanzler entledigt hat.
Die vierte Strophe endet mit der Invektive auf den „Communismus", und in der fünften bezieht sich *Heugeign* auf den offenbar schon zu Nestroys Zeiten beliebten Gemeinplatz vom ‚gemütlichen' Wien. Dass es sich dabei um die Verinnerlichung

[344] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 66.
[345] Ebda, S. 10.
[346] Vgl. Nestroy, Johann, Stücke 26/I „Freiheit in Krähwinkel", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 45.
[347] Ebda, S. 66.

einer gesellschaftlichen Situation handelt, die unter repressiven Bedingungen unpolitische und desinteressierte Untertanen hervorbringt, habe ich bereits dargelegt. *Heugeign* hingegen meint: „Jeder hat an Wien sehnsuchtsvoll dacht,/ Denn das Leb'n in Wien, das war a Pracht!"[348]

In *Freiheit in Krähwinkel* wurde das „gemüthliche Glück in Wien"[349] noch als eine durch die Zensur erzwungene Lüge entschlüsselt.

Wie lassen sich die zahlreichen Widersprüche in der gesellschaftlichen Betrachtung innerhalb so kurzer Zeit erklären? In der Literaturgeschichte gibt es eine Ansicht, wonach Nestroy einfach den veränderten Verhältnissen Rechnung getragen hätte. Stellvertretend für andere sei hier der Literarhistoriker Friedrich Sengle zitiert, Verfasser einer dreibändigen Arbeit über die Biedermeierzeit: „Die beiden Stücke spiegeln genau den Stimmungswandel der Wiener Bevölkerung wider, und Nestroy braucht deshalb nicht charakterlos zu sein; denn auch er dürfte den in Revolutionszeiten üblichen Übergang von der Begeisterung zur Enttäuschung mitgemacht haben."[350]

Der Verfasser dieser Arbeit vertritt eine andere Ansicht. Erinnern wir nochmals daran, dass *Heugeign* in seinem Auftrittscouplet den „Umschwung der Zeit" mit der Metapher des „Umsattelns" benennt. Ober-Umsattler der Umschwungs-Zeiten möchte er selbst werden, irgendwo an die Spitze gelangen, doch gehört es zur kleinen Tragik des Schneidermeisters, dass er letztlich in seiner Wekstatt bleiben wird, aus dem gesellschaftlichen Aufstieg wird nichts. Könnte es nicht sein, dass *Heugeigns* Gesellschaftsbeobachtungen im Lied von II/17 weniger (wie es im *Oesterreichischen Courier* genannt wurde) mit dem „conservativen Princip"[351] spekulieren, als ganz bewusst ein Ensemble von Klischees zur Schau stellen? Derjenige, der diese ‚auftischt', wird vom Autor als ein völlig überforderter

---

[348] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 68.

[349] Nestroy, Johann, Stücke 26/I „Freiheit in Krähwinkel", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., S. 20.

[350] Sengle, Friedrich, *Biedermeierzeit III: Die Dichter*, Stuttgart 1980, S. 223.

[351] Vgl. Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber des Bandes: McKenzie, John R. P., S. 172.

Zeitgenosse karikiert: „Protest einlegen" will er, „gegen Alles, das ist das Erste, nur Protest."[352]

Nestroys persönliches Erleben der Ereignisse des Revolutionsjahres mündet bei ihm in einer Ambivalenz. Weder war er vor der Revolution ein Umstürzler noch wurde er nach deren Niederschlagung zum Reaktionär.

Wie Grillparzer ist auch Nestroy als ein deutschliberaler Zentralist anzusehen.[353] Politisch orientierten sich die Liberalen an einer engen Verbindung zu Deutschland. Doch vielen von ihnen wurde im Laufe des Jahres 1848 klar, schreibt der Historiker Ernst Bruckmüller, „dass der deutsche Einheitsstaat (unter preußischer Führung) das Ende der Habsburgermonarchie als Großstaat und damit auch das Ende der führenden Rolle genau der deutsch-liberalen bürgerlichen Gesellschaftsschichten im Bereich der alten Monarchie bedeutet hätte. (...) Die bürgerlich-liberalen Deutschen wurden daher sehr rasch zu Vertretern eines zentralistischen und deutsch geführten Österreich – und da ein solches nur über die Macht des Herrschers, der Armee und der Bürokratie zu haben war, machten die deutschen Liberalen ihren Frieden mit dem System,..."[354]

Franz Grillparzer in seinen *Erinnerungen aus dem Jahr 1848:*

„Aber nebstdem, dass die Bewegung des Jahres 48 mein Vaterland zu zerstören drohte, das ich bis zum Kindischen liebte, schien mir auch überhaupt kein Zeitpunkt für die Freiheit ungünstiger als der damalige."[355] Dass der bürgerlich-demokratische

---

[352] Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber des Bandes: McKenzie, John R. P., S.74.

[353] Im Mai ist die bürgerliche Revolution an einem Scheidepunkt angekommen. Was ist wichtiger, die Ausweitung persönlicher und politischer Rechte oder der Erhalt des Habsburgerreiches? Vor diese Alternative gestellt, verstummen nicht nur viele zuvor Unzufriedene aus dem bürgerlichen Lager, mehr noch, sie stellten sich auf die Seite der Konterrevolution. Franz Grillparzer, der anfangs mit der Revolution sympathisiert hat, ist ins Lager der Gegner gewechselt. Radetzkys Armee gelingt es, die schon verloren geglaubten Gebiete in Norditalien zurückzuerobern. Diese militärischen Erfolge werden zum Startsignal der Konterrevolution. Grillparzer schreibt eine Hymne auf Feldmarschall Radetzky:
„Glück auf mein Feldherr, führe den Streich
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer
In deinem Lager ist Österreich
Wir andere sind einzelne Trümmer."
(Grillparzer, Franz, „Feldmarschall Radetzky", Constitutionelle Donauzeitung, Wien v. 8.6.1848.)

[354] Bruckmüller, Ernst, „1848 – Revolution in Österreich", in: (Hg.) Bruckmüller, Ernst u. Häusler, Wolfgang, *1848 – Revolution in Österreich*, Wien 1999, S. 6f.

[355] Grillparzer, Franz, „Erinnerungen aus dem Jahr 1848", in: http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=3453&kapitel=1 – 4.9.2010.

Aufstand auch soziale Ursachen hatte, spielt in Grillparzers Betrachtungsweise keine Rolle.

Nestroy ist kein Ideologe, sondern Menschenbeobachter, das hat ihn wie einst schon Shakespeare zum Skeptiker gemacht. Er geht davon aus, dass Ideen, wenn sie Gestalt annehmen, untrennbar mit ihren Trägern verknüpft sind, und an diesem Punkt kommt für Nestroy mehr an Unzulänglichkeit ins Spiel, als den Ideen ganz allgemein zugemutet werden darf, kurz gesagt, sie werden entfremdet. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist folgender Briefentwurf Nestroys, mit dem er seinen Widersacher unter den Kritikern, Moritz Gottlieb Saphir, lächerlich machen wollte.

„Aus meinem Salönchen gehen einige Fensterchen in das Jägerzeilchen; ich saß da, vom Freyheitsschwall so gut ergriffen wie Hundert Tausend Andere, da weckte mich ein Wagengeräusch aus republicanischen Träumen, ein Fiakerpirutsch fuhr heran, zwey elende Mähren vorgespannt, aber das waren Götter, gegen die Gestalt, die im Pirutsch saß, wer mag das wohl gewesen seyn? Du vermuthest es nicht? Ey du dummes Saphirchen, Du selbst warst es, Du als Nationalgardist (…) Da bekam ich ein degout von der Freyheit, (…) und ich sage es mit Stolz, ich bin ein Schwarzgelber geworden, und zwar vom allerschwärzesten Gelb."[356]

Hätte sich Nestroy am Ende auf die Seite der Heraufgekommenen geschlagen, er der die Bühnenwelt in Herauf- und Heruntergekommene eingeteilt hatte und der lange den Anschein erweckt hatte, für die Heruntergekommenen Sympathie zu empfinden? Der Verfasser dieser Arbeit hält es für ratsam, diese markante Stelle nicht als jenes Selbstzitat zu verstehen, das es vordergründig zu sein scheint, denn es ist in erster Linie eine Provokation. Er bekam „ein degout von der Freyheit", sein Kritiker-Feind erschien ihm als leibhaftige Farce auf einen Revolutionär, da wollte Nestroy mit aller Entschiedenheit auf größtmögliche Distanz gehen. Diese Briefsequenz ist also eine Abstandsmarkierung. Weder war Nestroy vor 1848 Schwarz-Rot-Gold noch war er nach –48 Schwarz-Gelb, doch die Kluft zwischen dem Kritiker Saphir und ihm ist unüberbrückbar. Das sollte mit der Betonung auf das „allerschwärzeste Gelb" zum Ausdruck gebracht werden.

[356] Nestroy, Johann, „Sämtliche Briefe" – in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter und Yates, W. Edgar, *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber des Bandes: Obermaier, Walter, Wien 2005, S. 373 f.

Im Nachlass von *Höllenangst* findet sich ein Entwurf, der vermutlich wegen seiner Kühnheit nicht in die Endfassung kam, darin heißt es:

„Revolutionairs stürmen in der Regel gegen die irdischen Regierungen an. (…) Das war so eine Idee, dabei schaut doch was heraus, den gräulichen Absolutismus des Schicksals vernichten, das Verhängniß constitutionell machen, daß es Rechenschaft ablegen müßt, sowohl über Verschleuderung als Verweigerung seiner Güter. Und wann's auch – was bey allen solchen Unternehmungen der Fall is – mißlingt, so bleibt es doch ein schönes Bewußtseyn, dem Schicksal in's Gesicht gesagt zu haben, es ist ungerecht, daß das Leben so vieler nichts ist als ein beständiges Wandeln durch Triumphbögen der freudigsten Überraschungen, während Millionen Gleichberechtigte nur dazu da sind um die Grabinschriften ihrer Hoffnungen zu zählen."[357]

Der Verfasser dieser Arbeit versteht diese ursprünglich für ein dramatisches Werk konzipierte Gedankenprosa als eine Reflexion über den Begriff der Notwendigkeit. Die in der Natur und der Gesellschaft existierenden Notwendigkeiten sind aber nicht Ausdruck eines immateriellen Prinzips, sind auch keine Projektionen, sondern existieren unabhängig vom menschlichen Bewusstsein. Dass Notwendigkeiten von Menschen erkannt werden können, daran zweifelt selbst der Skeptiker Nestroy nicht, doch dass diese auch sinnvoll und sozial gerecht bearbeitet werden könnten, daran glaubt er, der die Mehrheit „die Grabinschriften ihrer Hoffnungen zählen" sieht, nicht.

[357] Nestroy, Johann, Stücke 27/II, „Höllenangst", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter; Yates, Edgar W., *Johann Nestroy, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe*, Herausgeber dieses Bandes: Hein, Jürgen, Wien 1996, S. 176 f. (Bei der Wiedergabe des Zitats wurde auf Nestroys Abbreviaturen verzichtet).

2.6. „Zu gut für die Höll, zu schlecht für den Himmel"[358] – Spießer und Opportunist im Werk Ödön von Horváths

Für unser Thema liefern Ödön von Horváths Werke eine ergiebige Quelle. In der von Horváth verfassten *Gebrauchsanweisung*[359] findet sich die Bemerkung: „Nun besteht aber Deutschland, wie alle übrigen europäischen Staaten zu neunzig Prozent aus vollendeten oder verhinderten Kleinbürgern, auf alle Fälle aus Kleinbürgern."[360] Natürlich ist das überzogen und statistisch nicht zu halten, es bezeichnet jedoch sehr genau jenes Milieu, das Horváth zum Hauptthema seiner Literatur macht: das soziale Umfeld der Spießer und Opportunisten. Mit der ihm eigenen Herangehensweise aus geradezu liebevoller Ironisierung und distanzierter Ernsthaftigkeit demaskiert Horváths Literatur die Winkelzüge des kleinbürgerlichen Bewusstseins.

2.6.1. Der Druck der Anpassung

Zu Horvaths frühesten schriftstellerischen Versuchen zählen Parabeln und Grotesken, die verstreut in Zeitungen und Zeitschriften wie dem *Simplicissimus* erschienen sind und später unter dem Titel *Sportmärchen* zusammengefasst werden. Sie sind geprägt von abgründiger Doppelbödigkeit und sarkastischem Humor:

"Erst sieben Wochen nach dem 20. Mai wurde das Wahlmysterium zu Mittelsöchering enträtselt. Dort wurden 68 Stimmzettel abgegeben, davon 67 für die Bayrische Volkspartei und einer für die Kommunisten. Natürlich wurde unter Leitung des Pfarrers nach dem roten Hund geforscht. Aber wie gesagt erst nach sieben Wochen kam man durch Zufall dahinter, daß die kommunistische Stimme nicht vom Anderlbauern stammt (der im Weltkrieg verschüttet worden war und seither nichts von all dem wissen wollte) und der als vermeintlicher Roter schon des öfteren gefotzt worden war, sondern von der achtzigjährigen Schwester des Pfarrers, die bei der

---

[358] Horváth, Ödön von, „Himmelwärts", in: (Hg.) Krischke, Traugott/ Hildebrandt, Dieter: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke*, *Band IV,* Frankfurt/Main 1970, S. 1013.

[359] Bis vor kurzem galt dieser poetologische Text als Reaktion Horváths auf seine Unzufriedenheit über die Uraufführungsinszenierung von *Kasimir und Karoline*. Die neuere Horváth-Forschung konnte hingegen belegen, dass er schon nach der Uraufführung von *Geschichten aus dem Wiener Wald* entstanden ist. Trotz des Erfolges des Stückes beim Publikum und den liberalen Vertretern der Kritik fühlte sich der Autor missverstanden. <Vgl. Kastberger, Klaus, „Nachwort", in: (Hg.) Kastberger, Klaus/ Streitler, Nicole: Horváth, Ödön von, *Geschichten aus dem Wiener Wald*, Stuttgart 2009, S. 231.>

[360] Horváth, Ödön von, „Gebrauchsanweisung", in: Ders., *Prosa und Stücke*, Frankfurt/Main 2008, S. 117.

Wahl ihre Brille daheim vergessen hatte und also das Kreuz statt bei der sieben bei der fünf gemacht hat. – Die Wahrheit hat selten Pointen."[361]

Das gesellschaftliche Druckgefäß Gemeinschaft – ein Begriff, in dem auch ‚gemein' steckt – sorgt unter bestimmten Bedingungen dafür, dass jede Handlung, die nicht dem allgemeinen Konformismus entspricht, Verdacht auf sich ziehen kann. Wer sich nonkonformistisch verhält, kann deswegen mit Ausschluss und Ausgrenzung bestraft werden. Das erzeugt Anpassungsdruck und Abhängigkeiten. Horváth besaß einen genauen Blick für die kleinstädtisch-dörfliche Gemeinschaft mit ihren patriarchalisch-autoritären Strukturen:

„Durch die Hauptstraße zogen Schützen, (…). Im gleichen Schritt und Tritt. Fürbaß. Mit wallenden Bärten und Gamsbärten, Gewehren und Bowiemessern, Standarten und heroischen Wunschträumen. Meist waren es bereits in Lederhosen Geborene, …"[362]

Im Fragment *Himmelwärts* wird der Raketenflieger *Kasimir* zu Versuchszwecken in die Umlaufbahn geschossen, doch die Rakete explodiert. Der unversehrt gebliebene *Kasimir* landet – der Märchenform entsprechend – auf einer Wolke. Er gelangt in das oftmals verklärte Arkadien. Doch dieses ist zu seiner Enttäuschung wie ein bayrischer Gesangsverein strukturiert. Und worin besteht dort die erdentrückte Glückseligkeit? „Das Arkadier-werden hat allerdings eine Bedingung! Du [zu *Kasimir*] musst mit uns singen – im Chor. Du darfst keine Solosachen machen."[363]
Der Himmel als Gleichschaltungsverein, eine Pointe und zugleich ein bitteres Statement des zwischen Sentimentalität und Kulturpessimismus schwankenden Schriftstellers. Doch Horváth wird, wie wir noch sehen werden, am Beispiel seiner eigenen Biographie erfahren, wie schwer es ist, dem Mainstream zu widerstehen.

[361] Horváth, Ödön von, „Aus den weißblauen Kalkalpen", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 67.
[362] Horváth, Ödön von, „Ein sonderbares Schützenfest", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 64.
[363] Horváth, Ödön von, „Himmelwärts", in: (Hg.) Krischke, Traugott/ Hildebrandt, Dieter: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke*, *Band IV,* S. 72.

2.6.2. Prototyp des Mitläufers

Ein in Berlin stattfindender Rechtsputsch (Kapp-Putsch) liefert den Anlass für den Beschluss der Reichsverfassung in Weimar, dem Zentrum der Deutschen Aufklärung und Klassik. Die Regierung flüchtet gleichsam aus der Hauptstadt. Dieser Putsch gilt als Reflex auf die auf rechter Seite vorhandene Ansicht, dass das Kaiserreich militärisch nicht bezwungen worden ist. Der Grund für die Kapitulation liege vielmehr im Verrat begründet (Dolchstoßlegende). Tatsächlich ist es der deutsche Generalstab unter Erich Ludendorff, der im Herbst 1918 ausdrücklich die Kapitulation verlangt. Das Ziel der Putschisten besteht darin, die Entwicklung zur Republik rückgängig zu machen. Zu den monarchistischen Tendenzen mischen sich bereits pränazistische und rassistische. Die Rechtsputschisten scheitern nicht zuletzt deshalb, weil sich die Reichswehr zur Republik bekennt.
Auf diesen historischen Hintergrund bezieht sich Horváth mit den beiden Varianten seines *Sladek* Stückes (*Sladek oder Die schwarze Armee,* 1927/28, Überarbeitung: *Sladek, der schwarze Reichswehrmann,* 1929).
Hintergrund des Dramas sind die sozialen und politischen Kämpfe in der Frühzeit der Weimarer Republik. Während Teile der radikalen Linken nach Kriegsende vom Vorbild der Pariser Commune inspiriert nach gesellschaftlichen Lösungen suchen, bei denen die Bevölkerung über gewählte Räte am politischen System direkt mitpartizipieren kann (Räterepublik), formieren sich am rechten Rand paramilitärische Trupps, die später schwarze Reichswehr genannt werden. Zu dieser Schattenarmee aus enttäuschten Frontkämpfern gesellen sich auch junge Männer, die sich als Opfer der wirtschaftlichen Misere der 1920er-Jahre sehen. Horváth hat die Psychosoziologie des *Sladek* folgendermaßen beschrieben:

"Sladek (…) ist er der Typus des Traditionslosen, Entwurzelten, dem jedes feste Fundament fehlt und der so zum Prototyp des Mitläufers wird."[364]

Die verbitterten, ihrer Hoffnungen beraubten und von Armut bedrohten Kleinbürger bilden einen dankbaren Wählerstamm für den aufkeimenden Nationalsozialismus.

[364] (Hg.) Krischke, Traugott, unter Mitarbeit von Foral-Krischke, Susanna: Horváth, Ödön von, „Sladek", beinhaltet beide Varianten: „Sladek oder Die schwarze Armee", „Sladek, der schwarze Reichswehrmann", in: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke, Kommentierte Werkausgabe in Einzelbänden, Bd. 2,* Frankfurt/Main 1983, S. 148.

Nach dem gescheiterten Hitler-Putsch von 1923 gilt die NSDAP zunächst als politisch bedeutungslos. Doch unter den Misserfolgen der Weimarer Republik wird sie ab 1929 zur Summe aller rechten Protestbewegungen. Erst ab diesem Zeitpunkt wird aus einer politisch eher marginalen Erscheinung eine rasch wachsende antidemokratische, antiparlamentarische Sammelbewegung.
Die von der NSDAP in Umlauf gesetzten, diffusen Heilsversprechungen wirken auch auf viele im Grunde unpolitische junge Menschen. Sie werden zu begeisterten Mitläufern der Nationalsozialisten.
Horváth registriert diese besorgniserregende gesellschaftliche Entwicklung. 1937 erscheint im holländischen Exilverlag Allert de Lange der Roman *Jugend ohne Gott*. Das Buch wird in mehrere Sprachen übersetzt.
Im nationalsozialistischen Deutschland wird der Roman sofort verboten.

"Alles denken ist ihnen verhaßt. Sie pfeifen auf den Menschen! Sie wollen Maschinen sein, Schrauben, Räder, Kolben, Riemen – doch noch lieber als Maschinen wären sie Munition: Bomben, Schrapnells, Granaten. Wie gern würden sie krepieren auf irgendeinem Feld! Der Name auf einem Kriegerdenkmal ist der Traum ihrer Pubertät."[365]

Jugend ohne Gott lässt sich als Sittenbild einer Generation lesen, die zu willfährigen und fanatischen Mitläufern herangezüchtet wird. Horváths dritter und letzter Roman *Ein Kind unserer Zeit* bietet nahezu die Fortsetzung von *Jugend ohne Gott*. Ein den Losungen und Versprechungen des Nationalsozialismus vertrauender junger Soldat erkennt nach einigen Enttäuschungen die Fragwürdigkeit, ja Widersprüchlichkeit seiner vormaligen Ideale.
Erich, Student aus Kassel in *Geschichten aus dem Wiener Wald*, ist ein Neffe des *Zauberkönigs*. *Erich* kommandiert sich selbst, schlägt die Haken zusammen, salutiert, ist Mitglied bei einem akademischen Wehrverband. Bei der Verlobung zwischen *Marianne* und *Oskar* wünscht er "viele brave deutsche Kinder! Heil!"[366] Es braucht keine besondere Empathie, um in ihm den Jung-Nazi von morgen zu erkennen. Einem Kleinbürger mit deutlicher Rechts-Drift wie dem *Zauberkönig*, der (nach dem Worten *Mariannes*) „die finanzielle Unabhängigkeit der Frau vom Mann" für den

[365] Horváth, Ödön von, „Jugend ohne Gott", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 240 f.
[366] Horváth, Ödön von, „Geschichten aus dem Wiener Wald", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 702.

„letzte[n] Schritt zum Bolschewismus"[367] und Krieg für ein Naturgesetz[368] hält, erscheint der militärisch verblendete Neffe als „Prachtkerl"[369]. Horváth gelingt es auf subtile Weise, die Empfänglichkeit des Kleinbürger-Milieus für antidemokratische, frauendenunzierende, vorurteilsbeladene Tendenzen herauszuarbeiten.

Zu jener Zeit, als Ödön von Horváth an dem *Sladek* Stoff arbeitet, hält er engen Kontakt zur deutschen „Liga für Menschenrechte", deren Wochenzeitschrift *Die Weltbühne* über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt ist. Die in kleinen, roten Heften erscheinende *Weltbühne* ist das Forum der radikaldemokratischen bürgerlichen Linken. Zentrale Persönlichkeit der Liga und Leiter der *Weltbühne* ist der Publizist und Friedensnobelpreisträger Carl von Ossietzky. Die militärkritischen Artikel in der *Weltbühne* weisen immer wieder auf die Machenschaften der schwarzen Reichswehr und die Vertuschungsversuche der Justiz hin.[370] Horváth ist Mitarbeiter der 1927 übergebenen Denkschrift *Acht Jahre politische Justiz. Das Zuchthaus - die politische Waffe*, die die deutsche „Liga für Menschenrechte" dem Reichstag übergibt. Das dafür gesammelte Material und die aus der *Weltbühne* bezogenen Informationen sind unmittelbar in die *Sladek* -Bearbeitungen eingeflossen. Sie wirken im Vergleich zu Stücken wie der vielschichtigen Komödie *Zur schönen Aussicht*, dem ‚bösen' Volksstück *Geschichten aus dem Wiener Wald* oder dem existentialistischen Szenenreigen *Kasimir und Karoline* unausgegoren, kommen insgesamt über einen Konzeptcharakter nicht hinaus. Dennoch verdient Horváths einfühlsamer Versuch, einen aus der Zeit herausgeborenen Entwurzelten[371] und dessen verqueres, an vulgärdarwinistischen Formeln sich orientierendes Denken - „In

[367] Horváth, Ödön von, „Geschichten aus dem Wiener Wald", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 700.
[368] Vgl. Ebda, S. 754.
[369] Ebda.
[370] Mit Blick auf das, was später kam, erstaunt es kaum, dass die Veröffentlichungen in der *Weltbühne* zu keiner juristischen Verfolgung der Skandale in der Reichswehr führten. Verfolgt wurden die Aufdecker. Der Vorwurf lautete „Landesverrat". Der Prozess gegen Ossietzky und einen weiteren Redakteur der *Weltbühne* gilt als Paradebeispiel für politische Justiz in der Weimarer Republik. Ossietzky wurde von den Nationalsozialisten eingesperrt, misshandelt, vegetierte in Konzentrationslagern dahin. Er erkrankte an Tuberkulose und verstarb am 4.5.1938 - bis zum Tod von Nationalsozialisten überwacht - in einem Sanatorium.
[371] Vgl. (Hg.) Krischke, Traugott, unter Mitarbeit von Foral-Krischke, Susanna: Horváth, Ödön von, „Sladek", beinhaltet beide Varianten: „Sladek oder Die schwarze Armee", „Sladek, der schwarze Reichswehrmann", in: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke, Kommentierte Werkausgabe in Einzelbänden, Bd. 2,* S. 148.

der Natur wird gemordet, das ändert sich nicht"[372]- in seinem Zerfallsprozess darzustellen, Beachtung.

2.6.3. Wenn die Wirtschaftskrise über die Menschen verhängt ist – Desillusionierung, Zynismus, Opportunismus

Das Stück *Zur schönen Aussicht* wird - wie auch andere Frühwerke des Autors (*Mord in der Mohrengasse*, *Rund um den Kongress*) - erst nach dem Tod Horváths uraufgeführt.
Schauplatz ist ein heruntergekommenes Hotel, für das ein reales Vorbild existiert: Das Hotel ‚Zur schönen Aussicht' am Staffelsee in Murnau. Dort besitzen Ödöns Eltern ein Haus, das als Sommersitz der Familie dient und wo der Schriftsteller zwischen 1924 und 1933 seinen Hauptwohnsitz hat. Im oberbayrischen Murnau macht Ödön von Horváth immer wieder Zwischenstation, wenn er zwischen München, Wien und Berlin hin- und herpendelt.
Anfang der 1930er-Jahre ist Murnau eine kleine Marktgemeinde mit etwa 3000 Einwohnern, mit Tourismus in den Sommermonaten,[373] wie es in der Regieanweisung des Stücks *Zur schönen Aussicht* heißt. Von seinem sozialen Umfeld her finden wir in Murnau gewissermaßen den Typenkatalog eines Horváth-Stückes: Kleingewerbetreibende, Landbevölkerung, Handwerker und höhere Beamte. Überdurchschnittlich stark fällt in dieser oberbayrischen Gemeinde die Zustimmung für die Nationalsozialisten bei den Reichstagswahlen aus: 1926: 2,6%, 1930: 18,3%, 1932: 37,8%, 1933: 44,5%[374].
Das Stück *Zur schönen Aussicht* spielt nach dem Ersten Weltkrieg, zur Zeit der Inflation. Eine Gruppe männlicher Zyniker vollführt eine Art Maskenspiel voreinander, bei dem sich letztlich alles um ‚eine' Frage dreht: Wer besitzt Geld? Und das scheint

[372] Lautet einer der Standardsätze des *Sladek*. Vgl.: (Hg.) Krischke, Traugott, unter Mitarbeit von Foral-Krischke, Susanna: Horváth, Ödön von, „Sladek", beinhaltet beide Varianten: „Sladek oder Die schwarze Armee", „Sladek, der schwarze Reichswehrmann", in: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke, Kommentierte Werkausgabe in Einzelbänden, Bd. 2*.
[373] Vgl. Horváth, Ödön von, „Zur schönen Aussicht", in: (Hg.) Krischke, Traugott/ Hildebrandt, Dieter/ Huder, Walter: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke*, *Band II,* Frankfurt/Main 1970, S. 9.
[374] Vgl: Lunzer, Heinz/ Lunzer-Talos, Victoria/ Tworek, Elisabeth, *Horváth. Einem Schriftsteller auf der Spur*, Salzburg-Wien-Frankfurt/Main 2001, S. 70 f.

die „aufgebügelte, verdorrte" *Ada*, eine Freifrau mit „Torschlußpanik"[375] zu sein. Doch schließlich stellt sich heraus, dass die anfangs bedauernswert erscheinende junge *Christine* die eigentlich Wohlhabende ist.

Strasser: Ich hätte nichts bereut, hätte dir nicht der liebe Gott geholfen.
Emanuel: Charakterlump!
Max: Er kann nicht lieben.
Karl: Er ist überhaupt kein Mensch.
Müller: Wo bleiben die Ideale?
Strasser: Das weiß ich nicht! Ich weiß nur, dass ich dich nun liebe, weil du zehntausend Mark hast. (...) Du kannst doch nicht verlangen, dass einer, der wirtschaftlich zu Grunde gerichtet worden ist, sich in eine Bettelprinzessin verliebt.
Christine: Und das Kind?
Strasser: Du kannst doch nicht verlangen, dass ich dich ewig liebe, nur weil du ein Kind von mir hast.
Stille."[376]

Karl Müller hat richtig erkannt, dass sich Horváths Figuren „ihres eigenen, meist (selbst)schädigenden Sprechens und menschenverachtenden Handelns oft wenig bis gar nicht bewusst sind oder [sich] ihre Verbrechen nicht eingestehen wollen oder können. Horváths Figuren sind insofern bewußtseins-, geschichts- und sprachlos, da sie oft nicht wissen, was sie wirklich [sprachhandelnd] tun."[377]
In *Zur schönen Aussicht* sind es nicht die Männer, die sich über das Schicksal eines auf der Strecke gebliebenen Fräuleins hinwegsetzen: nach außen hin bedauernd, innerlich jedoch gleichgültig. In diesem Stück zählen sie selbst zu den Enttäuschten und Verlassenen (eine Ausnahme im Werk des Dichters). Üblicherweise bleibt den jungen Frauen im Oeuvre Horváths nur die Möglichkeit, sich ihre Alltagsphantasien mit geborgten, nicht aus ihrer Lebenswirklichkeit stammenden Versatzstücken auszustaffieren.[378] Die Männer sind es, die diesen Fräulein Rollen geben und für sie Zuschreibungen finden: als Arbeitskraft, begehrenswerter Körper, Zerstreuung. Sowohl *Marianne (Geschichten aus dem Wiener Wald)* als auch *Elisabeth (Glaube*

[375] Vgl. Horváth, Ödön von, „Zur schönen Aussicht", in: (Hg.) Krischke, Traugott/ Hildebrandt, Dieter/ Huder, Walter: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke*, *Band II,* S. 15.
[376] Ebda, S. 72f.
[377] Müller, Karl, „'Wo ganz plötzlich ein Mensch sichtbar wird' – Lebens- und Todeskämpfe", in: (Hg.) Kastberger, Klaus, *Ödön von Horváth, Unendliche Dummheit – dumme Unendlichkeit*, Profile, Bd 8 der Reihe, Wien 2001, S. 23f.
[378] Ob es *Christine* gelingen wird, mit Hilfe ihres Erbschaftsvermögens, einen eigenen, selbstbestimmten Weg zu gehen, bleibt offen.

Liebe Hoffnung), *Karoline (Kasimir und Karoline)* und *Anna* und *Leni (Italienische Nacht)* wird im patriarchalischen Dunstkreis die Möglichkeit verwehrt, ein eigens, selbstbestimmtes Leben zu führen. *Marianne* ist am Ende innerlich ‚abgestorben', eben hat sie erfahren, dass ihr aufs Land gegebenes Kind gestorben ist. Der ungeliebte Mann *(Oskar)* zieht sie wie eine erlegte Beute mit sich fort. *Elisabeth,* von existentieller Not getrieben, ist bereit, ihren Körper nach ihrem Tod dem Anatomischen Institut zur Verfügung zu stellen, wenn sie zu Lebzeiten ein Honorar dafür erhält. Am Ende, nachdem ihr Glaube an die Zukunft zerbrochen, ihre Suche nach Liebe verraten, die Hoffnung zur Hoffnungslosigkeit verkehrt worden ist, geht *Elisabeth* ins Wasser. Sie wird gerettet und stirbt kurz darauf an den Folgen der Unterkühlung. *Anna* hätte auf Wunsch ihres dogmatischen Freundes beinahe ein Verhältnis mit einem Faschisten begonnen, um diesen ausspionieren zu können. Und die *Unbekannte* verschafft dem Mörder *Albert* ein Alibi, wird von ihm aber aus ökonomischen Erwägungen fallen gelassen, ihr Leben endet mit Suizid. Ihre Totenmaske mit einem rätselhaften sphinxischen Lächeln wird am Ende des Stücks vom Ehepaar *Albert* und *Irene* erworben. (In diesem symbolgeladenen Stück hat die *Unbekannte* auch Züge der Wasserfrau Undine und erinnert an jene französische Unbekannte, deren reproduzierte Totenmaske in vielen Pariser Wohnungen nach 1900 zu finden war. In unserem Zusammenhang ist es legitim, die *Unbekannte* jenen bedauernswerten Fräulein zur Seite zu stellen, auf deren Wünsche und Sehnsüchte im kleinbürgerlich-patriarchalische Kontext nicht eingegangen wird). Dass die Sehnsucht nach Glück in einem veritablen Fiasko enden kann, ahnt nach mehreren enttäuschenden Erfahrungen die desillusionierte *Karoline:*

„Ich habe mir halt eingebildet, dass ich mir einen rosigeren Blick in die Zukunft erringen könnte – – und einige Momente habe ich mit allerhand Gedanken gespielt. Aber ich müsste so tief unter mich hinunter, damit ich höher hinauf kann."[379]

In insgesamt 117 zum Teil auch wortlosen Kurzszenen wird in *Kasimir und Karoline* schlaglichtartig das Geschehen auf dem Münchner Oktoberfest seziert. Interessanterweise treffen die beiden titelgebenden Hauptfiguren in nicht mehr als acht Szenen aufeinander. Sechs davon ereignen sich im ersten Drittel des Stücks,

[379] Horváth, Ödön von, „Kasimir und Karoline", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 819 f.

was als Indiz für das Auseinanderdriften des Paares gedeutet werden darf.[380] Am Ende werden beide Protagonisten einen anderen Partner gefunden haben. Doch diese Entwicklung ist eher als Notlösung zu begreifen, mit der die Angst vor dem Alleinsein, die Unerträglichkeit ihrer Desillusioniertheit in Schach gehalten werden soll.

Der Zeppelin fliegt zu Beginn des Volksstückes, von einer staunenden Menge begafft, über die Münchner Festwiese. Unter den Besuchern befinden sich auch *Kasimir* und *Karoline*. Der Chauffeur *Kasimir* ist eben erst arbeitslos geworden, er ist verbittert und enttäuscht, der Attraktion hoch über ihm kann er (in seiner Situation begreiflich) nichts abgewinnen. Dennoch verfügt er über Einsicht in die herrschenden Verhältnisse:

„Da fliegen droben zwanzig Wirtschaftskapitäne und unten verhungern derweil einige Millionen! Ich scheiß dir was auf den Zeppelin (..) Der Zeppelin, verstehst du mich, das ist ein Luftschiff und wenn einer von uns dieses Luftschiff sieht, dann hat er so ein Gefühl, als tät er auch mitfliegen – – derweil haben wir bloß die schiefen Absätze und das Maul können wir uns an das Tischeck hinhaun!"[381]

Das Bürofräulein *Karoline* möchte sich amüsieren, doch den arbeitslosen Chauffeur *Kasimir* plagen Existenzängste. Während sich um die beiden ausgelassene Stimmung breit macht, geht ihre Liebesbeziehung in Brüche.

„*Kasimir:* Gestern abgebaut und morgen stempeln, aber heut sich amüsieren,... (...)
Karoline: Vielleicht sind wir zu schwer füreinander – –"[382]

Karoline, nicht frei von opportunistischen Zügen, macht in der Folge einen rasanten sozialen Abstieg durch, der sie beinahe bis zur Prostitution führt. Das Scheitern der Liebe zwischen *Kasimir* und *Karoline* wird jedoch nicht als individuelles Versagen dargestellt, sondern ist als Konsequenz der ökonomischen Arbeits- und Abhängigkeitsverhältnisse zu begreifen.

„*Kasimir zu Karoline:* Ist das vielleicht nicht eigenartig, dass es dir gerade an jenem Tag auffällt, dass wir zwei eventuell nicht zueinander passen – – an jenem Tag, an

[380] Vgl. Kastberger, Klaus/ Reimann, Kerstin, „Nachwort", in: (Hg.) Kastberger, Klaus/ Reimann, Kerstin: Horváth, Ödön von, *Kasimir und Karoline*, Stuttgart 2009, S. 197.
[381] Horváth, Ödön von, „Kasimir und Karoline", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 765.
[382] Ebda, S. 766.

welchem ich abgebaut worden bin?"[383]

Am Ende des Festes landet das Bürofräulein bei einem durchtriebenen Opportunisten. Dieser Mann, ein Zuschneider namens *Schürzinger,* wird *Karolines* neuer Partner. Der Horváth-Experte Klaus Kastberger[384] analysiert in diesem Zusammenhang sehr genau, dass „seine [Schürzingers] überraschend präzisen Analysen gesellschaftlicher Zusammenhänge angesichts seines Desinteresses an jeglicher Veränderung jedoch fast zynisch [wirken]. Sie dienen ihm lediglich als Vorwand, um sich zum Zwecke des Aufstiegs zu arrangieren."[385]
Präzise versteht es Horváth, die Differenz zwischen dem, was sich die Menschen einbilden, einbilden möchten und dem was realiter Sache ist, herauszuarbeiten: Der Kommerzienrat *Rauch* nützt mit dem Richter *Speer* das Fest, um reichlich Alkohol zu konsumieren und sich darüber zu freuen, wenn er den Mädchen auf der großen Rutsche unter die Röcke schauen kann.
Bezeichnenderweise ist es *Rauch* als Vertreter des finanzstarken Bürgertums, der den demokratischen Grundzug des Volksfestes hervorhebt: „Da sitzt (...) noch der Dienstmann neben dem Geheimrat, der Kaufmann neben dem Gewerbetreibenden, der Minister neben dem Arbeiter – –"[386]
Das Muster des Karnevals, die übliche gesellschaftliche Ordnung auf den Kopf zu stellen, den Narren zum König und den König zum Bettler zu machen, diese augenzwinkernde Verdrehung der sozialen Verhältnisse, hinter der die Utopie aufleuchtet, dass alle Menschen gleich sind, entpuppt sich auf der festlichen Oktoberwiese als fauler Zauber, als Chimäre. „Die Aufhebung der gesellschaftlichen Ordnung auf dem Fest, [lässt] die bestehenden Abhängigkeiten nur umso krasser zu Tage treten"[387]. Zwar führt das Fest zu einer Entgrenzung, doch diese, um den Faktor Alkohol gesteigert, lässt drastisch Gier, Geilheit und soziale Dominanz hervortreten: *Rauch* vergleicht sich gegenüber *Schürzinger*, dessen Namen er sich ‚partout' nicht merken kann, mit einem Monarchen. Seine Untergebenen dürfen sich

[383] Horváth, Ödön von, „Kasimir und Karoline", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 769.
[384] Klaus Kastberger ist Gesamtherausgeber der Wiener Ausgabe sämtlicher Werke Ödön von Horváths: Historisch-kritische Edition, 18 Bände, Berlin 2009 ff.
[385] Kastberger, Klaus/ Reimann, Kerstin, „Nachwort", in: (Hg.) Kastberger, Klaus/ Reimann, Kerstin: Horváth, Ödön von, *Kasimir und Karoline*, S. 199.
[386] Horváth, Ödön von, „Kasimir und Karoline", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 778.
[387] Kastberger, Klaus/ Reimann, Kerstin, „Nachwort", in: (Hg.) Kastberger, Klaus/ Reimann, Kerstin: Horváth, Ödön von, *Kasimir und Karoline*, S. 205.

– seiner hybriden Selbsteinschätzung nach – geehrt fühlen, wenn sich der Chef für deren Freundinnen interessiert. *Schürzinger* versteht und ist bereit, seinem Arbeitgeber *Karoline* zu überlassen. Braucht es noch einen deutlicheren Hinweis, dass Geschlechterbeziehungen auch Klassenbeziehungen widerspiegeln?
Im Sozialdrama *Glaube Liebe Hoffnung*, das um eine mittelose Hausiererin kreist, rechnet Horváth entschiedener als in anderen Stücken mit der Engstirnigkeit, Selbstgefälligkeit und Brutalität ab, mit der ein Einzelschicksal im kleinbürgerlichen Gesellschaftsgetriebe unter die Räder kommen kann. Die Notzeit mit hoher Arbeitslosigkeit verstärkt die gegenseitige Rücksichtslosigkeit. Um einen Wandergewerbeschein zu erlangen, versucht *Elisabeth* in ihrer Bedrängnis, ihren Körper nach dem Ableben dem Anatomischen Institut zu vermachen. Dafür möchte sie ein Honorar. Mit diesem, so ihr Plan, möchte sie einen Gewerbeschein kaufen. Der Oberpräparator weist jedoch *Elisabeth* zynisch darauf hin - ohne sich dessen bewusst zu sein - dass der Staat keine „lebendigen Toten"[388] kaufe. Die sprachliche Entgleisung bringt zum Ausdruck, wofür *Elisabeth* gehalten wird: eine ‚lebendige Tote'. Eine makabre Ausgangssituation, nicht umsonst heißt das Stück im Untertitel *Ein kleiner Totentanz in fünf Bildern*.
In diesem Bühnenwerk wird geheuchelt und gelogen. Dabei Mitzumachen wird zur gesellschaftlichen Voraussetzung, um nicht Verdacht auf sich zu ziehen. Das trifft auf die Gewinnerin der wirtschaftlichen Misere *Frau Prantl* zu, die von der Ausbeutung ihrer Angestellten lebt, und das gilt auch für den *Baron mit dem Trauerflor*. Dessen erklärungsbedürftiger Autounfall mit Todesfolge wird nicht weiter untersucht, sondern als bedauernswerter Schicksalsschlag abgetan.
Die *Frau Amtsgerichtsrat* wiederum erteilt dem Fräulein *Elisabeth*, die einer Haftstrafe ohne Bewährungsfrist entgegensieht, allen Ernstes folgenden Rat: „Tuns die Verhandlung nur ja nicht in die Länge ziehen durch unnötige Verteidigung! Wenn ich zuhaus beim Mittagessen sitz und vergeblich auf ihn wart und er kann nicht weg, weil die Sitzung so lang dauert, dann hört auch bei ihm das Verständnis auf –"[389].
Natürlich sind es nicht die lässlichen Notlügen, die *Elisabeth* gebraucht, um ihren Glauben an die Zukunft aufrecht halten zu können, die Horváth anprangert, im Gegenteil, gerade weil sie vernachlässigbar erscheinen, jedoch zu schwerwiegenden

[388] Horváth, Ödön von, „Glaube Liebe Hoffnung", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 828.
[389] Ebda, S. 837.

Verfehlungen hochgepusht werden, betont der Autor die Inhumanität und das Bestialische einer sich von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit verabschiedenden Gesellschaft.

Den *Schupo Alfons* erinnert *Elisabeth* an seine jung verstorbene Gattin, er verliebt sich in *Elisabeth*. In zwei großartigen Szenen (Viertes Bild, Szene 1 und 2) evoziert Horváth ein Bild „des glücklichen Friedens zweier liebender Herzen"[390]. Es werden die einzigen beiden Szenen bleiben, in denen Elisabeth wirklich etwas von Glaube, Liebe und Hoffnung empfängt, doch gleich darauf kippt die kleine Idylle, stehen Vorwürfe und Verdächtigungen gegen sie im Raum. Bei einer Razzia der Polizei, die *Elisabeth* verdächtigt als Prostituierte zu arbeiten, erfährt *Alfons* von ihrer Vorstrafe. Und als man dem *Schupo* andeutet, wie karrierehemmend so eine Verbindung sein könnte, entscheidet sich *Alfons* augenblicklich, ganz Opportunist, zu Gunsten des materiellen Vorteils. Der Anziehungskraft des Wortes ‚Karriere' kann sich der *Schupo* nicht entziehen, sie übertrifft jene, die von „zwei liebenden Herzen" ausgeht. Dabei hätte der Wach- und Streifendienst versehende *Schupo*, realistisch betrachtet, gar nicht viel riskiert, hätte er sich weiterhin zu *Elisabeth* bekannt, hängt doch sein berufsmäßiger Aufstieg etwa zum Inspektor in erster Linie von den absolvierten Dienstjahren ab. Sogar der *tollkühne Lebensretter*, der *Elisabeth* bei Nacht aus dem kalten Wasser gezogen hat, entpuppt sich als Opportunist. Für diese Tat erwartet er Bekanntheit und Werbung für seine Person. Mit dem *Präparator*, diesem Tierfreund, der sich auf sein weiches Herz viel einbildet, thematisiert Horváth den drastischen Umschlag von Empathie in Antipathie des sich selbst unverständlich bleibenden Kleinbürgers. Im vorgeblichen Menschenfreund steckt immer auch ein Scharfrichter, der durch einen nichtigem Anlass herausgefordert, vernichten und zerstören möchte, was er eben noch umsorgt und geliebt hat. Was ihn gefährlich macht, ist die Unberechenbarkeit seines Verhaltens, und wegen dieser Unberechenbarkeit bleibt er sich auch selbst fremd.

[390] Horváth, Ödön von, „Glaube Liebe Hoffnung", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 849.

2.6.4. Beiträge zur Biologie des Spießers

Einen „erbauliche[n] Roman in drei Teilen“[391] kündigt Horváth im Vorwort des 1930 erschienen Romans *Der ewige Spießer* an. Statt des Erbauungsromans liefert Horváth jedoch ein fragmentarisches Werk in drei Teilen, dessen Hauptteil, die *Alfons Kobler*-Geschichte, wohl den Spießer des neueren Typus vorstellen soll. Während die kürzeren Abschnitte, sie handeln von *Anna Pollinger*, mit dem satirischen Charakter des Hauptteils wenig bis gar nichts zu tun haben. Die Geschichte des Bürofräuleins *Anna Pollinger* kann auch als Lehrstück über Geschlechter- und Klassenkampf gelesen werden: Ein Münchner Bürofräulein wird zuerst von ihrem Arbeitgeber durch regelmäßig zu leistende, unbezahlte Überstunden ausgebeutet, und als sie arbeitslos geworden ist, wird sie von etwas betuchteren Kavalieren sexuell ausgebeutet: „Das war auf einer Lichtung, da sie zum erstenmal Geld dafür nahm. (...) Es war ein Fünfmarkstück, und nun hatte sie keine Gefühle dabei, als wär sie schon tot.“[392]

Den Spießer alten Typus’ will Horváth nicht weiter bloßstellen, wie er im Vorwort zum *Ewigen Spießer* sinngemäß formuliert.[393] Wie aber sieht nun der Spießer neueren Formats aus? Im Titel *Der ewige Spießer* klingt etwas Ahistorisches an, als ob der Anschein einer Dämonisierung erweckt werden soll, doch Horváth betreibt eigentlich das Gegenteil davon: der Spießer wird als oft gar nicht so bösartiger Zeitgenosse von nebenan geschildert.
Er trägt beispielsweise den Namen *Alfons Kobler*, ist ein Münchner Kleinbetrüger und Filou, der sich auf eine Auslandsreise begibt. Mit 600 Reichsmark, die er sich bei einem Autoverkauf ergaunert hat, fährt er mit dem Zug zur Weltausstellung nach Barcelona. Er möchte sich als Kaufmann weiterbilden und so nebenbei den großen Treffer beim weiblichen Geschlecht landen. Männer wie *Kobler* sind nicht neu im Oeuvre Horváths: Er erinnert an *Alfred* in *Geschichten aus dem Wiener Wald*, auch dieser ein Filou, der statt zu arbeiten, lieber seine Zeit auf Pferderennplätzen verbringt. Männerfiguren wie *Alfred* und *Kobler* trachten jeweils danach, eine Frau zu finden, mit der sie die Zeit der Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit bei möglichst

[391] Vgl. Horváth, Ödön von, „Der ewige Spießer“, in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 124.
[392] Ebda, S. 216 f.
[393] „Auch der alte Typ des Spießers ist es nicht mehr wert, lächerlich gemacht zu werden;“ – Vgl. Horváth, Ödön von, „Der ewige Spießer“, in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 124.

geringem, persönlichen Einsatz angenehm verbringen können. Dafür sind sie bereit, ihren Charme einzusetzen. An Liebe glauben sie nicht, sie sind Opportunisten. *Alfred* bereitet es keine Skrupel, *Marianne* zu verlassen, trotz eines gemeinsamen Kindes und sich wieder seiner früheren Geliebten zuzuwenden, der reifen *Valerie*, weil die „Frau Kanzleiobersekretärswitwe"[394], Besitzerin eines Tabakwarenladens, über ein gesichertes Einkommen verfügt. *Alfred* strebt keine emotionale, geistige oder partnerschaftliche Beziehung an, er sucht lediglich den materiellen Vorteil. Als der Kleinstadt-Casanova *Karl* in *Italienische Nacht* von *Leni* erfährt, dass sie über eine beträchtliche Geldsumme in bar verfügt, ändert er sogleich seine Einstellung zu ihr. Hat er sie zuvor nicht recht ernst genommen, erscheint ihm *Leni* nunmehr in einem ganz anderen Licht: „*Karl:* Ich hab ja schon immer von der Erlösung durch das Weib geträumt,..."[395]
Von solch einer „Erlösung" träumt auch *Alfons Kobler*. Denn sein bisheriger beruflicher Lebensweg war alles andere als eine Erfolgsgeschichte: Bankangestellter, Vertreter für Kosmetik- und Scherzartikel (in dieser Branche wird sich ebenso erfolglos kurzfristig auch *Alfred*, *Geschichten aus dem Wiener Wald*, versuchen), schließlich landet er beim Autoverkauf.

„Wenn er sich heute an diese Zeit zurückdenkt, muß er sich direkt anstrengen, um sich erinnern zu können, wovon er meistens eigentlich gelebt hatte. Meistens ist er ja nur gerade noch durchgerutscht durch die Schlingen, die uns das Leben stellt."[396]

Kobler bemüht sich „das Geschäftliche mit dem Nützlichen"[397] zu verbinden. Er möchte bei einem Ereignis, das europaweit für Aufsehen sorgt, anwesend sein, weil solche Events, wie man heute sagen würde, auch einflussreiche und wohlhabende Personen anziehen. Die Weltausstellung in Barcelona soll *Koblers* Eintrittskarte zu einem angenehmen Leben werden, außerdem hat der Münchner Filou allen Grund seine Heimatstadt schleunigst zu verlassen: Sein fast fahruntüchtiges Cabriolet hat er gewinnbringend an einen Ahnungslosen verkauft und dabei ein gutes Geschäft gemacht.

---

[394] Horváth, Ödön von, „Geschichten aus dem Wiener Wald", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 688.
[395] Horváth, Ödön von, „Italienische Nacht", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S..672.
[396] Horváth, Ödön von, „Der ewige Spießer", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 166 f.
[397] Ebda, S. 137.

”Was wär das für ein Unglück, wenn alle Leut Angestellte wären, wie sich das der Marxismus ausmalt – als Angestellter hätte ich mich doch niemals so angestrengt, den Portschinger zu betrügen. Wenn das Kabriolett Staatseigentum gewesen wär, hätt ichs halt einfach einschmelzen lassen, wie sichs eigentlich gehört hätt. Aber durch diese drohende Sozialisierung würden halt viele Werte brachliegen, die sich noch verwerten ließen. Das wär nicht anders, weil halt die persönliche Initiative zerstört wär.”[398]

Der Ausschnitt zeigt Horváths Meisterschaft, „(sozial)-psychologische Innenschau“ mit „schichtenspezifischer Analyse“[399] zu verbinden, indem er den Bildungsjargon des Kleinbürgers seziert. Auf diese Weise demaskiert er dessen ‚verfremdetes’ Bewusstsein: Koblers „persönliche Initiative“ besteht darin, einen anderen Menschen zu übervorteilen. Gerade die Demaskierung des Bildungsjargons, die Verfälschung von Ideen und Gedanken durch kleinbürgerliche Aneignung, zeigt Horváths - allerdings sachte eingesetzten - moralisierenden Ansatz.

Kobler, *Alfred*, *Karl* sind Charaktere der Uneigentlichkeit. Sie sind, was die Situation erfordert. Das Ausweichen vor Widerständen bildet den Generalnenner dieser Opportunisten. Sie sind rücksichtslos auf ihren Eigennutz bedacht. Als Kleinbürger unterscheiden sich jedoch vom Kleinbürger älteren Typus’. Sie stehen über dessen Begeisterung für Paraden und Militärisches, Pflicht, Ordnung und devote Frauen. Alles Militärische, aber auch Pflicht und Ordnung, erinnern sie an Disziplin und Opferbereitschaft, die ihnen fehlen und die sie auch um nichts in der Welt suchen. Wenn sie sich phrasenhaft und hölzern auf Glaube, Ideologie, Überzeugungen berufen, dann ausschließlich deswegen, weil sie der Ansicht sind, dass es die Situation erfordert. Sie sind durch und durch Materialisten, versuchen dies jedoch so gut es geht zu verbergen.
Was jedoch Horváths alte und neue Spießerfiguren miteinander verbindet, ist ihre arbeitsscheu. Arbeit ist jene Tätigkeit, die ihnen das Leben ‚vergällen‘ kann, deshalb versuchen sie auch, ihr tunlichst aus dem Weg zu gehen. Weil es sie jedoch nach Bequemlichkeit verlangt und sie sich nach einem gewissen Maß an Sicherheit sehnen, sind sie auf Konzessionen angewiesen. Wahrhafte Gefühle stören dabei nur. Ihr Denken und Handeln ist deswegen ganz dem Opportunismus unterworfen, und so

[398] Horváth, Ödön von, „Der ewige Spießer“, in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 142 f.
[399] Müller, Karl, „’Wo ganz plötzlich ein Mensch sichtbar wird’ – Lebens- und Todeskämpfe“, in: (Hg.) Kastberger, Klaus, *Ödön von Horváth, Unendliche Dummheit – dumme Unendlichkeit*, S. 25.

gibt es für ihre Partnerinnen, so diese auf wahre Gefühle aus sind, auch nur enttäuschende Erfahrungen (*Marianne*, *Die Unbekannte*, *Elisabeth*). Die Horváthschen Opportunisten beurteilen Beziehungen nach ihren pekuniären Vorteilen, deshalb können sie auch nur mit Partnerinnen relativ im Einklang leben, die eine gewisse ökonomische Unabhängigkeit erreicht haben. Meist sind dies Frauen mit eigenem Beruf, Selbständige, Witwen. Darin knüpft Horváth an Nestroy an. Auch in dessen Stücken ist es jener Frauentypus, der in einer patriarchalisch, unemanzipierten Welt eine Gegenstimme erhält. Die Arbeitsscheu begegnet uns schon in Nestroys Stücken des Vor- und Nachmärz, als sich der Typus des Kleinbürgers herauszubilden begann. Und der *Zauberkönig*, Vertreter des alten Spießer-Typus', ‚strotzt' nicht nur vor Larmoyanz und Selbstmitleid, ist nicht nur mit Scheinmoral ‚aufgeschwemmt', er ist auch ein durch und durch fauler Mensch. Als *Marianne* seine Puppenklinik verlassen hat, steht das Geschäft knapp vor dem Ruin. Er kann sich nicht einmal dazu aufraffen, Bestellungen für Kunden aufzunehmen.[400] Was die Spießer der alten und der neueren Zeit im Werk Horváths ebenso miteinander verbindet, ist ihre Fähigkeit, sich in einem fort selbst zu belügen. Da ihr Mitleid nur ihrer eigenen Person gilt, sehen sie auch so gut wie nie ihre eigenen Verfehlungen. Sie betrachten sich selber als Opfer und weil sie fest dran glauben, das einzige, woran sie glauben können, glauben sie am Ende wirklich daran.
In Horváths Oeuvre gibt es nur eine opportunistische Kleinbürgerfigur, die zu schonungsloser Selbsterkenntnis gelangt. In Horváths frühestem Stück *Mord in der Mohrengasse* ist *Wenzel* zum Mörder an einem Juwelier geworden, Schuldgefühle quälen ihn. Als er in einem Fenster sein Spiegelbild erblickt, sagte er:

„Siehst du den Satanas? Nur dich selbst! (...) Nur zwei Augen, Nase, Mund, eine Stirne, niemals zwei, ein Hut um sechsfünfzig und die Gnade nur selten von der Wahrheit besucht zu werden. Das ist alles. Oder nichts. Bist erkannt du Dreck! (...) Die Häuser riechen nach Leichen und Sauerkraut. Man sollte sich selbst erbrechen können."[401]

Wenzel bleibt eine Ausnahme im Werk Horváths. Für die opportunistischen Filous der neueren Zeit und die Biedermänner früherer Tage gilt die Formel: Ihnen

[400] Vgl. Dialog zwischen dem *Zauberkönig* und der *Gnädigen Frau,* bei dem es um die Bestellung einer Schachtel Zinnsoldaten geht: Horváth, Ödön von, „Geschichten aus dem Wiener Wald", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 728.
[401] Horváth, Ödön von, „Mord in der Mohrengasse", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 442.

gemeinsam ist „die Gnade nur selten von der Wahrheit besucht zu werden", und dabei bleibt es auch.

In Kapitel vier des „Ersten Teils" von *Der ewige Spießer* ermahnt sich der Autor gewissermaßen selbst, er wolle sich nicht länger mit den Entwürfen kleinbürgerlicher Protagonisten und deren Verhaltensmustern abgeben, „lassen wir nun diese historisch-soziologischen Skizzen"[402]. Offenbar sorgte sich Horváth darum, dass ihm beim durchaus genussvollen Ausbreiten spießiger Unzulänglichkeiten das Hauptthema aus dem Blickfeld geraten könnte. Aber all zu ernst dürfte der Schriftsteller seinen eigenen Mahnruf nicht genommen haben, denn das Prosawerk bezieht seine satirisch-spöttische Kraft gerade aus dem Umstand, dass hier ein breites Spektrum von Kleinbürger-Typen ausgebreitet wird. Das Hauptmotiv indes, das in einem diskursiv vorgebrachten Plädoyer für ein zusammenrückendes Europa mündet, bleibt als Hoffnung machendes Argument präsent, auch wenn es zunächst ganz anders kam.
Wenden wir uns einigen dieser Spießer-Figuren zu und ihrer „historisch-soziologischen" Skizzierung: Dazu zählt ein altösterreichischer Hofrat, der sich als Austrofaschist zu erkennen gibt; ein mit widerlichen Manieren ausgestatteter von Geldnöten geplagter Graf; ein hübsches Fräulein aus Duisburg aus angeblich reichem Elternhaus, in dem *Kobler* schon die Erfüllung seines Reisziels entdeckt zu haben glaubt. Sie vertritt reaktionäre und antisemitische Ansichten und lässt *Kobler* nach einer Kurzaffäre fallen. Eine Charakterskizze ist dem Typus des kleinbürgerlichen Intellektuellen vorbehalten: *Rudolf Schmitz*, Journalist aus Wien, wird der ältere Reisebegleiter *Koblers*. *Schmitz* verfügt über durchaus interessante Denkansätze, doch letztlich wird er immer wieder auf sein intellektuelles Imponiergehabe zurückgeworfen. Der Möchtegern-Intellektuelle entpuppt sich zudem als triebfixierter Kerl.
Viele weitere oftmals nur flüchtige Skizzen von Kleinbürgern füllen die Seiten dieses Romans, wobei Horváth den Ansatz verfolgt, seine Figuren innerhalb eines erkennbaren ökonomischen und sozialen Kontexts agieren zu lassen, das Denken des Einzelnen wird als Ausdruck seiner gesellschaftlichen Grundierung erfahrbar gemacht.

[402] Horváth, Ödön von, „Der ewige Spießer", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 131.

Ein Charakterentwurf sei noch hervorgehoben:
Koblers Vermieterin, Frau *Perzl*, hat einst zum gehobenen Mittelstand gezählt, bis sich ihr Mann, ein Arzt, wegen seiner Trunksucht an einer Leiche infiziert hat und daraufhin gestorben ist. Früher hat das Ehepaar *Perzl* mehrere Häuser besessen und an den Mieten verdient. Nach dem Ersten Weltkrieg ist der Besitz sukzessive verloren gegangen. Gesellschaftlicher Dünkel ist das einzige was der einst Wohlhabenden aus alten Zeiten geblieben ist: Weil ihr Sohn nicht das erhoffte schwerreiche Mädchen geheiratet hat, sondern ‚nur' eine Kontoristin, spricht sie von dieser nur als „‚das Mensch', ‚die Sau', ‚das Mistvieh' und dergleichen."[403]
Ihre Borniertheit ist ein Reflex auf die unterdrückte und nicht eingestandene Befürchtung, einerseits selbst ins Proletariat ‚absinken' zu können, andererseits dass dieser mit Verachtung bedachten Gesellschaftsschicht dereinst die Zukunft gehören könnte: „Es war kaum mit ihr auszuhalten am 1. Mai."[404] Von eben dieser Ambivalenz erzählt das Werk Horváths.[405] Doch es gehört zur speziellen Handschrift dieses Autors, dass er diesem Gegensatz auch komische Züge verleihen kann und dass er die Kleinbürger, wie es in den Schlussworten seines letzten Romans heißt, als Kinder ihrer Zeit hervorhebt, als Befangene. („Bedenk es doch: er wußt sich nicht anders zu helfen, er war eben ein Kind seiner Zeit."[406]) Der Schriftsteller Ödön von Horváth bringt auch den mittleren Existenzen und ihren Unzulänglichkeiten und Dummheiten ein unbestreitbares Maß an Sympathie entgegen.

2.6.5. Politische Spießer am Ende der Weimarer Republik

In der Posse *Rund um den Kongress* werden die Delegierten eines internationalen Sittlichkeitskongresses als verkommener Haufen von fress- und trunksüchtigen Ignoranten und Opportunisten vorgeführt. Die Teilnehmer der Tagung, die sich die Bekämpfung der Prostitution zum Ziel gesetzt haben, stimmen Hohelieder auf die käufliche Liebe und den Menschenhandel an.

---

[403] Horváth, Ödön von, „Der ewige Spießer", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 130.
[404] Ebda, S. 131.
[405] Vgl. Bartsch, Kurt, „Nachwort: Von ‚Dummheit', ‚Lüge' und ungedeckten Schecks. Die ‚Rücksichtslosigkeit' des Ödön von Horváth, in: Horváth, Ödön von, *Prosa und Stücke*, Frankfurt/Main 2008, S. 1492.
[406] Horváth, Ödön von, „Ein Kind unserer Zeit", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 430.

Auch das Volksstück *Italienische Nacht* geizt nicht gerade mit politischen Kleinbürgern und Opportunisten. Dass eine allzu lächerliche Darstellung auch die Gefahr einer Verharmlosung in sich birgt, dieser Gefahr entgeht dieses Volksstück, wenn überhaupt, nur knapp.
Wieder einmal liefert Murnau die geographische Folie einer theatralischen Demaskierung der politischen Verhältnisse am Ende der Weimarer Republik. Während die Faschisten militärische Aufmärsche exerzieren, vertreibt sich der republikanische Schutzverband die Zeit mit Kartenspielen und freut sich auf eine folkloristische „Italienische Nacht". Die politische Arbeit der Vorstandsmitglieder erschöpft sich in Vereinsmeierei und Arbeiterfolklore, die (darin zeigt sich Horváth einmal mehr als Spötter) nahtlos in deftige Bodenständigkeit und Deutschtümelei übergehen kann. So delektiert sich die Festgesellschaft während der „Italienischen Nacht" just am Vortrag der nationalkitschigen Ballade „Heinrich der Vogler"[407], während sich die Braunhemden bei ihrem „Deutschen Tag" an „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin" des jüdischen Dichters Heinrich Heine ergötzen[408]. Wer nicht weiß, wovon er spricht, kann auch keine Rechenschaft für sein Handeln ablegen. Dieser Typus von Kleinbürger verweist auf den Mitläufer.

„Der Mensch ist ein schwaches Rohr im Winde,..."[409] lautet die Überzeugung des *Stadtrats* Adolf Ammetsberger, Vorsitzender des republikanischen Schutzverbandes, und als Opportunisten sind auch die Vorstandsmitglieder *Kranz*, *Engelbert* und *Betz* (letzter zeigt wenigstens gegen Ende des Stückes etwas Rückgrat) zu bezeichnen. Die jüngeren Mitglieder des Vorstands, der Bohemien *Karl* und der Proletarier und Dogmatiker *Martin*, repräsentieren Spießerfiguren des neueren Typus'. Als Opportunist ist auch der mit den Sozialisten sympathisierende *Wirt* Josef Lehninger zu bezeichnen. Trotz seiner emotionalen Nähe zu den Republikanern hat er seine Lokalität just an jenem Tag, an dem der Schutzverband eine „Italienische Nacht" feiern möchte, auch an die Faschisten vermietet. Jene wollen in seinem Gasthaus noch vor den Republikanern ihren „Deutschen Tag" hochleben lassen. Als die Mitglieder des Schutzverbandes davon erfahren und sich darüber empören, redet

[407] Horváth, Ödön von, „Italienische Nacht", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 662.
[408] Ebda, S. 655.
[409] Ebda, S. 678.

sich der *Wirt* auf seine geschäftstüchtige Gattin heraus und ertränkt sein Selbstmitleid in Alkohol:

Wirt erscheint. Er ist schwer besoffen und grüßt torkelnd, doch keiner beachtet ihn; er grinst:
„Boykottiert mich nur! Boykottiert mich nur! Mir ist schon alles wurscht, ich wein euch keine Träne nach! Überhaupt sind die Reaktionäre viel kulantere Gäst. – Eure jungen Leut saufen ja bloß a Limonad! Feine Republikaner! Limonad, Limonad!"
Kranz: „Halts Maul!"
Wirt plötzlich verträumt: „Ich denk jetzt an meinen Abort. Siehst, früher da waren nur so erotische Sprüch an der Wand drinngstanden, hernach im Krieg lauter patriotische und jetzt lauter politische – Glaubs mir: Solangs nicht wieder erotisch werden, solang wird das deutsche Volk nicht wieder gesunden."[410]

Die Abortwand als Zeitspiegel. An den Stammtischen und in den Sitzecken liefert der Spießer den gesellschaftlichen Bodensatz für den aufkommenden Nationalsozialismus. Und dort, wo die Rechts-Drift im kleinbürgerlich-proletarischen Milieu unterbleibt, so Horváth in *Italienische Nacht*, wird mit Biedersinn an eine Aufrechterhaltung der Ordnung geglaubt, obwohl es bereits genug gegenteilige Hinweise und Warnungen gibt: „Kameraden! Solange es einen republikanischen Schutzverband gibt, und solange ich hier die Ehre habe, Vorsitzender der hiesigen Ortsgruppe zu sein, solange kann die Republik ruhig schlafen!"[411] In Horváths bewusstseinsanalytischem Verfahren ist die dreimalige Verwendung der Zeitangabe „solange" in drei aufeinanderfolgenden Sätzen zu beachten. Was bei den politisch Gleichgesinnten durch die Betonung der Kontinuität Zuversicht auslösen soll, verbirgt in Wahrheit nur höchst unzureichend das Prekäre der Lage. Nicht zuletzt deshalb erwidert *Martin*, der einzige politische Kopf im Vorstand, auf das Beschwichtigungsritual des *Stadtrats:* „Gute Nacht!"[412]
Martin ist der schärfste Kritiker seiner in Selbstgefälligkeit und kleinbürgerlichen Gewohnheiten versinkenden älteren Parteikameraden. Er hat um sich eine Gruppe junger Genossen geschart. Doch auch der aktive Sozialist *Martin* ist von kleinbürgerlich egoistischen Anwandlungen nicht frei: Hinter einem Kameraden aus Magdeburg, der ihn lautstark zu unterstützen versucht, vermutet er einen „Agent

[410] Horváth, Ödön von, „Italienische Nacht", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 676.
[411] Ebda, S. 637 u. 683. Die Beschwichtigungsformel des *Stadtrats* ist Ausdruck seiner politischen Ignoranz. Horváth traut dem Kleinbürger nicht zu, aus Erlebtem etwas dazu zu lernen; wenn überhaupt, werden aus Erfahrenem falsche Schlüsse für die Zukunft gezogen.
[412] Ebda. S. 637 u. 683.

provacateur"[413]. Es braucht nicht viel, damit er seine Autorität als lokaler Ortsgruppenführer gefährdet sieht, und vor der verbreiteten Animosität zwischen Süd- und Norddeutschen ist auch er nicht gefeit. *Martin* der Egoist mit dem Habitus eines Dogmatikers schreckt nicht davor zurück, die Attraktivität seiner Freundin für politische Ziele einzusetzen. Als *Anna* seinen Plan ausführt, das Vertrauen eines Faschisten gewinnt, um über deren Grad an Bewaffnung mehr zu erfahren, stacheln ihre übermittelten Informationen jedoch in erster Linie seine Eifersucht an, weil er an ihrem Hals einen Knutschfleck entdeckt.[414] *Anna* hat bei ihrer Spionage im ‚feindlichen' Lager keine angenehmen Erfahrungen gemacht. Sie möchte von ihrem Freund nicht als Kampfgefährtin, sondern als Mensch mit Gefühlen ernstgenommen werden:

„*Anna:* Was du da nämlich von mir verlangst, daß ich mich nämlich mit irgendeinem Faschisten einlaß – und dass gerade du das verlangst –
Martin: Was sind denn das für neue Gefühle?
Anna: Nein, das waren alte –
Martin: Du weißt, daß ich diese primitiven Sentimentalitäten nicht mag."[415]

Mit *Martins* Methoden hat der tarockierende Vorstand nichts zu tun, dort gibt man sich auf schon fahrlässige Weise der Selbsttäuschung hin. Während vor dem Gasthaus die Braunhemden aufmarschieren, schwingen die republikanischen Vorstandsmitglieder weiterhin lediglich Reden und entpuppen sich als politisch desinteressierte Phrasendrescher und kleinbürgerliche Lügner. *Adele*, die Frau des *Stadtrats*, wirft ihrem Mann vor: „Draußen Prolet, drinnen Kapitalist!"[416] Zwar reagiert der *Herr Stadtrat* noch äußerst empfindlich, als ihn *Martin* mit der Frage nach einem gewissen Karl Marx provoziert? „*Stadtrat (schlägt auf den Tisch):* Natürlich kenn ich meinen Marx! Und ob ich meinen Marx kenn! Und außerdem verbitt ich mir das!"[417] Was hier verbeten sein will, ist nicht so sehr die Provokation an sich, als vielmehr eine Nachfrage nach dem Inhalt der Marxschen Gesellschaftsanalyse. In der Reaktion sieht der *Stadtrat* auch deshalb keine Gefahr, weil es dieser am „ideologischen Unterbau mangelt"[418]. Er hat sich erst unlängst ein

[413] Horváth, Ödön von, „Italienische Nacht", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 668.
[414] Vgl. Ebda, S. 670.
[415] Horváth, Ödön von, „Italienische Nacht", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 671.
[416] Ebda, S. 679.
[417] Ebda, S. 638.
[418] Ebda, S. 637.

größeres Grundstück gekauft, auf dem er in Zukunft recht behaglich zu leben wünscht. *Betz*, ein älteres Mitglied im republikanischen Vorstand, hat sich mit der Literatur Professor Freuds befasst. Seitdem führt er gesellschaftliche Konflikte auf die Spannung zwischen Eros und Aggressionstrieb zurück. Dass der Sozialist *Martin* damit wenig anfangen kann und *Betz* anherrscht, er möge ihn mit seinen „Perversitäten"[419] in Ruhe lassen, verweist in Horváths subtilem Theater der Entblößungen auf ein gewisses Maß an Puritanismus, das auch bei den so genannten fortschrittlichen Kräften aufzufinden ist.
In *Karl*, der im Konzertcafé Mozart und Kalman spielt und sich als „Künstlernatur"[420] bezeichnet, hat Horváths *Don Juan* bereits einen Vorgänger. *Karl*, der vorgibt, gerne an etwas ernsthaft glauben zu wollen, was ihm jedoch nicht gelingt, weiß, dass er beim weiblichen Geschlecht Erfolg hat. Gerade weil ihm das so leicht fällt, ist es ihm beinahe eine Last, die er die gerade eroberten Fräulein auch spüren lässt.

Karl zu Leni: „Wer ist denn der Reichsinnenminister? Oder wie viel Reichsinnenminister haben wir denn? (...)
L: Wenn Sie jetzt nicht aufhören, laß ich Sie da stehen!" (...)
Karl umarmt sie plötzlich und gibt ihr einen Kuß. Leni wehrt sich nicht. Karl sieht ihr tief in die Augen und lächelt geschmerzt: „Ja, der Reichsinnenminister" – er zieht sie wieder an sich."[421]

Als ihm *Leni* kurz darauf anvertraut, dass sie über viertausend Mark verfügt, wandelt sich der Filou sogleich zu einem Romantiker. In Sachen Opportunität ist der Opportunist eine Koryphäe.

„*Karl:* In bar?
Leni: Ja.
(Stille)
(...)
Karl: Ich hab ja schon immer von der Erlösung durch das Weib geträumt,..."[422]

Eine Saalschlacht zwischen Mitgliedern des Reichsbanners und Nationalsozialisten, wie sie Ödön von Horváth 1931 in Murnau selbst miterlebt hat und über die er vor Gericht als Zeuge aussagt, bleibt im Theaterstück *Italienische Nacht* aus. Was nicht

[419] Horváth, Ödön von, „Italienische Nacht", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 644.
[420] Ebda.
[421] Ebda, S. 651.
[422] Ebda, S. 672.

ausbleibt, ist die Erkenntnis, dass die in reformistische und radikale Kräfte gespaltene Linke dem Überhandnehmen eines militanten und radikalen Nationalismus kaum etwas entgegen zu setzen hat. Die Verkleinbürgerlichung der Sozialsten arbeitet Horváth in diesem Stück pointiert und provozierend heraus. Ob der Autor auch so weit geht, in ihren Versäumnissen eine unfreiwillige Weichenstellung für die Machtergreifung der Nationalsozialisten zu erblicken, bleibt angesichts einer teilweise auf Lächerlichkeit abzielenden Personendramaturgie offen.

2.6.6. Die Absolutheit der Welt innerhalb der eigenen Grenzen – Der apolitische Spießer

Am 2. November 1931 feiert das bis heute bekannteste Stück Ödön von Horváths am Deutschen Theater Berlin seine Uraufführung: *Geschichten aus dem Wiener Wald*. Unter der Regie von Heinz Hilpert agieren Carola Neher *(Marianne)*, Peter Lorre *(Alfred)*, Hans Moser *(Zauberkönig)* und Paul Hörbiger *(Rittmeister*), um nur einige der prominenten Darsteller zu nennen.

Zu diesem Zeitpunkt ist der noch nicht dreißigjährige Dramatiker am Höhepunkt seines Erfolgs. Ende Oktober, wenige Tage vor der Uraufführung der *Geschichten aus dem Wiener Wald,* ist Horváth der renommierte „Kleist-Preis" verliehen worden. Auch das 1932 im Schauspielhaus Leipzig uraufgeführte und kurz darauf im Komödienhaus Berlin nachgespielte Volksstück *Kasimir und Karoline* wird ein Erfolg. Für 1933 ist die Premiere von *Glaube Liebe Hoffnung* angesetzt. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten verhindert dies und führt zu einem abrupten Ende von Horváths Schriftstellerkarriere in Deutschland.

Der Horváth-Biograph Dieter Hildebrandt sieht in den *Geschichten aus dem Wienerwald* eine meisterhafte Balance aus „Ulk und Tragik, Gemütlichkeit und Terror, Herz und Gemeinheit"[423].
Einer Kreisstruktur folgend stehen die Figuren am Ende des Stücks wieder dort, wo sie sich am Anfang befunden haben, sogar die alten Beziehungen werden wieder

[423] Hildebrandt, Dieter, *Ödön von Horváth*, Reinbek bei Hamburg 1975, S. 70.

aufgenommen, allerdings zu einem immens hohen menschlichen Preis: Ein Kind ist gestorben, und eine junge Frau ist psychisch zerstört worden. Und trotz dieser deprimierenden Vorgänge gibt es bei den anderen Figuren kein Lernen, Erkennen, Verarbeiten, das Leben geht weiter, im alten Trott.
„Frau Kanzleiobersekretärswitwe"[424] nennt *Alfred* am Beginn *Valerie.* Von der um einige Jahre älteren Tabakladenbesitzerin lässt sich der junge Mann, dessen Tätigkeitsfeld Rennplätzte und Wettstände bilden, aushalten. Seine verletzende Bemerkung erinnert *Valerie* an das ungepflegte Grab ihres verstorbenen Gatten. Ihr entfachtes Schuldbewusstsein entlastet *Alfred,* indem er ihr verspricht, den nächsten Renngewinn teilweise für die Grabpflege verwenden zu wollen.[425] Am Ende ist es umgekehrt, nun spricht *Valerie Alfred* Trost zu. Ihre Bemerkung, man werde dem Kind „einen schönen Grabstein setzen. Vielleicht ein betendes Englein"[426], ist ihre Kondolenz.

Einerseits demaskiert Horváth, Gier, moralische Verworfenheit, kleinbürgerliche Sehnsüchte, deckt subtil ihre politischen und ökonomischen Determiniertheiten auf, was von seiner Bereitschaft zeugt, schonungslos hinter die Kulissen zu leuchten, andererseits verbindet der Autor seine Aufdeckung auch mit dem Gestus eines um Verständnis Werbenden. Selbst die schlimmsten Opportunisten seiner Stücke erwecken noch den Eindruck, als ob sie nicht anders könnten, und eben dieses nicht anders können, verbietet es dem Autor, sie zu verurteilen. Auch in diesem Punkt erinnert Horváth an sein Vorbild Nestroy.

Der *Zauberkönig* betreibt einen Laden in der „Stillen Straße", ein Spezialgeschäft für Scherz- und Zauberartikel, mit Totenköpfen, Puppen und einem Skelett in der Auslage. Er bezieht alles auf sich, steckt voller Selbstmitleid und unterdrückt nur mühsam seine grenzenlose Gier und Geilheit. (*Beim Heurigen*: „Heute bin ich wieder der alte! *Er greift einem vorübertanzenden Mädchen auf die Brüste*."[427]) Mit seiner Tochter *Marianne* hat er wegen ihrer gelösten Verlobung und eines unehelichen Kindes gebrochen, er verleugnet sie. Als er im Nachtclub nach längerer Trennung

[424] Horváth, Ödön von, „Geschichten aus dem Wiener Wald", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 688.
[425] Vgl. Ebda, S. 689.
[426] Ebda, S. 762.
[427] Ebda, S. 735.

zufällig auf sie trifft, erschüttert ihn nicht ihre Verzweiflung, die sie dazu zwingt, hart an der Grenze zur Prostitution, ihren nackten Körper männlichen Begierden darzubieten, was ihm wirklich nahe geht, ist der Umstand, dass das uneheliche Kind seinen Vornamen trägt: „Was?! Leopold?! Der Leopold, das bin doch ich! Na, das ist aber der Gipfel! Nennt ihre Schand nach mir!"[428] Der *Zauberkönig* wird zum Sinnbild eines apolitischen Kleinbürgers mit Rechts-Drift, der innerhalb der Grenzen seiner Privatheit die Absolutheit der Welt erblickt. Das gilt auch für die *Großmutter*. *Zauberkönig* und die „liebe Großmutter" wie sie *Alfred* halb neckisch halb höhnisch nennt[429], stehen sich in punkto Scheinmoral, Egoismus und Grausamkeit in nichts nach. *Oskar* wiederum ist ein sadistischer Biedermann. Wenn er gerade keine Kundschaft hat, steht er vor seinem Fleischhauerladen und macht mit einem Messer Maniküre. Das ganze Stück durchziehen physische und psychische Gewalttätigkeiten: *Oskar* demonstriert an seiner Verlobten *Marianne* Techniken eines Ringers[430], was bereits einen Hinweis darauf gibt, wie sich der angehende Ehemann die künftige Gattin zu ‚unterwerfen' gedenkt. *Oskar* beißt, wenn er küsst, doch noch größere Qualen bereitet er *Marianne*, wenn er mit ihr spricht. Mit seinen sprachlichen Hülsen und Floskeln, die er mit größter Sicherheit in unpassenden Zusammenhängen verwendet, verletzt und foltert er – unbewusst – *Marianne.*

Auch sonst wird im Mikrokosmos dieser Kleinbürger keine Rücksicht aufeinander genommen. Zum Begrüßungsritual zwischen *Alfred* und *Großmutter* gehört, dass sie sich ähnlich wie Kleinkinder mit ausgestreckter Zunge anblaffen. Die einzigen Spielwaren, die im Laufe der Handlung in der Puppenklinik gekauft werden, sind Zinnsoldaten für den Sohn der *Gnädigen Frau*, darunter auch Schachteln mit Schwerverletzten und Fallenden, damit der „Bubi" Sanitäter spielen kann.[431] Der pensionierte *Rittmeister* führt den *Zauberkönig* nicht aus „altruistischsten Absichten"[432] ins Maxim, um eine Aussöhnung zwischen Vater und verschmähter Tochter anzubahnen, sondern weil er sich mit voyeuristischer Vorfreude auf den zu erwarteten Skandal freut. Der Fleischhauer-Gehilfe *Havlitschek* verbirgt im Gegensatz

[428] Horváth, Ödön von, „Geschichten aus dem Wiener Wald", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 746.
[429] Vgl. Ebda, S. 685 und 725. (Bezeichnenderweise fällt *Alfred*, nachdem er das Wort „ersticken" ausgesprochen hat, die „liebe Großmutter" ein. S. 685.)
[430] Vgl. Ebda, S. 704.
[431] Vgl. Ebda, S. 692.
[432] Der falsche Superlativ dient der Entlarvung der gegenteiligen Absicht. < Horváth, Ödön von, „Geschichten aus dem Wiener Wald", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 751.>

zu *Oskar* seine Brutalität nicht hinter katholischer Bigotterie. Er könnte eine Minderjährige, die es gewagt hat, seine Blutwurst zu kritisieren, glattweg „abstechen"[433]. Die *Großmutter*, die den kleinen *Leopold* Nächtens der kalten Zugluft aussetzt und somit zur Mörderin an dem Kind wird, hat dies nicht zum ersten Mal gemacht. Ihre Tochter, *Alfreds Mutter*, lässt auf Grund der Krankheitssymptome beim kleinen Leopold die Andeutung fallen, „damals beim kleinen Ludwig hats genau so begonnen –"[434] Das macht sie zur Mitwisserin. Den tyrannischen Anwandlungen ihrer Mutter steht sie hilflos gegenüber.

Die größten Schmerzen fügen sich die Kleinbürger dieses Stückes mit Worten zu, dafür steht beispielhaft die Szene zwischen *Oskar* und *Marianne. Oskar* ist zufrieden, er scheint zu bekommen, was er wollte. *Marianne* ist von *Alfred* verlassen worden, nun steht *Oskars* Heirat mit *Marianne* nichts mehr im Wege. Sein Versuch, *Marianne* wegen des toten Kindes Trost zu spenden, wird zur unbeabsichtigten Quälerei.

Oskar: Marianne! Hadere nie mit Gott!
Marianne: Pfui! Pfui! *Sie spukt aus. Stille.*
Oskar: Mariann. Gott weiß, was er tut, glaub mir das.
Marianne: Kind! Wo bist du denn jetzt? Wo?
Oskar: Im Paradies.
Marianne: So quäl mich doch nicht –"[435]

In diesem Kleinbürger Mikrokosmos dominieren Täuschung und Selbstbetrug (die Ausnahmen stellen *Marianne* und teilweise *Valerie* dar). Das Aufrechterhalten der Fassade kostet jedoch viel Kraft, deshalb kann jedes Wort, jede Geste, in ihr Gegenteil umschlagen. Aus Freundlichkeit wird Fluchen: (*Zauberkönig* zu einer Kundschaft, nachdem diese den Laden verlassen hat: „Küß die Hand! Krepier!"[436]) Hinter jeder Lobrede verbirgt sich eine Verunglimpfung: (*Zauberkönig* nennt seine verstorbene Frau bei der Verlobungsfeier eine „unvergessliche Gemahlin"[437], gegenüber seinem angehenden Schwiegersohn *Oskar* wird die ‚Unvergessliche' zu einem bissige[n] Mistvieh".[438]) An persönlichen Niederlagen tragen immer andere

[433] Vgl. Horváth, Ödön von, „Geschichten aus dem Wiener Wald", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 690.
[434] Ebda, S. 750.
[435] Ebda, S. 762.
[436] Ebda, S. 728.
[437] Ebda, S. 702.
[438] Ebda, S. 696.

schuld: (*Rittmeister*: „Wenn der Krieg nur vierzehn Tage länger gedauert hätt, dann hätt ich heut meine Majorspension.“[439]) Die Indifferenz macht den Horváthschen Kleinbürger zu einem unberechenbaren, jähzornigen, sich selbst hassliebenden Wesen. Um nicht von dem eigenen, unverarbeiteten Überbau erdrückt zu werden, muss der Horváthsche Kleinbürger andere erdrücken, oder wie es die Großmutter formuliert: „Ich krieg meine Leut schon noch runter.“[440] Doch, wie schon erwähnt, auch die schlimmsten Grausamkeiten werden von Horváth so dargestellt, als ob die Kleinbürger seiner Werke eben nicht anders können, und deshalb sind diese ständig sich selbst Bedauernden tatsächlich auch ein wenig bedauernswert.

Dass sich die Familie, ganz in Gegensatz zum katholischen Verständnis, als Keimzelle allen Übels entpuppt, hat das Lese- und Theaterpublikum immer wieder irritiert. Ein Vater verstößt seine Tochter, eine Großmutter tötet zumindest indirekt ihr Enkelkind. Welche Beziehungen haben die beiden ‚bösen' Alten selbst geführt, um derart selbstgerecht, verbittert und herzlos agieren zu können? Mehr erfahren wir in diesem Zusammenhang über den *Zauberkönig.* Bei offiziellen Anlässen wie der Verlobungsfeier spult er den ganzen Kitschvorrat eines erinnerungsschwangeren Witwers ab, wenn jedoch der Alkohol seine Zunge gelöst hat, beschimpft er rüde die verstorbene Frau. Er macht ihr noch über den Tod hinaus Vorwürfe: Sie habe sein Leben verpatzt[441], zudem habe sie ihm durch ihre medizinische Behandlung erhebliche Kosten beschert: „Diese ewigen Schererei mit den Spezialärzten“[442]. Zur Versöhnung mit seiner Tochter, die diplomatische Vorarbeit leistet *Valerie*, ist er auch nur deshalb bereit, weil er ihre Arbeitskraft benötigt. Seine scheinmoralische Verbitterung wird lediglich von der Einsicht besiegt, ohne *Marianne* ein von Armut bedrohtes Altersleben vor sich zu haben.
Die *Großmutter* versucht über ihr katholisches Moralverständnis Dominanz auszuüben. „Meine Eltern waren ehrliche Leut!“[443] Ihrer Tochter, *Alfreds Mutter* wirft sie vor, dass deren verstorbener Mann „die ganz Mitgift (...) versoffen“[444] hat. Ihren

[439] Horváth, Ödön von, „Geschichten aus dem Wiener Wald“, in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 692.
[440] Ebda, S. 726.
[441] Vgl. Ebda, S. 739.
[442] Ebda, S. 706.
[443] Ebda, S. 750.
[444] Ebda, S. 749.

Enkel *Alfred* nennt sie einen „Hallodri"[445], für *Marianne* hat sie nur Schmähworte über. Mit Blick auf das sich bei ihrer Tochter in Pflege befindliche Kind meint sie: „Für manche wärs schon besser, wenns hin wären!"[446] In ihrer kleinbürgerlichen Hybris sieht sie sich als einzige wachende und strafende moralische Autorität.

Welche Möglichkeiten bleiben dem Einzelnen, in einem sozialen Umfeld zu agiern, in dem noch immer die Spießer alten Typus' ihre kleinbürgerliche Dominanz – mehr oder minder ungehindert – ausüben können?, wobei sich diese Dominanz ausschließlich auf die eigene Familie bezieht. *Alfreds* Option lautet: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt."[447] Der Opportunismus ist für einen arbeitsscheuen Filou wie ihn ein Überlebensmechanismus. Mit seiner Hilfe entzieht er sich der Inanspruchnahme seiner Person. Er macht das teilweise durchaus charmant, findet Ausreden, an die er am Ende selbst glaubt.
Deshalb fällt es dem Opportunisten *Alfred* auch nicht schwer, sich mit dem Biedermann *Oskar* auszusöhnen, an dessen gescheiterter Eheschließung er mitverantwortlich gewesen ist. Doch in einem patriarchalisch-repressiven Kontext wie er für die ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts immer noch bestimmend ist, tragen am partnerschaftlichen Unglück aus Sicht der Männer allein die Frauen schuld. Wie zwei Händler, die ein für beide Seiten zufrieden stellendes Geschäft abschließen, machen sie ihre Rechnung, bei der beide ihren Vorteil im Auge behalten: *Alfred* wird sich wieder von der finanziell unabhängigen *Valerie* aushalten lassen, und *Oskar* ist seinen Nebenbuhler ein für alle Mal los. Im Opportunisten steckt ein Biedermann, und der Biedermann ist ein Opportunist.

„*Alfred:* Ich wollt nämlich seinerzeit Ihre Verlobung wirklich nicht auseinanderbringen – aber die liebe Mariann bestand auf dem Alles-oder-Nichts-Standpunkt.
(...)
Oskar: Und sehens, deshalb war ich Ihnen persönlich eigentlich nie so recht bös – (...) während die Mariann – (...)
Alfred: Wirklich: wir Männer müssten mehr zusammenhalten.
Oskar: Wir sind halt zu naiv.
Alfred: Allerdings.
Jetzt bricht die Realschülerin [einen Walzer von Johann Strauß] wieder ab.

---

[445] Horváth, Ödön von, „Geschichten aus dem Wiener Wald", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 750.
[446] Ebda.
[447] Ebda, S. 758 (Das Zitat stammt von Friedrich Nietzsche, aus dem Traktat *Jenseits von Gut und Böse*)

Alfred: Herr Oskar. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, dass sie es übernommen haben, mich mit der Frau Valerie wieder auszusöhnen –"[448]

Am Ende ist *Oskars* Liebesbeteuerung, die jedoch mehr den Charakter einer drohenden Prophezeiung hat, wahr geworden: „Mariann, du wirst meiner Liebe nicht entgehn -"[449]. *Marianne* kann nicht mehr. Nach all den Enttäuschungen und Demütigungen, die ihr widerfahren sind, sinkt sie resignierend in *Oskars* Arme. Was vom Fräulein *Marianne* übrig geblieben ist, ist nicht mehr als eine menschliche Hülle.

2.6.7. Moralischer Tiefstand

Im Februar 1933 kommt es in einem Gasthof in Murnau bei der öffentlichen Übertragung einer Hitler Rede, der Horváth spöttische Bemerkungen beifügt, zu Auseinandersetzungen zwischen dem Schriftsteller und nationalsozialistischen Gästen. Kurz darauf wird das Haus der Familie Horváth in Murnau von SA-Männern durchsucht.[450] Horvath verlässt daraufhin den Staffelsee und reist nach Österreich. Noch im selben Jahr beginnt die politische Einlassung des ehemals progressiven Schriftstellers Horváth mit den Nationalsozialisten. Kurt Bartsch meint dazu: „Horváths Verhalten erscheint aus heutiger Sicht politisch und moralisch fragwürdig. Über die Beweggründe, sich mit den Nationalsozialisten zu arrangieren (oder es jedenfalls zu versuchen), weiß man nichts Verlässliches. Man darf vermuten, dass es neben der Rücksichtnahme auf die in Deutschland lebenden Eltern in erster Linie wohl materielle Überlegungen sind."[451]
Während der bayrische Schriftstellerkollege Oskar-Maria Graf anlässlich der nationalsozialistischen Bücherverbrennung in der *Wiener Arbeiterzeitung* am 12. Mai 1933 seinen berühmten Aufruf „Verbrennt mich!" publiziert[452], geht Ödön von Horváth in Wartestellung. Seine zuerst zugesagte Unterschrift unter ein

[448] Horváth, Ödön von, „Geschichten aus dem Wiener Wald", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 753.
[449] Ebda, S. 763.
[450] Vgl. Krischke, Traugott, *Horváth-Chronik. Daten zu Leben und Werk*, Frankfurt/Main 1988, S. 89.
[451] Bartsch, Kurt, „Nachwort: Von ‚Dummheit', ‚Lüge' und ungedeckten Schecks. Die ‚Rücksichtslosigkeit' des Ödön von Horváth, in: Horváth, Ödön von, *Prosa und Stücke*, S. 1485.
[452] „Verbrennt mich!" Ein Protest von Oskar Maria Graf, in: *Arbeiter = Zeitung,* Nr.130, 46. Jg, 12.5 1933, siehe auch: http://www.oskarmariagraf.de/verbrenntmich.htm (11.3.2011)

Protesttelegramm antifaschistischer Autoren an den damals in Ragusa tagenden Kongress des Internationalen P.E.N.- Clubs zieht er wieder zurück.
Im März 1934 fährt Horváth nach Berlin und bleibt dort bis zum September 1935: "Die Merkwürdigkeit dieser Reise ist zu bedenken; eine eher treuherzige Version wird von den Biographen bis heute wiederholt: (…) Horváth sei wieder nach Berlin gegangen ‚um den Nationalsozialismus zu studieren', wie wenn es sich dabei um eine Universitätsdisziplin gehandelt hätte."[453]
Merkwürdig ist, dass just jener Autor, der vor dem Erstarken der Faschisten in seinen Volksstücken gewarnt hat, Mitglied im nationalsozialistischen ‚Reichsverband Deutscher Schriftsteller' wird. „Horváths Verhalten in der allerersten Zeit nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Deutschland schwankt zwischen Anpassung-, ja geradezu Anbiederungsversuchen und Distanzierung: (...) Obwohl am 10. Mai 1933 seine Bücher in München verbrannt werden und seine Stücke nicht mehr aufgeführt werden, kehrt er Anfang 1934 nach Berlin zurück und bittet den Neuen Bühnenverlag, für ihn beim Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda zu intervenieren. Im selben Jahr stellt er den Antrag auf Aufnahme in den Reichsverband Deutscher Schriftsteller, mit Erfolg, denn er wird in der Fachschaft Bühne und als Gast in die Fachschaft Film aufgenommen. 1937 wird er wieder ausgeschlossen, weil er – sich listig, aber nicht gerade couragiert distanzierend – ab 1935, seit seinem Weggang aus Nazideutschland, keine Mitgliedsbeiträge mehr bezahlt hat."[454]
Dennoch ist die von dem Essayisten und Schriftsteller Franz Schuh vertretene Ansicht zu Horváths ‚Wandlungsfähigkeit' zu bedenken:
„Das hängt mit dem Opportunismus der nicht unabhängigen Menschen zusammen. Wer nicht unabhängig ist, ist auf Institutionen angewiesen, und wenige haben die Kraft, den Verlockungen der Zugehörigkeit zu Institutionen zu widersagen."[455]
Um sich neue Verdienstmöglichkeiten zu erschließen, versucht Horváth, im damals noch neuen Medium Tonfilm zu reüssieren. Allerdings kommt er beim Film über Zuarbeiten, dem Schreiben von Exposés und Dialogen, nicht hinaus. Er selbst hat

[453] Hildebrandt, Dieter, *Ödön von Horváth*, S. 86.
[454] Bartsch, Kurt, „Nachwort: Von ‚Dummheit', ‚Lüge' und ungedeckten Schecks. Die ‚Rücksichtslosigkeit' des Ödön von Horváth, in: Horváth, Ödön von, *Prosa und Stücke*, S. 1485.
[455] Schuh, Franz, „Originalton", in: Drama der zerbröckelnden Subjekte. Ödön von Horváths Universum der Uneigentlichkeit, *Ö1, Radiokolleg*, 5.6.2008.

unter das Kapitel Film spöttisch, aber auch mit einem Anflug von Trauer folgendes Resümee gezogen: "[Ich] habe für den Film (...) geschrieben wegen eines neuen Anzugs (...). Es war mein moralischer Tiefstand. Heut hab ich noch eine Krawatte davon."[456]

Die Literaturwissenschafterin Evelyne Polt-Heinzl hat zusammen mit Christine Schmidjell Horváths Verhältnis zum Film und seine Arbeiten für die Filmwirtschaft untersucht.[457] In einer Ö1 Dokumentation über Ödön von Horváth meinte sie: „Diese Zitat ist lange als Distanzierung von seiner Filmarbeit interpretiert worden. Nach dem Motto: Film ist ein Medium, mit dem sich ein ernsthafter Autor besser nicht einlassen sollte. Ich würde eine andere Interpretation vorschlagen: Die Zeit von Horváths Arbeit für den Film fällt zusammen mit seinem Versuch, sich beim nationalsozialistischen Regime anzubiedern. ‚Moralischer Tiefstand' kann als Selbsteinschätzung für seinen Versuch, sich dem neuen Regime anzubiedern, gesehen werden; was in ihm selbst eine große Desorientierung ausgelöst hat."[458]

Die nach der Machtergreifung der Nazis entstandenen Theaterarbeiten Horváths sind stärker als die früheren von der Wechselbeziehung Leben und Werk durchdrungen. Im Stück *Hin und her* thematisiert Horváth auch sein eigenes Emigrantenschicksal. Die Komödie spielt auf einer Grenzbrücke. Ein ‚unerwünschter' Ausländer soll abgeschoben werden, aber das Grenzorgan auf der anderen Seite der Brücke verweigert ihm die Einreise, der Pass ist abgelaufen. So wird *Havlicek* wieder zurück geschickt. Ein ums andere Mal wandert er auf der Brücke von einem Grenzorgan zum anderen, jedes Mal wird er mit Bedauern wieder abgewiesen. Für kurze Momente wird der gesellschaftliche Hintergrund virulent, wenn Grenzorgan *Kostantin* sagt: „Im allgemeinen Staatengetriebe wird gar oft ein persönliches Schicksal zerrieben."[459] Mit diesem Statement ließen sich auch heutige Asyldiskussionen einleiten. Der Komödienform entsprechend endet alles glücklich, auch für den staatenlosen *Havlicek* – obwohl die grundsätzliche Problematik ungelöst bleibt.

---

[456] Horváth, Ödön von, „Was soll ein Schriftsteller heutzutag schreiben?" in: (Hg.) Krischke, Traugott/ Hildebrandt, Dieter: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke*, *Band IV, Fragmente und Varianten, Exposés, Theoretisches, Briefe, Verse,* Frankfurt/Main 1970, Erste Auflage 1971, S. 669 f.

[457] Siehe: Polt-Heinzl, Evelyne/ Schmidjell, Christine, „Geborgte Leben. Horváth und der Film", in: (Hg.) Kastberger, Klaus, *Ödön von Horváth. Unendliche Dummheit – dumme Unendlichkeit*, S. 193 – 261.

[458] Polt-Heinzl, Evelyne, „Originalton", in: „Drama der zerbröckelnden Subjekte. Ödön von Horváths Universum der Uneigentlichkeit", *Ö1, Radiokolleg*, 5.6.2008.

[459] Horváth, Ödön von, „Hin und her", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 927.

Isolation, Not, vor allem, das Gefühl unbeheimatet zu sein, diese Selbsterfahrung hat der Autor in das Schauspiel *Don Juan kommt aus dem Krieg* einfließen lassen. Franz Theodor Csokor schrieb über dieses Stück an Ferdinand Bruckner: „Die Herzenskälte als Schuld – diese Erkenntnis tötet auch Horváths modernen Don Juan, der in dreißig Frauen, die durch ihn unter die Erde gebrachte Geliebte sucht; ein Hexentanz wirbelt um ihn, den einzigen Mann des Stückes, das aus dem Kriegsende über Inflation und die dadurch korrumpierte Gesellschaft auf den Friedhof führt, in dem die Liebe begraben liegt."[460]
Für unser Thema sind vor allem zwei Stücke aus dieser Phase von größerer Bedeutung: *Figaro läßt sich scheiden* und *Der jüngste Tag*.
Figaro kann sich jeder Situation anpassen, seinen Opportunismus bezeichnet er selbst als aktiven Selbsterhaltungstrieb[461]. Doch Horváths künstlerisches Vermögen, die Labilität von Figuren in aller Brüchigkeit vorzuführen, was seine Volksstücke zu modernen Dramen gemacht hat, ist bei den Stücken seiner letzten Schaffensphase verloren gegangen, das gilt auch für den *Figaro*. Dieser ist unzweifelhaft ein Opportunist, „ehrgeizig aus Eitelkeit, fleißig aus Not, aber träge von Natur und Wonne! Schönredner bei Gelegenheit, (...) Liebhaber aus Laune!"[462]. Trotz seiner Läuterung am Ende des Stückes und seinem Plädoyer für mehr Humanismus, bleibt dennoch der Eindruck haften, dass hier der Opportunist als Gewinner der Gegenwart herausgestellt wird. Das Stück reflektiert die gesellschaftliche Entwicklung: Das auf den Krieg zusteuernde Nazideutschland bestand ja nicht aus lauter begeisterten Nationalsozialisten, sondern in der Mehrzahl aus passiven Mitläufern und kleinbürgerlichen Opportunisten.

Das Schauspiel *Der jüngste Tag* bietet wenigstens phasenweise etwas von der aufgeladenen Atmosphäre, dem Eindruck, dass etwas Ungeheuerliches in der Luft liegt, was die besten dramatischen Arbeiten Horváths ausgezeichnet hat. Im Mittelpunkt steht ein „pflichttreuer Beamter"[463], wie er von sich selbst sagt. *Thomas Hudetz* ist Stationsvorsteher an einer kleinen Bahnstation in einer Kleinsiedlung. *Hudetz* ist mit einer um dreizehn Jahre älteren Frau verheiratet. *Frau Hudetz* quält

[460] Zitiert nach: Krischke, Traugott, *Horváth-Chronik. Daten zu Leben und Werk*, S. 125.
[461] Vgl. Horváth, Ödön von, „Figaro lässt sich scheiden", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 1188.
[462] Ebda, S. 1179.
[463] Horváth, Ödön von, „Der jüngste Tag", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 1284.

die Eifersucht, und *Hudetz*, der zur körperlichen Liebe mit ihr nicht fähig ist, verbirgt seine Begierden gegenüber anderen Frauen hinter der Fassade des überkorrekten Beamten. Eben diese zur Schau gestellte Spießigkeit, hinter der sie zu recht unterdrückte Leidenschaft vermutet, reizt die Wirtstochter *Anna*. Mehr, um herauszufinden, was es mit dieser zur Schau gestellten Korrektheit auf sich hat, als aus Hingezogenheit zu ihm, überrascht sie den Bahnhofsvorstand mit einem Kuss. Bei ihrem ‚Experiment' wandern ihre Augen zur Wohnung des Ehepaar *Hudetz*, die sich über der Bahnstation befindet, und wie von ihr nicht anders erwartet, erblickt sie *Frau Hudetz* hinter dem Fenster. Der Bahnhofsvorstand reagiert auf die ihm entgegen gebrachte Zärtlichkeit, die er schon als neckisches Spiel durchschaut, barsch und gleichzeitig irritiert. Gleich darauf rast ein Zug vorbei, *Hudetz* betätigt in panischer Reaktion den Signalhebel. Doch das zu spät gegebene Signal führt zu einem Zugunglück mit mehreren Toten. Schuld, Reue, Verantwortung werden zu zentralen Themen dieses Schauspiels. Interessant ist, dass vielen, die sich mit diesem Stück befasst haben, entgangen ist, dass *Hudetz* nach juristischen Begriffen zumindest teilweise ‚unschuldig' ist. Vor dem Zugunglück passieren drei Züge die Station, zwei fahren durch, einer bleibt stehen. Jedes Mal ist der Ablauf so, dass zuerst das Läutwerk erklingt, worauf der Bahnhofsvorstand den Signalhebel betätigt. Als *Anna* ihn küsst, fährt der Zug jedoch durch die Station, ohne dass das Läutwerk angeschlagen hat. Geistesgegenwärtig reißt *Hudetz* den Signalhebel herum, was aber nicht ausreicht, um das Unglück zu verhindern. Ein technisches Versagen, das Aussetzen des Läutwerks, ist also der unmittelbare Anlass für das Versäumnis des Bahnhofvorstands, andererseits sollte ein pflichtbewusster Beamter wie *Hudetz* die Fahrpläne der Züge auswendig kennen. Einem Autor wie Horváth geht es naturgemäß nicht um juristische Spitzfindigkeiten, der Autor hatte eine allgemeinere, vielleicht sogar metaphysische Auseinandersetzung um Selbstverantwortung und das unschuldig Schuldigwerden im Sinn. Dennoch verweist dieser Fakt darauf, wie subtil und vielschichtig Horváth zu arbeiten versteht.

In der Ehe der *Hudetz*' ‚funktioniert' nur das gegenseitige Misstrauen, die Eifersucht der Frau und die Lieblosigkeit des Mannes. Faszinierend jedoch, wie es der Autor versteht, dieses Spießerpaar mit dialektischer Tragik auszustatten. Obwohl diese Ehe Frau und Mann unglücklich macht, besteht die Tragik eben darin, dass jeder der beiden genau weiß, dass sie/er am Unglück des anderen Mitverantwortung trägt:

Hudetz, weil er eine Frau geheiratet hat, die er nicht begehrt; *Frau Hudetz*, weil sie sich einst eingeredet hat, diesen Mann glücklich machen zu können. Die Ambivalenz ihrer Beziehung wird unerträglich und schlägt schließlich in Hass um:

„*Hudetz*: Herr Staatsanwalt, alles, was meine Frau gegen mich vorbringt, ist Lüge. Weder hat mich das Fräulein Anna geküsst, noch hab ich das Signal versäumt. Meine Frau ist nicht ganz normal.
Frau Hudetz: Ist nicht normal? Das tät dir so passen!
Hudetz: Sie hört oft Stimmen, wenn sie allein ist – (...)
Frau Hudetz: Mich kriegst du nicht los. Mich nicht.
Hudetz: Jetzt schon – wenn die eigene Frau den eigenen Mann derart belastet –
Frau Hudetz unterbricht ihn: ‚Mann', ich höre immer ‚Mann'. *Sie lacht hysterisch*: Du willst einer sein? Du bist doch kein Mann!
Hudetz schreit sie an: Schluß damit! Schluß!"[464]

Das ist großes Theater, ein Ausschnitt aus dem Sittenbild der kleinbürgerlichen Ehegemeinschaft, psychologisch und realistisch vom Autor erfasst, exemplarisch herausgestellt.
Anna sagt unter Meineid vor Gericht für *Hudetz* aus. Der Bahnhofsvorstand wird freigesprochen und kehrt von den Mitbürgern gefeiert in seine Heimatsiedlung zurück. Doch in der Wirtstochter hat sich eine Wandlung vollzogen, sie bittet *Hudetz* um eine Aussprache beim Viadukt. Diese Bahnbrücke, metaphorisch aufgeladen, wird zu dem Ort, wo keine Lügen mehr zählen, ein versinnbildlichtes Tor der Erkenntnis. Reinen Tisch will am Ende auch *Hudetz* machen. Die Unterredung mit *Anna*, dem geläuterten Fräulein, führt zu ihrem Tod. Der Autor lässt viel Raum für unterschiedliche Interpretationsansätze. Sie reichen vom Liebestod aus Mitleid für eine, die ihr Schuldigsein nicht länger verkraftet bis zu einem Mann, der eine gefährliche Mitwisserin los werden möchte, weil sie das schwache Fundament seiner Selbstgerechtigkeit erschüttert hat.
Als *Anna* verschwunden bleibt und schließlich tot aufgefunden wird, ändert sich das Stimmungsbild der Öffentlichkeit: aus dem vorher gefeierten Helden *Hudetz* wird der gemeine Mörder, freigegeben der dörflichen Hatz.
Was Horváth in diesem Schauspiel ebenso herausarbeitet, mit jener epigrammatischen Schärfe, die seine besten Arbeiten auszeichnet, ist das

[464] Horváth, Ödön von, „Der jüngste Tag", in: Ders., *Prosa und Stücke*, S. 1293 f.

Spannungsfeld zwischen Gesellschaft und Individuum: Der Druck, der von einer aus Gemeinheit und Grobheit zusammengehalten Gemeinschaft auf den Einzelnen ausgeht. Horváth zeigt das ständige Kippen der öffentlichen Stimmungslagen, und er skizziert die kleinbürgerliche Fassade als eine am Schein festhaltende, obwohl dieser nur noch Schatten wirft. Die Witwe des Bäckers *Leimgruber*, Stimmungsbarometer des Dorfklatsches, steht beispielhaft für das geschichts- und gewissenlose Bewusstsein des Kleinbürgers. Im *Wirt*, der zwischen Sentimentalität, Biedersinn und Brutalität schwankt, portraitiert Horváth einmal mehr jenen gemeinen und gemeingefährlichen Kleinbürger. Diffiziler verfährt der Autor mit dem Bruder von *Frau Hudetz*, dem Drogisten *Alfons* und mit *Hudetz* selbst. Ersterer sieht sich zum opportunistischen Handeln gezwungen, als auf Grund der Ächtung seiner Schwester, die Kundschaft seinen Laden zu meiden beginnt, doch er findet im Laufe der Handlung zu Ansätzen von Zivilcourage. Das gilt auch für *Hudetz*, der, seine Selbstgerechtigkeit überwindend, bereit ist, sich dem Gericht zu stellen. Allerdings will er in einem etwas verpatzten Finale nur Gott als in seiner Schuldfrage für zuständig anerkennen. Kurt Bartsch meint, dass es Horváth nicht um das Verkünden von theologischen Wahrheiten geht, „sondern um Gegenpositionen zu einer kleinbürgerlichen, spießbürgerlich aggressiven (...) Gesellschaft. Die religiöse Metaphorik verweist (...) auf ein noch Einzulösendes."[465]

Horváths dramatisches ‚Spätwerk' zeigt einen anderen Schriftsteller als den Erfolgsautor der späten Weimarer Republik. Mystisch-sentimentale Anknüpfungen, religiöse Metaphorik durchziehen es. Der gesellschaftliche Nährboden, das so genannte Milieu, aus dem Horváth den Stoff für seine Volksstücke bezogen hat, ist verloren gegangen. Doch wie reagiert der Autor auf den faschistischen Rechtsruck der Gesellschaft? Je deutlicher diese auf den Krieg zusteuert, umso ‚harmloser' werden die Stücke des Dichters. Es sind mit Ausnahme von *Der jüngste Tag* (mit Abstrichen: *Figaro lässt sich scheiden* und *Don Juan kommt aus dem Krieg*) allesamt Arbeiten, die angesichts der gesellschaftlichen Radikalisierung und Ausgrenzungspolitik von erschreckender Arglosigkeit sind. Das gilt im Besonderen für

[465] Bartsch, Kurt, „Nachwort: Von ‚Dummheit', ‚Lüge' und ungedeckten Schecks. Die ‚Rücksichtslosigkeit' des Ödön von Horváth, in: Horváth, Ödön von, *Prosa und Stücke*, S. 1512.

das possenhafte Spiel *Himmelwärts*[466]. „Sie [Die Pointen] weckten Behaglichkeit und machten vergessen, dass wir in einer gefährlichen Zeit leben",[467] schreibt Ludwig Winder nach der Uraufführung von *Figaro lässt sich scheiden* in der *Deutschen Zeitung Bohemia.* Den verlorengegangenen gesellschaftlichen Nährboden versucht der Schriftsteller durch das Anknüpfen an literarische Stoffe der Weltliteratur oder durch die Einbettung in einen historischen Kontext zu ersetzen, dennoch sind die späten Arbeiten unschwer als Gegenwartsstücke zu erkennen. Allerdings als solche, die mit den Mitteln des Boulevardstücks (Gag, Happyend, kein Zorn, keine Entrüstung, Umarmungsgesten) arbeiten. Dabei geht naturgemäß der kritische Impetus verloren. Der Autor kommt über Formeln wie ‚Seid nett zueinander' oder ‚Man soll sich seiner Verantwortung stellen' nicht hinaus. Als Deutschland auf die Katastrophe zusteuert, bittet der einst liebevolle Desillusionist um mehr Aufrichtigkeit und Menschlichkeit.

2.7. Bürokratismus, Halbheit und die Bereitschaft zur Nachgiebigkeit - Jura Soyfers Abgesang auf die Sozialdemokratie in der Ersten Republik

In dem Fragment gebliebenen Roman *So starb eine Partei* gelingt es Jura Soyfer die vermutlich aussagekräftigste politische Prosa über die Erste Republik vorzulegen, indem er „unmittelbare politische Prozesse künstlerisch" darstellt, „ohne zu politisieren"[468].
Das politische Geschehen, die prekäre Zuspitzung einer gesellschaftlichen Situation, die von der Republik zu einer Regierungsdiktatur führen wird, mit der bereits spürbaren Gefahr des Faschismus im Hintergrund, vermittelt Soyfer als Erlebensgeschichte durch eine Vielzahl von Figuren. Deren Schwächen, Ängste und Hoffnungen bilden das sozialpsychologische Substrat dieser Prosa.

[466] Unter dem Titel *Himmelwärts* existiert auch ein dramatisches Fragment, in dessen Mittelpunkt der Raketenflieger *Kasimir* steht.
[467] Zitiert nach: Krischke, Traugott, *Horváth-Chronik. Daten zu Leben und Werk*, S. 129.
[468] Scheit, Gerhard, *Theater und revolutionärer Humanismus. Eine Studie zu Jura Soyfer*, Wien 1988, S. 61.

2.7.1. „Und so blieben sie auch diesmal auf ihren Stühlen"[469] – Welche Folgen hatte das Versagen der SDAP?

Soyfer begann mit der Arbeit an *So starb eine Partei* nach 1934, sein Prosafragment umkreist die Vorgeschichte des Februar 1934. Die Zeithistorie wird aus der Perspektive einzelner Figuren reflektiert. Dabei wird ersichtlich, wie die junge Republik immer stärker an den Rand des Abgrunds gerät. 1922 hatte Bundeskanzler Seipel, der „unpopuläre Jesuitenprälat"[470], unter bedrückenden Bedingungen die Genfer Anleihe angenommen. „Der Zinsendienst" war höher als „die Finanzkraft Österreichs"[471]. Die Folge waren Korruptionsskandale und Bankenkrisen. Die 2008 weltweit ausgebrochene Finanzkrise erinnert in manchem an die verheerende Wirtschaftslage der 1930er-Jahre. Allerdings mit dem gravierenden Unterschied, dass die Krise der 1930er-Jahre von der Realwirtschaft ausging, während sie 2008 von hybriden Spekulationsmachinationen ausgelöst wurde.

Die Sozialdemokratische Partei (SDAP) geriet in der Ersten Republik immer stärker in Bedrängnis „und erlag gleichzeitig einer verhängnisvollen Selbsttäuschung, indem sie, die Bedeutung der Machtverhältnisse im Roten Wien überschätzend, ihren Handlungsspielraum insgesamt falsch beurteilte. (...) In Erwartung einer besseren Zukunft bediente man sich der Rhetorik eines unbefriedigenden Attentismus und ersetzte konkrete Aktionen durch scheinrevolutionäres Pathos"[472].
Immer wieder prallten Wehrorganisationen aufeinander: Rechte Milizverbände, darunter die Heimwehr auf der einen Seite, der republikanische Schutzbund auf der anderen Seite. Die dabei benützten Waffen, „gehören ebenso zum verhängnisvollen Nachlass des Ersten Weltkrieges wie mentale Folgewirkungen. Besorgte Zeitgenossen beklagten die ‚Verrohung' des Menschen als Ergebnis des jahrelangen Blutvergießens. Hinzu traten die zahlreichen wirtschaftlichen Probleme der Republik"[473]. Fehlende Perspektiven provozierten radikale Erscheinungsformen.

---

[469] Soyfer, Jura, „So starb eine Partei", in: (Hg.) Jarka, Horst, *Jura Soyfer Werkausgabe, Band III, Prosa*, S. 151.
[470] Vgl. Ebda, S. 128.
[471] Kreissler, Félix, „Vielschichtige Österreichbilder", in: (Hg.) Botz, Gerhard/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*, 2. erweitere Auflage, S. 514.
[472] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 35 f.
[473] Ebda, S. 29.

„Begleitet wurde die immer weiter fortschreitende Militarisierung der Gesellschaft von einer Sprache der Gewalt, die den Weg der Versöhnung der politischen Lager verunmöglichte und ideologische Gegensätze stets in den Vordergrund rückte."[474]
Am 1. März 1933 legten die Bahnbediensteten aus Protest gegen die ratenweise Auszahlung ihrer Gehälter für zwei Stunden ihre Arbeit nieder.
Die Regierung unter Engelbert Dollfuß drohte, gestützt auf ein Gesetz das noch aus der Monarchie stammte, das ‚Kriegswirtschaftliche Ermächtigungsgesetz', mit Haftstrafen und Entlassungen.
Die parlamentarische Abstimmung über die angedrohten Maßnahmen verlief äußerst turbulent. Dabei kam es zu Pannen. Nationalratspräsident Renner legte sein Amt nieder, um als einfacher Abgeordneter abstimmen zu können. Seinem Beispiel folgten auch der zweite und dritte Nationalratspräsident. Das Parlament war ohne Präsidium. „Die Regierung sprach von der ‚Selbstausschaltung' des Parlaments und berief sich auf fehlende legistische Voraussetzungen, um es wieder einzuberufen."[475]
Ende März 1933 wurde der republikanische Schutzbund verboten. Auch die traditionellen Maifeiern durften nicht mehr abgehalten werden, weitere Beschränkungen engten den Handlungsspielraum der Sozialdemokratie sukzessive ein. Während man in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei „über die Demokratie als zu schützender Wert oder aber über eine zu erkämpfende ‚Diktatur des Proletariats' diskutierte, wurde bereits eine Diktatur errichtet"[476].

Der elastische Kurs der SDAP enttäuschte ihre Anhänger. Allein in Wien verlor die Partei zwischen März und November 1933 fast 30% ihrer Mitglieder. Natürlich spielte in diesem Zusammenhang auch die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes eine Rolle. Die Anhänger der Partei nahmen sehr wohl den Druck wahr, der sich von Regierungsseite her gegen die Sozialdemokarten richtete. Sie bemerkten aber auch das gelähmte Verhalten der Parteispitze: Schale Kompromisse wurden als Errungenschaften gefeiert.
Die Partei steckte in einer Sackgasse. Die Kompromissbereitschaft ihrer führenden Repräsentanten sogar der berufsständischen Verfassungsreform der Dollfuß-

[474] Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 29 f.
[475] Ebda, S. 72.
[476] Ebda, S. 76 f.

Regierung weitgehend zuzustimmen, war bereits der erste Schritt zur Selbstaufgabe.[477]

Jura Soyfer hat nicht Fragmente eines politischen Romans hinterlassen, sondern er zeigt die Politisierung seiner österreichischen sozialdemokratischen Zeitgenossen durch ein Ensemble unterschiedlicher Figuren. *Ferdinand Dworak*, 50 Jahre alt und hager, ist ein sozialdemokratischer Multifunktionär. Der gelernte Lokomotivführer ist Obmann der Eisenbahnergruppe, Betriebsratsobmann, außerordentliches Mitglied der Exekutive der Bundesbahndirektion Wien und Bezirksfunktionär im Republikanischen Schutzbund. Als der durch die Vielzahl seiner einflussreichen Positionen scheinbar gut abgesicherte Sozialist plötzlich mit beruflichen Beeinträchtigungen konfrontiert wird, ist es um die Gelassenheit, die er früher an den Tag gelegt hat, mit einem Mal vorbei. Unter Druck geraten, verliert *Dworak* sein Einschätzungsvermögen. Er wird zum realitätsfernen Funktionär, der sich im Bezirksvorstand nur noch zu Wort meldet, um die Zahlungsmoral der Genossen anzuprangern: „Die Beiträge müssten fleißiger kassiert und schneller abgerechnet werden"[478].

In der Figur des jovialen sozialdemokratischen Nationalrats *Josef Dreher* und dessen Frau zeigt Soyfer, dass proletarische Verbürgerlichungsanstrengungen geradewegs ins Kleinbürgerliche als Haltung führen. *Dreher*, mit seinem Bauch und seinem – wie es heißt – „energischem Hausverstand"[479], vertraut auf die „Besprechungen im engen Kreis"[480]. Doch der ehemalige Bonze muss entsetzt zur Kenntnis nehmen, dass seine Methode des sich Richtens angesichts der politischen Radikalisierung nicht mehr funktioniert. Der verbürgerlichte Rote, der neben seinen vielen Funktionen auch Vorsitzender im Arbeitermandolinenverein seines Bezirks ist, erfährt zudem erschrocken, dass er auch innerhalb seiner eigenen Familie die Kontrolle zu verlieren droht: einer seiner Söhne sympathisiert nicht nur mit den Nationalsozialisten, er gehört bereits der illegalen SA an.

---

[477] Vgl. Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, S. 88.
[478] Soyfer, Jura, „So starb eine Partei", in: (Hg.) Jarka, Horst, *Jura Soyfer Werkausgabe, Band III, Prosa*, S. 150.
[479] Ebda, S. 174.
[480] Ebda.

Franz Seidel, ein jüngerer Sozialdemokrat und Schutzbündler ist mit der jungen Sozialistin *Käte* liiert. *Käte* ist Kindergärtnerin und wünscht sich eigene Kinder. Ihr Freund arbeitet in einer Garage und ist dort Betriebsrat. Er wird fristlos entlassen. In seiner wachsenden Verzweiflung, vergeblich die Arbeitskollegen um Solidarität bittend, ist *Seidel* bereit, seine Überzeugungen über Bord zu werfen. Er hofft, die Wiederbeschäftigung zu erreichen, wenn er der Einheitspartei, der Vaterländischen Front, beitritt. Der Versuch, damit seinen Vorgesetzten zur Rücknahme der Kündigung zu bewegen, misslingt, darüber hinaus muss sich *Seidel* von seinem Vorgesetzten auch noch verhöhnen lassen.

Mit dem kleinen Kassier der 12. Sektion beweist Soyfer, dass er auch angesichts der bedrohlichen politischen Lage nichts von seiner satirischen Verve eingebüßt hat. Dieser Kassier trägt nicht zufällig den Namen eines der Helden der 1848er-Revolution, Robert Blum. Doch der *Robert Blum* in *So starb eine Partei* ist das genaue Gegenteil eines Helden, ein überkorrekter Kleinbürger, ein zuverlässiger Rechner mit schöner Handschrift. Als dieser auf Pünktlichkeit und Korrektheit achtende *Blum* unter Verdacht gerät, eine Bombe in einem Autobetrieb gezündet zu haben, gerät er in die Fänge des Polizeistaats. Am eigenen Körper erfährt *Blum* auf schmerzliche Weise den Verlust seiner demokratischen Grundrechte. Der Autor, der in allem was er schildert, nahe am Geschehen bleibt, beschönigt nichts, wenn er die Verhör-Situationen wiedergibt und die Versuche, *Blum* gewaltsam zu seinem Geständnis zu bewegen.

„Der Herr Polizeirat (…) hielt ihm ein Protokoll entgegen: ‚Unterschreiben Sie.'
Das Blatt war zu einem Viertel vollgeschrieben. Eins schöne, ordentliche Handschrift. Die Handschrift verrät den Menschen, hatte der Oberbuchhalter ihm immer wieder gesagt, als er ein Praktikant gewesen war. Er war zu müde, um zu lesen, was da stand.
‚Unterschreiben Sie', wiederholte der Polizeirat ungeduldig.
Oh, er wollte gern unterschreiben. Aber der Finger des Herrn Polizeirates zeigte auf den alleruntersten Rand des Blattes. Und der Oberbuchhalter hatte ihm immer wieder gesagt, als er ein Praktikant gewesen war: Wenn Sie eine Bestätigung unterschreiben, dann nie so, daß zwischen dem Text und der Unterschrift ein Platz bleibt. Merken Sie sich das.'
Er schob den Finger ehrfürchtig beiseite und unterschrieb knapp unter dem Text.

Und wieder wurde der Herr Polizeirat so rot im Gesicht. (...) ‚Das ist ein ganz Gefährlicher. In die Einzelzelle.'"[481]

Ironischerweise ist es gerade diese zwanghafte Korrektheit, die *Blum* davor bewahrt, ein Verbrechen zu gestehen, das er gar nicht begangen hat.

Soyfers Position gegenüber den Versäumnissen der Sozialdemokraten ist kritische Anteilnahme. Doch seine Sympathie für den Einzelnen, für dessen Schwächen und Unbeständigkeiten, belassen dem Textfragment zwischenmenschliche Wärme und sogar einen Funken Optimismus.
Der wahre Gegner dieser zwischen Verbürgerlichung, Ämterkumulierung und Nachgiebigkeit schwankenden Sozialdemokarten ist weniger jene politische Partei, die sich anschickt, die politische Macht gänzlich an sich zu reißen, sondern der rechts stehende Kleinbürger, jener frustrierte autoritäre Charakter, der uns im Laufe dieser Arbeit schon mehrmals begegnet ist. Eben jenen Typus hat Soyfer im Vorspiel des Romanfragments trefflich charakterisiert. Mit der Figur des *Franz Josef Zehetner* hat der Schriftsteller der österreichischen Literatur- und Kulturgeschichte ein pointiertes Beispiel für die besondere Wandlungsfähigkeit seiner Landsleute hinterlassen. Um 1960 haben Merz und Qualtinger den von Soyfer geschilderten Prototypen aufgegriffen und am Beispiel des *Herrn Karl* die mentalitätsgeschichtliche Durchleuchtung des Österreichers fortgesetzt.

2.7.2. „Gefreuts euch, Bagage"[482] – *Zehetner* nimmt Merz'/Qualtingers *Herrn Karl* vorweg

Franz Josef Zehetner ist ein Staatsbeamter, wenn auch, wie es im Text heißt, „ein kleiner"[483]. Zu seinen Aufgaben gehört die Einteilung der Dienstturnusse der Mechaniker, Heizer und Lokomotivführer. Ein überstrenger Vater, ein Oberlehrer, hatte ihn einst aus Schmach darüber, dass sein Sohn im Gymnasium eine Klasse hätte repetieren müssen, kurzerhand aus der Schule genommen und in eine Lehre

[481] Soyfer, Jura, „So starb eine Partei", in: (Hg.) Jarka, Horst, *Jura Soyfer Werkausgabe, Band III, Prosa*, S. 262.
[482] Ebda, S. 125.
[483] Ebda, S. 123.

gesteckt. Durch Verlässlichkeit im Dienst und das Zurückhalten seiner Ansichten hat es *Zehetner* schließlich vom Arbeiter, vom Proleten, wie das für ihn Schlimmste aller Schimpfworte lautet[484], zum Beamten mit Pensionsberechtigung gebracht. „Aus Vorsicht war Zehetner Mitglied verschiedenster Vereine und Parteien."[485] *Zehetner* besitzt „in einem Geheimfach seiner Brieftasche eine Mitgliedskarte, die ihn als deutschbewussten Arier legitimierte. Denn zwar war ihm die plebejische Art dieser Partei (...) wie überhaupt alles Preußische tief zuwider. (...) Aber die Braunhemden durchzogen die Stadt (..) hüben wie drüben <in der Weimarer Republik wie in der Ersten Republik> war es noch immer möglich, dass sie zur Macht gelangten."[486]
Nicht im Geheimfach seiner Brieftasche, sondern unter der Wäsche seiner Frau „durchtränkt von Lavendelgeruch"[487] hat *Zehetner*, der Heimwehrmann, auch das rote Parteibuch der Sozialdemokratischen Partei aufbewahrt. Soyfer skizziert mit großer Einfühlung das Psychogramm eines subalternen Kleinbürger-Beamten, dessen Bereitschaft zu sozialer Härte und Rücksichtslosigkeit gegenüber Mitbürgern und Kollegen gerade noch durch Konventionalismus und Stereotypie eingeschränkt und zurückgehalten werden.
Der Roman setzt im Jahr 1932 ein, seit dem Untergang des alten Habsburgerstaates sind 14 Jahre vergangen, die Erste Republik ist somit 14 Jahre alt:

„Seit vierzehn Jahren speicherte Zehetner Haß in sich auf und hütete ihn geizig und pedantisch. Selten hatte er gewagt, ihn offen zu zeigen, noch nie, ihn zu verausgaben. (…) Manchmal, wenn er die gelbliche Farbe seines dürren Gesichts im Spiegel betrachtete, empfand er in Gedanken an die kommende Vergeltung eine Art Genugtuung: „Also, das habts ihr aus mir gemacht. Na, gefreuts euch, Bagage…""[488]

Der ängstliche Kleinbürger mit Untertanenseele wittert Morgenluft. Das „läßt das politische Klima erkennen, in dem die Demokratie zusehends an Raum verliert und sich eine ‚neue' alte Zeit vorbereitet"[489].
Jura Soyfer hat in *So starb eine Partei* Beiträge zur Krankengeschichte der Ersten Republik geschrieben. Dass sich 1933 die führenden Köpfe der Sozialdemokraten

[484] Vgl. Soyfer, Jura, „So starb eine Partei", in: (Hg.) Jarka, Horst, *Jura Soyfer Werkausgabe, Band III, Prosa*, S.123 f.
[485] Ebda, S. 125.
[486] Ebda.
[487] Ebda.
[488] Ebda, S. 124 f.
[489] Jarka, Horst, „Nachwort", in: (Hg.) Jarka, Horst, *Jura Soyfer Werkausgabe, Band III, Prosa*, Wien-Frankfurt/Main 2002, S. 350.

nicht zum Generalstreik entschließen wollten, hatte weitreichende Folgen und leitete die Niederlage der Sozialdemokratie und in der Folge, die des Landes ein. Diese Niederlage erblickte Soyfer „nicht in der Stärke der anderen, sondern in der Unentschlossenheit der Partei [SDAP] selbst"[490].
Seine Diagnose sollte gerade auch von heutigen Politikern ernst genommen werden, meint der verdienstvolle Herausgeber von Jura Soyfers-Werken, der Germanist Horst Jarka: „Entfremdung der Basis, Mißtrauen jeder Kritik gegenüber, Mißachtung der jungen Mitgliedschaft, Mangel an Phantasie."[491] Die Konsequenzen dieser Vernachlässigungen und Versäumnisse sind in dem Fragment gebliebenen Roman *So starb eine Partei* aufbewahrt.

2.8. „Lächelnd über seine Bestatter"[492]: *Der Herr Karl.* Merz/Qualtinger personifizieren die österreichische Seele

Gerhard Fritschs *Österreich* Poem endet mit der Zeile: „…lächelnd über seine Bestatter: Österreich"[493]. Eine patriotische Gedichtreflexion, aber auch ein Stoßseufzer, dem das verinnerlichte Wissen zu Grunde liegt, dass der Österreicher vor allem eine Fähigkeit im Übermaß besitzt und diese ist seine Bereitschaft, sich schon irgendwie ‚durchzuwursteln', koste es was es wolle und gehe es nur durch die Preisgabe von Überzeugungen. Vorwürfen und Vorhaltungen ob seiner Wandlungsfähigkeit begegnet er mit einem Lächeln. Und damit steht er vor uns: der Schattenriss des *Herrn Karl.* Als Charakterbild, Type, lebensechte Kunst-Figur ist *Der Herr Karl* so untrennbar mit diesem Österreich verbunden, dass man das eine nicht ohne das andere haben kann: Ein Österreich ohne diese *Herr Karls* ist ebenso undenkbar wie eine andere Heimat für den *Herr Karl* als eben dieses Österreich. Und dennoch wäre es weit gefehlt, den *Herrn Karl*, diesen höchst aktiven Passiven, Parade-Opportunisten und Drückeberger, einzig und allein auf dieses Land zu beziehen, denn natürlich findet man ihn in allen Ländern, in denen ähnliche politische Verhältnisse herrschen, es entsprechende sozioökonomische Entwicklungen wie in

[490] Jarka, Horst, „Nachwort", in: (Hg.) Jarka, Horst, *Jura Soyfer Werkausgabe, Band III, Prosa*, S. 351.
[491] Ebda, S. 352.
[492] Fritsch, Gerhard, *Gesammelte Gedichte*, (Hg.) Urbach, Reinhard, 2. Aufl. Salzburg, Wien 1994, S. 211.
[493] Ebda.

Österreich gibt. Doch die spezielle Färbung, die die Autoren Carl Merz und Helmut Qualtinger dieser Figur verliehen haben, nicht zuletzt Qualtingers Darstellung derselben, vor allem aber, da es ja die österreichische Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist, die den Lebenslauf des *Herrn Karl* grundiert, machen ihn zu einem – zu dem österreichischen Opportunisten.
Der Historiker Ernst Hanisch spricht im Sinne Max Webers beim *Herrn Karl* von einem Idealtypus: „Ein solcher Idealtypus ist in seiner Vollständigkeit nie in der Realität vorhanden, aber er verdichtet bestimmte Züge und ist daher für einen bestimmten Typus eines Österreichers kleinbürgerlicher Herkunft außerordentlich charakteristisch."[494]

2.8.1. Vom Kulturskandal zum Klassiker

Der Keller einer Delikatessenhandlung: Kisten, Konserven, Flaschen, Büchsen, eine enge Wendeltreppe. Ein Mann, Anfang 60, schickt sich an eine Kiste aufzuheben, doch bevor er körperlich tätig wird, hält er inne und beginnt über sein Leben zu räsonieren. Seine Geschichte erzählt er einem Jüngeren („Se san a junger Mensch"[495]), der in der Fernsehausstrahlung unsichtbar bleibt, somit spricht der Lagerarbeiter *Karl* zur Kamera und zum Publikum wie zu einer anwesenden Person. Am 15. November 1961[496] wurde der etwa einstündige Monolog des *Herrn Karl* erstmals im ORF gezeigt. Thomas Ross von der *FAZ* meinte im Rückblick: „Die Wirkung war gewaltig. Schon während der Sendung ein Gewittersturm empörter Anrufe. ‚Nestbeschmutzer, Pfui Teufel!' Körbeweise Zuschriften ans Fernsehen (…), an die beiden Autoren, die überdies von anonymen Anrufern wüst beschimpft, ja sogar mit dem Tod bedroht wurden."[497]

[494] Hanisch, Ernst, „Der ‚Herr Karl' als Teil der österreichischen Folklore? Ein Gespräch zwischen Sigrid Löffler, Ernst Hanisch und Heinz Steinert", in: (Hg.) Klaffenböck, Arnold/ Kos, Wolfgang/ Schulenburg, Ulrich N./ Hönigmann, Alexandra, *Quasi Ein Genie, Helmut Qualtinger 1928 – 1986*, Wien-Frankfurt/Main 2003, S. 98.
[495] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, S. 7.
[496] Regie: Erich Neuberg, *Herr Karl:* Helmut Qualtinger. – Als Bühnenstück, am 30.11.1961 Premiere im Kleinen Theater der Josefstadt im Konzerthaus; am 28.2.1962 Premiere in den Wiener Kammerspielen.
[497] Ross, Thomas, „Der Qualtinger", *Frankfurter Allgemeine Zeitung,* Frankfurt/Main v. 29.6.1990.

Es gab aber auch Zustimmung für „diese gräßliche Gestalt, die leider so unheimlich wahr ist“[498], wie ein Briefschreiber an Qualtinger festhielt. Ulrich Weinzierl schrieb in seinem Nachruf auf Helmut Qualtinger über den *Herrn Karl:* „Von Anfang an erkannten sich die Wiener mit lüsternem Abscheu (…) in dieser Figur, die indes keineswegs nur regionales Format besitzt, vielmehr überall dort Geltung hat, wo Opportunisten, Mitläufer, betrogene Bürger des Lebens hausen, kurz: auf der ganzen Welt. Dennoch war und ist die unverkennbare Tonfallheimat solcher Spottgeburten aus Phrasen und alltäglichen Gemeinheiten Wien, Österreich.“[499] Das Empörende und Provozierende am *Herrn Karl* äußerte sich darin, dass sein Monolog ein heftiger Schlag mitten in das selbstzufriedene Antlitz des Landes war. „Das politische und soziale Gleichgewicht der Zweiten Republik beruht auf einem breiten Konsens in der Bevölkerung, der auf zwei uneingestandenen Pfeilern beruht: dem Anknüpfen an eine nicht hinterfragte, idealisierte (monarchistische) Vergangenheit sowie der radikalen Weigerung, Mitschuld oder zumindest Mitverantwortung an den historischen Ereignissen zu formulieren und zu reflektieren.“[500] Interessant ist, was aus der Erregung von damals wurde: Aus dem negativen Kerl *Karl* ist eine weithin bekannte, gut ‚integrierte' Kulturgröße geworden, wie Fiona und Heinz Steinert treffend angemerkt haben: „Weit entfernt, Empörung zu provozieren, wird er heute als Teil der Folklore des Wienertums geschätzt, ausländischen Freunden vorgeführt und liebevoll tradiert.“[501]

Obwohl Helmut Qualtinger das Gegenteil eines Publikumslieblings sein wollte, entging er dem Würgegriff jener, die Zielscheibe seines Spotts waren, nicht. Weil dicke Menschen – dem traditionellen Vorurteil nach – als gemütliche Menschen gelten, wurde Qualtinger als Quasi vereinnahmt.

Der Herr Karl und auch Thomas Bernhards *Heldenplatz* lösten ursprünglich Skandale aus, die es in der Folge zu Klassikern brachten, dennoch lässt sich nicht

---

[498] Vgl. „Brief an Helmut Qualtinger aus Berlin, 4.3.1962, in: Wendt, Gunna, *Helmut Qualtinger. Ein Leben,* Wien-München 1999, S. 93.

[499] Weinzierl, Ulrich, „Hörte die Stimme. Zum Tod von Helmut Qualtinger“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 1.10.1986.

[500] Rabenstein-Michel, Ingeborg, „Im Magazin der Erinnerung. Der ‚Herr Karl' – eine Figur aus Sprache“, in: (Hg.) Klaffenböck, Arnold/ Kos, Wolfgang/ Schulenburg, Ulrich N./ Hönigmann, Alexandra, *Quasi Ein Genie, Helmut Qualtinger 1928 – 1986*, Wien-Frankfurt/Main 2003, S. 86.

[501] Steinert,Fiona/ Steinert, Heinz, „Reflexive Menschenverachtung: die Wienerische Variante von Herrschaftskritik“, in: (Hg.) Siedler, Reinhard/ Steinert, Heinz/ Tálos, Emmerich, *Österreich 1945-1995. Gesellschaft Politik Kultur,* Wien 1995, S.244.

daraus ableiten, dass in Österreich aus jedem Kulturskandal ein Klassiker wird, doch in diesen beiden Fällen war es so.

Dem Protagonisten des *Herrn Karl* verlangt der Monolog einiges ab: Einerseits gilt es diesem Unsympathler doch auch irgendwie einnehmende Züge zu verleihen, um die Spannung auf dessen Lebens-Durchwursteleien aufrecht zu halten, andererseits soll es gelingen, diese kunstvolle Charakter- und Sprechmaske so mit Leben auszufüllen, dass die Figur des *Herrn Karl* zum Nachdenken über Österreichs Geschichte anregt. Helmut Qualtinger, erster Darsteller des *Herrn Karl* und lange Zeit als sein einzig möglicher bezeichnet[502], hat dies bravourös vorgezeigt. Als dicker Kerl mit teigigem Gesicht, Doppelkinn, wässrigen traurigen Augen, Hut und Hitler-Schnauzer, gab er dem *Herrn Karl* Gestalt und prägte nachhaltig das Bild vom ihm und in gewissem Sinn auch das des Österreichers schlechthin. Es wäre zu überprüfen, ob die Karikatur-Österreicher, die die Cartoons von Manfred Deix bevölkern, nicht von diesem von Qualtinger dargestellten *Herrn Karl* inspiriert sind. Qualtinger gab der dargestellten Figur Wehleidigkeit und Aggressivität, subalternes Gehabe und Dominanzallüren. Er changierte zwischen Wiener Dialekt und Hochsprache: wenn er sagte, was er dachte, redete er im Dialekt und wenn er die verinnerlichte Betrachtungsweise des Common Sense repetierte, wechselte er in die Hochsprache: „Die Deitschen sein einmarschiert … de Polizei is g'standen mit de … also mit de Hakenkreizbinden …. Fesch … es war furchtbar … das Verbrechen, wie man diese gutgläubigen Menschen in die Irre geführt hat …"[503]

2.8.2. Reiben an der Gemeinheit

Qualtingers kreatives Potential ist ein Reflex auf das konservative österreichische Kulturklima nach 1945. In den 1950er-Jahren wurde die Kultur, bzw. der Kulturbetrieb von jenen Herren bestimmt, die es seit der Zwischenkriegszeit verstanden hatten, sich den wechselnden Regimes anzudienen. Ihr Einfluss reichte

[502] Das hat sich nicht bewahrheitet. Nach Qualtingers Tod, 1986, hat das Stück auch unter anderen Darstellern seine Brisanz behalten. Sehr erfolgreich als *Der Herr Karl* war Heribert Sasse, 2004, im Wiener Theater der Jugend.
[503] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, S. 17 f.

bis spät in die 1960er-Jahre und endete erst mit der ‚Ära Kreisky'. Rudolf Henz wäre in diesem Zusammenhang zu nennen oder Bruno Brehm, Karl Heinrich Waggerl und noch andere mehr. Auf die kulturpolitische Situation der 1950er- und 1960er-Jahre reagierte die Wiener Gruppe und der Wiener Aktionismus mit einem künstlerisch-anarchischen Aktivismus. Helmut Qualtinger, gemeinsam mit Carl Merz und Gerhard Bronner, entschied sich für Kabarett und Parodie als Agitationsform. Texte und Auftritte avancierten zum Spiegel des ‚schwarzen' österreichischen Bewusstseins. Den Höhepunkt in dieser Hinsicht stellte *Der Herr Karl* dar. 1963 war Helmut Qualtinger mit dem Einpersonenstück sogar auf dem Broadway zu sehen. Nach der Premiere schrieb Joseph Wechsberg in *The New Yorker*: „He <Der Herr Karl> ist filled with pity for himself but has none to spare for others. He alternately deplores his hard life and insists that his existence has always been a *Hetz*…"[504]
Gab es reale Vorbilder für den *Herrn Karl?* Was für eine Frage! Naturgemäß, möchte man mit Thomas Bernhard sagen und diese noch dazu massenweise. Der ehemalige Wirt des kleinen Innenstadt Lokals „Gutruf", Hannes Hofmann, war offenbar eine dieser Inspirationsquelle. Qualtinger war häufig Gast in diesem Lokal. „In der (…) Radiosendung ‚Tonspuren' erzählt Hofmann, dass Qualtinger eines Tages zu ihm ins Geschäft gekommen ist und gesagt haben soll: ‚Gutruf kumm mit, heit nehm ma des auf, da sind sechs Geschichten von dir drinn.' (…) Faszinierend bleibt (…) der Umstand, dass Qualtinger just in einem Lokal Stammgast war, in dem das Zerrbild seiner Kritik als Greißler, Wirt und Schwadroneur unterhielt. Wie ist diese Ambivalenz erklärbar? Peter Menasse[505]: ‚Wohin hätt' er auch flüchten sollen? Irgendwo hätt ihn immer ein *Herr Karl* erwartet. Ich glaube, Qualtinger hat das auch gebraucht, Zeuge zu sein und sich an dieser Gemeinheit zu reiben.'"[506]

[504] Wechsberg, Joseph, „Enemy of Gemütlichkeit", *The New Yorker*, 20.4.1963.
[505] Peter Menasse ist der Cousin der Schriftsteller Eva und Robert Menasse. Er hat in seiner frühen Jugend viel Zeit im „Gutruf" verbracht. Seine Mutter war eine Zeit lang mit dem Betreiber des Lokals, Rudi Wein, verbunden.
[506] Weichinger, Robert, „Quasi ein King. Das ‚Gutruf' und seine Heroen", in: *Mächtig Männlich Mysteriös. Geheimbünde in Österreich*, Salzburg 2005, S. 305.

2.8.3. *Der Herr Karl* – ein gemeiner und gemeingefährlicher Biedermann

Um den Opportunismus des *Herrn Karl* deutlicher herauszuarbeiten und somit jene kleinbürgerliche Mentalität kenntlich zu machen, die sich immer mit der Macht arrangiert, spielt der Zeithintergrund eine wichtige, ja die entscheidende Rolle. Rekapitulieren wir: Eine provisorische Regierung ruft am 27. April 1945 – noch vor Ende des Zweiten Weltkriegs – die Zweite Österreichische Republik aus. Innerhalb eines Zeitraums von nicht einmal dreißig Jahren hatten sich in diesem Land gleichsam im Zeitraffer-Tempo mehrmals die politischen Ereignisse überschlagen: Die Auflösung der Monarchie, 1918; eine schwankende Erste Republik, die ab 1934 geradewegs unter ein autoritäres, klerikales Regime geriet, das 1938 einem noch grausameren und rücksichtsloseren weichen musste. Die Eingliederung der Ostmark ins Großdeutsche Reich beendete die Eigenstaatlichkeit Österreichs. Und nach dem 2. Weltkrieg, der zweite Versuch als Republik. Fünf verschiedene politische und staatliche Identitäten innerhalb einer Generation.
Es würde nicht überraschen, wenn ein sensibler Zeitgenosse auf diese Umbrüche irritiert und verstört reagiert hätte. Nicht so *Der Herr Karl*. Auf die politisch-sozialen Veränderungen stellt er sich als aktiver Mitläufer und Opportunist oder als passiver Mitläufer und Konformist ein: Bis 1934 ist *Der Herr Karl* Sozialist („Des war aa ka Beruf.“[507]), dann tritt er der Heimwehr bei („Bin i demonstrieren ‘gangen für die Schwarzen … für die Hahnenschwanzler (…) Hab i fünf Schilling kriegt“[508]), danach wird er Nazi (da hab i aa fünf Schilling kriegt“[509]), Blockwart („Er <Hitler> hat mi ang’schaut … mit seine blauen Augen … i hab eahm ang’schaut … hat er g’sagt: ‚Jaja.‘ Da ha i alles g’wußt. Wir haben uns verstanden …“[510]), schließlich Nachkriegsrepublikaner. Und als dieser gibt er jene Lüge weiter, mit der sich das offizielle Österreich zum Opfer des Nationalsozialismus stilisiert hat. Jedoch, all diese Wendungen seines Lebenslaufs haben nichts zu bedeuten, denn: „Österreich war immer unpolitisch“[511]. Da überrascht es nicht, wenn dem *Karl* die Namen der

[507] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl“, in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, S. 12.
[508] Ebda.
[509] Ebda.
[510] Ebda, S. 18.
[511] Ebda, S. 12.

politischen Repräsentanten entfallen, denn die wahren Persönlichkeiten sitzen ohnehin beim Heurigen:

„De Bundeskanzler … wia s' alle g'haaßn ham, na helfen S' mir (…) na der Seip ... der Bur … der Scho … is ja Wurscht … aber beim Heirigen – da hat's Persönlichkeiten gegeben! Der Petzner-Masl, de Woitschkerlbuben, der Korschinek-Vickerl, der Netzwerka-Pepi."[512]

Treffend erscheint mir in diesem Zusammenhang ein Vorschlag der auf sozial- und zeitkritische Literatur spezialisierten Ingeborg Rabenstein-Michel für einen möglichen Untertitel des Einpersonenstücks: „Vom Unpolitischen als Bedrohung für die Demokratie"[513]. Merz/Qualtingers mentalitätsgeschichtliche Vergangenheitsanalyse entlarvt den Durchschnittsbürger, der doch nichts anderes als ein bisschen Glück und Frieden will, als einen ‚gemeinen' und ‚gemeingefährlichen' Mittäter:

„I maan, schaun S', was ma uns da nachher vorgeworfen hat – des war ja alles ganz anders … da war ein Jud im Gemeindebau, der Tennenbaum … sonst a netter Mensch – da haben s' so Sachen gegen de Nazi g'schmiert g'habt auf de Trottoir … und der Tennenbaum hat des aufwischen müssen … net er allan … de andern Juden aa … hab i ihm hing'fiehrt, daß er's aufwischt … und der Hausmaster hat halt zug'schaut und g'lacht … er war immer bei einer Hetz dabei … Nach dem Krieg dann is er z'ruckkommen, der Tennenbaum. Hab i ihm auf der Straßen getroffen, hab i g'sagt: ‚Habedieehre, Herr Tennenbaum!', hat er mi net ang'schaut. I grüaß ihm noch amal: ‚'dieehre, Herr Tennenbaum…' Er schaut mi wieder net an. Hab i mir denkt … na bitte, jetzt is er bees"[514]

2.8.4. Der Lebenslauf eines armen Teufels

Über Kindheit und frühe Jugend des *Herrn Karl* erfahren wir im Verlauf des Einpersonenstücks nichts. Es wird nur ein Verwandter aus Stuttgart erwähnt, der jedoch konturlos bleibt. Die erzählte Geschichte des *Herrn Karl* beginnt als Zusteller für ein Feinkostgeschäft: „Na, was glauben S'? De Hausfrau – allein. Man war ein

[512] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, S. 11.
[513] Rabenstein-Michel, Ingeborg, „Im Magazin der Erinnerung. Der ‚Herr Karl' – eine Figur aus Sprache", in: (Hg.) Klaffenböck, Arnold/ Kos, Wolfgang/ Schulenburg, Ulrich N./ Hönigmann, Alexandra, *Quasi Ein Genie, Helmut Qualtinger 1928 – 1986*, S. 90.
[514] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, S. 18.

junger Mensch damals, fesch (…) A Trinkgeld hat ma auf jeden Fall kriegt"[515]. Im ehemaligen Überschwemmungsgebiet von Wien probiert er seine Verführungskünste aus:

„Geh mer schwimmen, meine Damen? San mir abi zum Wasser, haben si um'zogen … i hab's a bissel einkocht … Gebüsch is eh überall. De Donauauen sind ja wunderschön … Nexten Tag hab i Gelsentippeln g'habt … frage nicht"[516].

Später, als älterer Mann, betätigt er sich in seinem ehemaligen ‚Jagdrevier' als Voyeur („Mir haben damals ja noch Hemmungen g'habt … aber heit … die kennen nix … die G'fraster!"[517]). Die politisch polarisierende Phase der Ersten Republik interessiert ihn nicht, bedeutend für ihn ist: „Das Geld is z'sammkommen"[518]. Das ist es, was für den *Herrn Karl* zählt und wichtig ist, dass es ‚z'sammkommt', ohne dass einem dabei Einsatz und Anstrengung abgefordert werden. Arbeit ist dem *Herrn Karl* zuwider, damit steht er ganz in der Tradition der Nestroyschen Figuren und der Horváthschen Filous: „Dort a Viertel, dort a Achtel trunken … was hätt ich machen sollen? Das G'schäft muß ja rennen, net? ‚s war ja alles stier damals … Dreißigerjahre … bei mir is scho was z'sammkommen."[519]
Als einer, der es immer mit der Macht hält, ist er bis zur Niederlage von Schutzbund und SDAP Sozialist, danach wird er Nationalsozialist, was unter der von Dollfuß geleiteten Regierungsdiktatur jedoch verboten ist: „Illegal … des war damals jeder in Österreich … Illegal … des war so wie heit, wenn ma bei einer Partei is … bei uns im Gemeindebau alle … wir waren eh alle bis vieradreißig … dann warn mir illegal"[520]. *Der Herr Karl* ist insgesamt drei Mal verheiratet, alle Ehen unterliegen Nützlichkeitserwägungen. Sein Frauenbild formuliert er folgendermaßen: "Die Frau is der gebende Teil, und der Mann is der herrschende."[521] Die erste Ehefrau, eine Witwe, besitzt ein Wirtshaus. *Karl* ist arbeitslos, „hackenstad"[522]als er heiratet. Seine neue soziale Position nützt er sofort aus, um nichts arbeiten zu müssen und dennoch über Geld zu verfügen. Mit Freunden schlägt er sich die Nächte um die Ohren. Als

[515] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, S. 8.
[516] Ebda, S. 10 f.
[517] Ebda, S. 31.
[518] Ebda, S. 13.
[519] Ebda, S. 14.
[520] Ebda, S. 18.
[521] Ebda, S. 20.
[522] Ebda, S. 12.

ihm seine Gattin nach einiger Zeit geduldigen Darüberhinwegsehens schließlich Vorwürfe macht, schmeißt er gleich alles hin und zieht wieder in seine Gemeindewohnung ein: „Mei Gemeidewohnung hab i ja net aufgeben. I bin ja net bled."[523]. Seine zweite Gattin lernt er im Kino kennen, wo beide als Billeteure beschäftigt sind. Als sich herausstellt, dass sie sich vor allem für andere Männer interessiert, hält *Karl* zunächst still, weil es immer wieder deutsche Soldaten sind, die in seiner Gemeindewohnung ein und aus gehen. Er wartet auf eine Gelegenheit, bei der er nichts riskierten muss und diese kommt:

„Einmal kummt aner, sagt …: ‚Wissen S', wer oben war? A Fremdarbeiter! A Ausländer! A Tschusch!' Na, jetzt war alles leinwand. Weil des is ja kriegsrechtlich strafbar g'wesen … I bin eini in die Wohnung … leise die Tür zug'macht, hab ganz ruhig zu ihr g'sagt: ‚Schleich di.' Sie hat mi sofort verstanden. Hat alles dag'lassen (…) nur damit i s' net anzag".[524]

Im Zusammenleben entpuppt sich *Der Herr Karl* als sozialer Versager. Wer von ihm etwas erwartet, wartet vergeblich. Das führt dazu, dass er immer wieder alleine ist. Jedoch, als echter Egoist sieht er dafür die Schuld immer bei den anderen.
Als seine dritte Ehefrau kränklich wird und Pflege benötigt, flüchtet er aus der Beziehung und kehrt lieber in seine Gemeindewohnung zurück: „Na – hab i g'sagt: Du mußt einsehn – jetzt muß i weg,"[525].

Merz/ Qualtinger arbeiten auch seine hemmungslose Sensationsgeilheit präzise heraus, die Begeisterung, die für den *Herrn Karl* von Katastrophen ausgeht. Sie erwecken in einem Kleinbürger wie ihm keinen Funken Mitgefühl oder Solidarität, sondern bringen im wahrsten Sinn des Wortes sein Blut in Wallung: „Wann i a Feuer siech und hör ‚tatü', renn i hin. (…) Auch Unfälle. (…) Weil i bin hart."[526]
Karl schlägt sich mit diversen Jobs durchs Leben. Als Kassier eines Sparvereins landet er vor Gericht, weil er Gelder veruntreut hat, und seine Rolle im Winterhilfswerk während des Zweiten Weltkriegs erinnert an Canettis Monster-Hausmeister *Benedikt Pfaff* im Roman *Die Blendung:*

[523] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, S. 27.
[524] Ebda, S. 20 f.
[525] Ebda, S. 27.
[526] Ebda, S. 9.

„Wann i mit der Büchsen g'scheppert hab', mei Lieber, da hat si' kaner 'traut, sich auszuschließen … an jeden hab i derwischt … (…) ... wann's des Scheppern g'heert habn, hat jeder g'wußt: Jetzt muß er parieren!"[527]

Rabenstein-Michel schreibt: „Sich der Macht zu fügen, ist für ihn natürlich, da er es immer wieder versteht, seinerseits die ihm überlassenen bescheidenen Splitter der Macht zu (miss)brauchen."[528] Bezeichnend auch seine Rolle bei der Verteilung der Lebensmittelkarten: „Wann aner si aufg'regt hat, den hab i nur ang'schaut … des hab i vom Führer g'lernt."[529] An dieser Stelle sei an die bereits erwähnte Selbstüberschätzung des Kleinbürgers erinnert.
1945, nach der Befreiung vom Nationalsozialismus, passt sich *Karl* rasch den neuen Verhältnissen an:

„Da haben s' mi eingestellt als Tschiwilien Gard .. san mir g'standen …so … ältere Männer mit Helme … haben Parkplätz' bewacht von de Ami (…) Wann a Österreicher 'kommen is – glei haben mir ihm verjagt …! ‚Weg da! Go away! You!'"[530]

Die Analogie, die *Der Herr Karl* zwischen der Verkündung des Staatsvertrags und dem Anschluss seiner Heimat an Hitlerdeutschland herstellt, demaskiert einmal mehr seinen politischen Standort:

„G'freut hab ich mich schon … an dem Tag, wo mir den Staatsvertrag bekommen haben … Da san mir zum Belvedere zogen … (…) … lauter Österreicher … wie im Jahr achtunddreißig … eine große Familie … a bissel a klanere … weil's Belvedere is ja klaner als der Heldenplatz."[531]

Rabenstein-Michel meint in diesem Zusammenhang: „Als winziges Rädchen eines von oben gelenkten Mechanismus sieht er [Der Herr Karl] sich in seinem Eigenwert bestätigt und gelichzeitig jeder Verantwortung enthoben. (…) Verloren ist Karl in

[527] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, S. 21.
[528] Rabenstein-Michel, Ingeborg, „Im Magazin der Erinnerung. Der ‚Herr Karl' – eine Figur aus Sprache", in: (Hg.) Klaffenböck, Arnold/ Kos, Wolfgang/ Schulenburg, Ulrich N./ Hönigmann, Alexandra, *Quasi Ein Genie, Helmut Qualtinger 1928 – 1986*, S. 90.
[529] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, S. 22.
[530] Ebda, S. 23 f.
[531] Ebda, S. 27.

demokratischen Systemen, auch wenn sie sein Wohlergehen sichern, da sie ihn mit ihren Ansprüchen überfordern."[532]
Der kleinbürgerliche Opportunist ist desinteressiert an Politik und Gemeinschaft, und er ist ein Kulturbanause. Eine Österreich-Rundfahrt mit einem Bekannten kann *Der Herr Karl* trotz klischeehafter Bewunderung für Naturschönheiten („Die Majestät der Bergriesen"[533]) nicht genießen, weil er einzig und allein materiell fixiert und somit genussunfähig ist. Dies ist jedoch nicht als Charakterschwäche zu interpretieren, sondern auf die Unsicherheiten seines Standes zurückzuführen, gilt in Abstufungen insgesamt für den Kleinbürger. Auf den *Herrn Karl* trifft zu, was ich im Rahmen dieser Arbeit die Opportunismusanfälligkeit des Kleinbürgers genannt habe. Allerdings hängt diese vorangig mit der ökonomischen Unsicherheit seines Standes zusammen. Und das wiederum erklärt auch die Doppeldeutigkeit von Gefahr, für die ein Kleinbürger wie *Karl* geradezu idealtypisch steht. Einerseits ist er, der Parkplatzwächter, Luftballonverkäufer, vor allem aber Kleinbetrüger und Arbeitslose, selbst ständig existentiell bedroht, andererseits geht von ihm auch immer wieder Gefahr aus, vor allem was seine emotionale Bereitschaft angeht, Autorität anzuerkennen. Am Ende des Stücks hat der Feinkost-Magazineur auf ein 30-jähriges Mitläufertum zurückgeblickt, das er jedoch als Lebensweisheit ausgibt. Im Nachruf auf Helmut Qualtinger stand im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* über Qualtingers (in Zusammenarbeit mit Merz) wirkungsgeschichtlich wichtigste Bühnenschöpfung: „Der Herr Karl' (…) ist ein (…) armer Teufel, das heißt, sowohl arm wie Teufel – allzeit bereit, mit biedermännischem Charme über Leichen zu gehen,…"[534].

2.8.5. Warum *Der Herr Karl* nicht untergehen kann

Was sich als Rückblick, als Selbstreflexion ausgibt, ist eine einzige Lebensausrede. Tatsächlich schüttet sich hier ein Reder aus, doch dient seine Rede lediglich der Selbstbeweihräucherung und wo es allzu deutlich nichts zu beweihräuchern gibt,

[532] Rabenstein-Michel, Ingeborg, „Im Magazin der Erinnerung. Der ‚Herr Karl' – eine Figur aus Sprache", in: (Hg.) Klaffenböck, Arnold/ Kos, Wolfgang/ Schulenburg, Ulrich N./ Hönigmann, Alexandra, *Quasi Ein Genie, Helmut Qualtinger 1928 – 1986*, S. 90.
[533] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, S. 29.
[534] Nachruf auf Helmut Qualtinger, *Der Spiegel*, Hamburg v. 6.10.1986.

immerhin der Selbstentschuldigung. Trotz des Redeflusses ist es ein kommunikatives Verschweigen.
Die Widersprüchlichkeit des kleinbürgerlichen Bewusstseins lässt sich wie durch ein Brennglas an der Person des *Herrn Karl* studieren:
Er ist ein devoter Aufbegehrer, aggressiv und wehleidig zugleich.
Er ist jederzeit bereit sich zu ducken und schafft es dabei, anderen im Weg zu stehen und sie zu behindern.
Er gehört zu jenen, die das Wichtige immer verschweigen, aber dieses Verschweigen in aller Beredtheit zelebrieren.
Wichtig ist, dass der Opportunismus des *Herrn Karl* von der eigentümlichen Sicherheit gespeist wird, letztlich ungestraft davonzukommen, und Grundlage dieser Sicherheit ist eine verinnerlichte geschichtliche Erfahrung. Wollen wir sie die ‚austriakische' Tradition der übergangslosen Anpassung nennen. Sie bildet den Nährboden all dieser Herr Karl-Figuren.

Lächelnd über seine Bestatter: *Der Herr Karl* – Darin schwingt die Aussage mit, dass ein *Herr Karl* nicht untergehen kann. Warum das? Opportunisten sind die Trittbrettfahrer ihrer Zeit. Es müsste schon die Zeit still stehen, um den Opportunisten aus ihr zu bringen, und das ist bekanntlich nicht möglich. Insofern wird der Opportunist, ob es uns passt oder nicht, zu einer Zeitgröße, mit der zu rechnen ist. „Trotz ihrer tiefen Verankerung im Österreichischen ist die Gestalt Karl übernational und vor allem überzeitlich gemeint."[535] Wie würde *Der Herr Karl* sagen: „I bin immer der ‚Herr Karl' g'wesen. Se – san a junger Bursch. I war in Ihrem Alter scho der ‚Herr Karl'."[536]
Und die Kiste, die er zu Beginn aufheben wollte, die bleibt unverrückt dort, wo sie die ganze Zeit gestanden ist: „Es is ja Samstag … Arbeitsschluß … Geh ma …"[537].

[535] Rabenstein-Michel, Ingeborg, „Im Magazin der Erinnerung. Der ‚Herr Karl' – eine Figur aus Sprache", in: (Hg.) Klaffenböck, Arnold/ Kos, Wolfgang/ Schulenburg, Ulrich N./ Hönigmann, Alexandra, *Quasi Ein Genie, Helmut Qualtinger 1928 – 1986*, S. 90.
[536] Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, S. 8.
[537] Ebda, S. 36.

2.9. Die hartnäckige Dauer des Nazisyndroms, aber auch eine Versuchsanordnung über Spielarten des Eros – Gerhard Fritschs *Fasching*

Der Historiker Ernst Bruckmüller meinte in seinem Beitrag über „das Österreichbewusstsein": „‚KZler' ist in meinen Kindheitserinnerungen (nach 1945) noch lange ein Schimpfwort gewesen. Nazi-Opfer trauten sich z.T. bis heute nicht, an die Öffentlichkeit zu treten."[538]
An diese gesellschaftlichen Verhältnisse erinnert ein Roman namens *Fasching*, verfasst von dem österreichischen Autor Gerhard Fritsch, Jahrgang 1924.

Fasching erzählt die Geschichte des *Felix Golub* auf zwei Zeitebenen: Zum einen die letzten drei Kriegsmonate bis zur Befreiung 1945, zum anderen die Ereignisse zur Faschingszeit 1957, zwölf Jahre später. Ort ist eine kleine steirische Stadt, die gleichsam Modellcharakter erhält. *Fasching* ist Fritschs zweiter Roman und wie die Genese des Werkes zeigt[539], hat er in mehreren Anläufen und Zwischenstufen mit nicht nachlassender Akribie an *Fasching*[540] gearbeitet, bis der Roman schließlich 1967 im Rowohlt-Verlag erschienen ist.
Dieser Text erscheint mir für das Thema dieser Arbeit wichtig, weil in der Sekundärliteratur davon gesprochen wird, dass es sich bei der Hauptfigur des Romans, *Felix Golub*, um einen Opportunisten handelt.

2.9.1. Der Damen-Imitator gegen die ‚Pflichterfüller'

Was für eine Geschichte: Die Geschichte des *Felix Golub*, eines Helden wider Willen. In den Augen der Allgemeinheit ist er jedoch alles andere als ein Held, schon eher

[538] Bruckmüller, Ernst, „Das Österreichbewusstsein", in: (Hg.) Mantl, Wolfgang, *Politik in Österreich. Die Zweite Republik: Bestand und Wandel,* Wien-Köln-Granz 1992, S.268.
[539] Zur Genese von *Fasching*: Alker, Stefan, „Die Qual der Prosa, die ich will". Gerhard Fritschs Arbeit am zweiten Roman, in: (Hg.) Alker Stefan/ Brandtner, Andreas, *Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich*, Wien 2005, S. 91 – 110.
[540] Der Titel dürfte auf eine Anregung des mit ihm zumindest zeitweise in freundlichem Umgang stehenden Thomas Bernhard zurückgehen. Im Nachlass von Thomas Bernhard findet sich ein Exemplar von *Fasching* mit einer Widmung von Gerhard Fritsch. Er schreibt: „Danke für den Titel und überhaupt!" – Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin, „Gerhard Fritsch", in: *Ö1, Literarische Außenseiter*, am 22.7.2007.

ein Verräter, Drückeberger, Feigling. Die Geschichte des *Felix Golub* stellt aber weit mehr als die bizarren und bis ins Groteske gesteigerten Kapriolen im Lebensschicksal eines Einzelnen dar, *Golubs* Geschichte beansprucht aufklärerischen Furor und lässt sich als ein zeitgeschichtliches Dokument rezipieren. Im Falle von Gerhard Fritschs Roman *Fasching* handelt es sich um ein hochavanciertes Schreibprojekt[541] mit bemerkenswerten atmosphärischen Schilderungen einer österreichischen Kleinstadt. Manche Aussagen lassen etwas von der Zerrissenheit des modernen Menschen erkennen, der nach dem Zweiten Weltkrieg orientierungslos war und Probleme damit hatte, sich dem Diktat der allgemeinen Verdrängungs- und Verschweigensmechanismen anzupassen. *Fasching* berichtet von Unterdrückung, Gewalt und Hohn. Der Roman ist ein Spottgesang auf individuelles Aufbegehren, in seinen stärksten Passagen ist er auch ein ungemein obsessiver Text, dazu später mehr.
Dennoch sei nicht verschwiegen, dass es sich bei diesem Text auch um ein disparates und über manche Strecken mühsam zu lesendes Schreibprojekt handelt, bei dem Anliegen und Ausführung nicht immer zur Deckung gelangen oder wie Robert Menasse meinte, wo sich „die Sucht nach sprachlichen Experimenten und nach Aneignung der literarischen Moderne verabsolutiert", aber „noch nicht gemeistert zeigt"[542]. Gleichwohl hat gerade Menasse viel zur Wiederentdeckung dieses Romans beigetragen, der schließlich 1995 als Suhrkamp Taschenbuch wiederaufgelegt wurde, mit einem Nachwort von Robert Menasse.

Im Mittelpunkt von *Fasching* steht – wie gesagt – eine Figur namens *Felix Golub*. Dieser desertiert als Siebzehnjähriger aus der deutschen Wehrmacht. Er taucht bei einem Fotografen einer Kleinstadt unter. Dieser wiederum, *Raimund Wazurak*, vertraut sich der Generalswitwe und Miedermacherin des Ortes, *Vittoria Pisani*, an. Sie ist eine dominante Klerikalfaschistin[543], eine selbsternannte Baronin, die eigentliche ‚Herrin' der Kleinstadt. Obwohl *Pisani* die ‚Pflichtvergessenheit' von *Felix*

[541] „Es scheint zum poetologischen Programm von „Fasching" zu gehören, den Standpunkt, von dem aus gesprochen wird, beweglich zu halten." – Louis, Raffaela, „Das ausgesetzte Urteil. Eine poetologische Lektüre von Gerhard Fritschs Roman „Fasching", in: (Hg.) Alker Stefan/ Brandtner, Andreas, *Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich*, Wien 2005, S. 120.
[542] Menasse, Robert, „Die Ohnmacht des Machers im Literaturbetrieb. Zu Tod und Werk von Gerhard Fritsch", in: *Die sozialpartnerschaftliche Ästhetik. Essays zum österreichischen Geist*, Wien 1990, S. 141.
[543] Vgl. Fritsch, Gerhard, *Fasching*, suhrkamp taschenbuch 2478, Frankfurt/Main 1995, S. 144.

nicht billigt, versteckt sie ihn in einem ihrer Zimmer in einer gut getarnten Mulde, dem Loch, „aus dem man sich mit eigener Kraft nicht befreien kann“[544]. Nach den ersten Tagen der intensiven Nachforschung nach dem Deserteur, was im Falle des Auffindens mit der Ermordung geahndet worden wäre, steckt ihn die *Pisani* in Frauenkleider. *Felix* erhält eine Perücke, Damenschuhe, Mieder und Schürze und wird unter dem Namen *Charlotte* zur Zofe der Baronin:

„Nahm er die Maskerade auf sich, war er vermutlich den momentanen Gefahren entronnen und konnte eine neue Fluchtmöglichkeit suchen. Er überlegte noch, als er den ferkelrosa Panzer an sich spürte und die Baronin an den Schnüren zog, er überlegte, als er Strümpfe und Stöckelschuhe, als er ein Hemd anhatte, (…) Die Baronin lachte und setzte ihm eine blonde Löckchenfrisur auf.“[545]

Der Trick gelingt, und *Felix* kann sich erstaunlich gut in seine neue Frauenrolle einleben. Niemand im Ort erhebt Verdacht. Im Gegenteil, die junge Zofe muss sich vor Zudringlichkeiten in Acht nehmen. Doch warum geht die Miedermacherin im Falle von *Felix* selbst ein so hohes Risiko ein? Nun, diese fühlt sich als geheime Regentin des Ortes, mehr jedoch reizt sie der Umstand, die Abhängigkeit des jungen Mannes in Frauenkleidern für ihre Obsessionen sexuell ausbeuten zu können: „Du lebst von meiner Laune, pflege diese Laune.“[546] Die *Pisani* macht den um dreißig Jahre jüngeren Mann gegen seine anfänglichen Widerstände zu ihrem Geliebten, setzt mit *Charlotte*, dem *Lottchen*, jene Dominanzspiele fort, die sie früher mit ihrem Gatten, dem verstorbenen General getrieben hat. Nun hat sie in *Felix* alias *Charlotte* einen/eine junge(n) Nachfolger(in). Um die Tarnung perfekt zu machen, wird sogar überlegt, *Charlotte* mit dem Fotografen zu verheiraten.
Das Kriegsende naht, die Nachricht dringt auch bis in der Kleinstadt vor, dass die Rote Armee im Anmarsch ist, bald wird Wien fallen. Doch noch immer liefern SS, Wehrmachtsverbände und Volkssturm Rückzugsgefechte, werden ausländische Zwangsarbeiter misshandelt, Deserteure gehängt, wird in der Zivilbevölkerung betrogen, verleumdet, sind die Nazi-Parolen allgegenwärtig. In dieser Situation verliebt sich der kommandierende Major des letzten Aufgebots in den verkleideten jungen Mann. Als er den Befehl erhält, verbrannte Erde der anrückenden

[544] Fritsch, Gerhard, *Fasching*, suhrkamp taschenbuch 2478, S. 7.
[545] Ebda, S. 46.
[546] Ebda, S. 113.

Sowjetarmee zu hinterlassen, Ort und Brücke zu zerstören, riskiert *Felix* sein Leben. Er verhindert die Zerstörung des Ortes, indem er sich überwindet: „Gibt es Schutzengel? Es gibt sie. Sie lehren das Blasen, wenn es sein muß."[547] Die Befriedigung und die anschließende Ermattung des Offiziers nützt *Felix*, um ihn zu entwaffnen und zur Kapitulation zu zwingen. Der Ort wird verschont. Anstatt *Felix Golub* für seine Zivilcourage dankbar zu sein, wird er wegen seiner Liebe zu einer polnischen Zwangsarbeiterin und wegen anderer aus der Luft gegriffenen Delikte bei den russischen Befreiern, die für die Bevölkerung jedoch Besatzer sind, „vernadert, angeschwärzt, denunziert"[548].

Er gerät in zehnjährige russische Kriegsgefangenschaft. Nach Verbüßung der Strafe und beruflichem Neuanfang kehrt er zwölf Jahre nach Kriegsende mit seiner Verlobten *Hilga* in den Ort zurück. Beruflich hat er vor, das Fotogeschäft von *Raimund* zu übernehmen. Doch schnell wird klar, dass die Bevölkerung dem Mann, dem sie in Frauenkleidern ihre Rettung verdankt, misstrauisch und böswillig gegenübersteht. Die Hitlerbilder sind verschwunden, aber sonst hat sich an den alten Hierarchien wenig geändert. Die in der Nazi-Zeit gesellschaftlich das Sagen hatten, haben auch in der Republik ihren Platz behauptet. Und der Demokratisierungsprozess ist in den Köpfen der Einwohner noch nicht weit fortgeschritten, um es euphemistisch auszudrücken. Die alten Ideale, die alten Sprüche, sie werden auch bei offiziellen Anlässen unverhohlen geäußert und ernten allgemeine Zustimmung: „Wir, die wir unsere Pflicht getan haben, sind und bleiben Kameraden, die wissen, wofür und warum es gilt, wachsam zu sein, auf Posten zu stehen, jeder wo er steht."[549]

Felix scheint darüber wenig erstaunt zu sein, er hat eigentlich nur eine Absicht, sich möglichst schnell zu integrieren und niemanden zu stören: Untertauchen und mit *Hilga* ein beschauliches Leben führen. Doch rasch stellt sich heraus, dass die Kleinstadt mit ihrem so genannten Helden noch eine Rechnung offen hat. Die Beleidigungen und Demütigungen ihm gegenüber steigern sich, und seine Verlobte ist ihm in diesen Situationen keine Hilfe, tendiert schon bald zur Gegenseite und beginnt ein Verhältnis mit dem Orts-Casanova. Es ist gerade Fasching und zur

[547] Fritsch, Gerhard, *Fasching*, suhrkamp taschenbuch 2478, S. 136.
[548] Ebda, S. 195.
[549] Ebda, S. 99.

Verhöhnung von *Golub* wird er zur Faschingsprinzessin gewählt. Doch *Felix*, nun wieder *Charlotte*, versucht immer noch mitzuspielen, gute Miene zum traurigen Faschingsscherz zu machen.

„Felix lachte, als die Konsulin mit Anstrengung Ausziehen! befahl: Versuchen Sie keinen Widerstand, er ist zwecklos, er lachte, lachend zog er sich aus (…) – Warum geniert er sich nicht, fragte die Lubits, warum tust du, als ging dich das nichts an? – Ich soll doch keinen Widerstand leisten, gnädige Frau. (…) – Wissen Sie eigentlich, warum man Sie so entsetzlich drapiert, fragte die Konsulin. (…) – Ich verwehre es Ihnen nicht, sagte Felix …"[550]

Dass *Felix* nicht um Vergebung für sein damaliges ‚Falschspiel', seine Maskerade, seine Täuschung bittet, und der Umstand, dass einer ein Held sein soll, der Verrat an jener Ideologie geübt hat, der sie anhingen und insgeheim noch immer anhängen, steigert den Unmut der Ortsbewohner ins Ungeheuerliche. Statt vor ihnen auf die Knie zu fallen, sich endlich als jene klägliche Kreatur zu erkennen zu geben, die sie in ihm sehen und sehen wollen, versucht *Felix* diese Entwürdigungsdemonstration doch noch erhobenen Hauptes durchzustehen. Da brechen die Dämme, der Unmut steigert sich bis zur Gewalttätigkeit gegen seine Person, und es ist abermals die Miedermacherin, die als ‚Retterin' einspringt. Sie entzieht *Felix* dem Handgemenge und steckt ihn - wie damals den jungen Deserteur - in jene Fallgrube, die schon einmal sein Notversteck war.

2.9.2. Wenn Texte das schlechte Gewissen treffen…

Als *Fasching* 1967 im renommierten Rowohlt-Verlag erschien, war die Erwartung auf Seiten des Autors hoch, doch sie wurde enttäuscht. Das Buch wurde ein veritabler Flop. Zur Rezeptionsgeschichte von *Fasching* lässt sich bei Raffaele Louis und Robert Menasse nachlesen.[551] Aus dem Abstand zu heute lässt sich jedoch sagen, der damalige Misserfolg ist keine Aussage über den tatsächlichen Wert dieses Werkes.

[550] Fritsch, Gerhard, *Fasching*, suhrkamp taschenbuch 2478, S. 229 f.
[551] Vgl. Louis, Raffaela, „Das ausgesetzte Urteil. Eine poetologische Lektüre von Gerhard Fritschs Roman „Fasching", in: (Hg.) Alker Stefan/ Brandtner, Andreas, *Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich*, Wien 2005, S. 113 f. - Menasse, Robert, „Auf diesem Fasching tanzen wir noch immer", in: Fritsch, Gerhard, *Fasching.* Mit einem Nachwort von Robert Menasse, suhrkamp taschenbuch 2478, Frankfurt/Main 1995, S. 245 ff.

Ein zeitlicher Abstand zwischen Erscheinen und Verarbeiten gereicht manchen Werken zum Vorteil, es befreit sie von jenem ‚so war es' bzw. ‚so war es nicht' mit dem Zeitgenossen auf Bücher der Gegenwart reagieren.[552] Darüber hinaus kann Ablehnung bei Kritik und Leserschaft auch bedeuten, dass ein Schriftsteller besonders genau ins Ziel getroffen hat, den Finger auf die allseits verdrängte Wunde gelegt hat. Nicht anders war es nach der Erstausstrahlung (1961) des *Herrn Karl*. Der Österreicher wurde von Merz/ Qualtinger als leibhaftiger Opportunist dargestellt, der danach trachtet, auch unter drastischen politischen Verhältnissen, stets einen möglichst großen Gewinn für sich selbst herauszuschlagen. Diese von Merz und Qualtinger idealtypisch verdichteten Charakterzüge passten so gar nicht zu jenem häufig verwendeten Selbstbild vom freundlichen Österreicher.
Auch Fritschs *Fasching* erzählt eine unerfreuliche, eine unangenehme Geschichte. Ein junger Mann, mit Ideen der Aufklärung von Schiller bis hin zu sozialistischen Losungen ausgestattet, entzieht sich der nationalsozialistischen Infiltrierung. Er erträgt den Rassismus dieser Ideologie nicht länger, wird flüchtig, ein Deserteur: „Ich glaub nicht, daß wir Herrenmenschen sind und alle anderen unterdrücken und zu Seife machen dürfen."[553] Je offensichtlicher der Krieg verloren geht, desto rücksichtsloser wird die Vernichtung von Juden, Kommunisten, Regimegegnern vorangetrieben. Eine einfache Denunziation kann einen Zivilisten ins KZ bringen. Wer beim Hören eines so genannten Fremdsenders erwischt wird, droht eingesperrt zu werden, und ein Fahnenflüchtiger riskiert erst recht sein Leben: wird er erwischt, ist damit zu rechnen, dass er als abschreckendes Beispiel öffentlich hingerichtet wird. Dieser junge Mann, *Felix Golub*, entzieht sich der Verfolgung, weil er - unter dem Regime der dominanten *Pisani* - seine Identität wechselt. Er wird zur jungen Frau. Und dann nähert sich der Zeitpunkt, wo der Weltkrieg von deutscher Seite her nur noch ein Rückzugsgefecht ist. In dieser Situation nun wird der verkleidete Deserteur zum Retter des Ortes. Wie reagiert die Bevölkerung auf die Abwendung der sinnlosen Zerstörung, feiert sie ihren Helden, erntet er Anerkennung, Zuspruch, Dank? Nichts dergleichen. Er wird verraten, denunziert, man versucht ihn so schnell wie möglich loszuwerden, und das gelingt auch, denn der junge Mann gerät in russische

[552] Vgl. Menasse, Robert, „Auf diesem Fasching tanzen wir noch immer", in: Fritsch, Gerhard, *Fasching.* Mit einem Nachwort von Robert Menasse, suhrkamp taschenbuch 2478, S. 247 f.
[553] Fritsch, Gerhard, *Fasching*, suhrkamp taschenbuch 2478, S. 43.

Kriegsgefangenschaft. Eine bittere Pointe, der Nicht-Nazi kommt in Kriegsgefangenschaft, die Obernazis des Ortes beginnen sich jedoch schnell mit den russischen Machthabern zu arrangieren. Als sich die Verhältnisse zu stabilisieren beginnen, Österreich seine Eigenstaatlichkeit wieder erhält, beginnt jener gesellschaftliche Prozess, der hinter die Nazi-Vergangenheit des Landes einen schnellen Schluss-Strich zu ziehen versucht. Offiziell ist vom ersten Opfer von Hitlers Expansionskriegs die Rede, von Okkupation und Zwang und der Unmöglichkeit eines chancenreichen Widerstands gegen das deutsche Unrechtsregime. In den Köpfen aber, das arbeitet Fritsch eindrucksvoll heraus, ist der alte Ungeist noch immer virulent, als hätte es kein Kriegsende gegeben, keine Republik und keine Demokratisierung. Dieser Befund tat in einer Phase des beginnenden Wohlstands weh und störte das sonst so positive Gesamtbild.

2.9.3. *Felix Golub:* Ein Opportunist oder die einzige Person mit Courage im kleinstädtischen Circulus vitiosus?

Der siebzehnjährige *Felix Golub* zeigt nach seiner Fahnenflucht ein erstaunliches Anpassungsvermögen, er täuscht einen Geschlechterwechsel vom jungen Mann zum jungen Mädchen derart geschickt vor, dass seine Umgebung keinerlei Verdacht schöpft. Allerdings ist dieser Identitätswechsel nicht selbst gewählt, ursprünglich wollte er sich zu den Partisanen durchschlagen, stattdessen gerät er in das Haus der Miedermacherin, die ihn zu ihrer Zofe ausbildet und mit Konfekt füttert. Drei Monate dauert die Maskerade, und *Felix* spielt die Rolle des *Lottchens* äußerst überzeugend. Als er gegen Kriegsende die Kleinstadt vor der Zerstörung bewahrt und den Nazibefehlshaber verjagt, ist auch eine große Portion Glück im Spiel. Als Kommandant der Hilfspolizei versucht *Felix* bis zum Eintreffen der Roten Armee umsichtig und gerecht zu handeln, vor allem was die Weitergebe von zurückgehaltenen Lebensmitteln angeht. Er wird jedoch angeschwärzt, gerät in russische Kriegsgefangenschaft, kehrt erst zehn Jahre später nach Österreich zurück. Er lernt eine Chefsekretärin kennen, verlobt sich mit ihr und beschließt, ein Angebot aus jener Kleinstadt anzunehmen, in der er einst als Deserteur untergetaucht war.

Jener alte Fotograf, dem sich *Felix* als junger Fahnenflüchtiger anvertraut hatte, möchte sein Fotogeschäft an ihn weitergeben.
Die Rückkehr an den Ort, in dem er das Kriegsende miterlebt hat, verläuft für den mittlerweile Dreißigjährigen von Anfang an wenig vertrauenserweckend: Kinder, Frauen, Männer, Honoratioren – überall wird er gepiesackt, unterschwellig verhöhnt, körperlich drangsaliert. Beim Besuch des Heimatmuseums wird *Golub* sogar mit Folterinstrumenten gepeinigt – doch zu all diesen Demütigungen versucht er eine gute Miene zu machen, es als dummer Scherz zu verstehen. *Golub* bekommt die Rechnung einer Gemeinschaft präsentiert, die auch unter veränderten politischen Verhältnissen noch immer dem alten Ungeist anhängt. Die ehemaligen Nazi-Uniformen sind durch Trachten ersetzt worden, doch die Dauerhaftigkeit des Alltagsfaschismus ist ungebrochen.

„Mit rosa Seidenkrawatten Gamsbarthüten Kröpfen Schnauzbärten und Medaillen zogen die Mannen von weither kommend ein. Erster Weltkrieg, Zweiter Weltkrieg, Signum laudis, silberne Tapferkeit, goldene Tapferkeit hie und da, Eiserne Kreuze viel und noch mehr Spangen und Schilder (…) alle hatten ihren Mann gestellt für Franz Joseph Karl Hitler, wie es befohlen war."[554]

Und nun kommt dieser ehemalige Mädchenknabe, der angebliche Dorfretter, der nichts anderes als eine unangenehme Erinnerung darstellt, der doch an jenem Denken Verrat begangen hat, dem man damals offen (und heute verdeckt) anhängt. Aber es gibt noch einen weiteren Grund für die Aggression gegen *Golub:* „Weil die unfreiwillige Heldentat des Feiglings Golub ihnen allzu deutlich vor Augen führte, daß man kein tollkühner Held hatte sein müssen, um effektiven Widerstand zu leisten"[555]. Dieser Rückkehrer stellt ein öffentliches Ärgernis dar. Dabei gibt sich *Felix Golub* alle Mühe, dem kleinstädtischen Biedersinn und der erwarteten Anpassung zu entsprechen. Er bekennt: „Ich bin ein Opportunist",[556] und an einer anderen Stelle heißt es: „Ich möchte ja Kleinbürger werden, Fotograf, sonst nichts."[557] Warum klappt dann die Integration dennoch nicht, warum lässt man ihn, der gar nicht von der Vergangenheit reden möchte, nicht in Ruhe?

---

[554] Fritsch, Gerhard, *Fasching*, suhrkamp taschenbuch 2478, S.96.
[555] Menasse, Robert, „Auf diesem Fasching tanzen wir noch immer", in: Fritsch, Gerhard, *Fasching.* Mit einem Nachwort von Robert Menasse, suhrkamp taschenbuch 2478, S. 243.
[556] Fritsch, Gerhard, *Fasching*, suhrkamp taschenbuch 2478, S. 104.
[557] Ebda, S. 146.

„Weil er ebenfalls Opportunist war, konnte er bei den anderen Opportunisten diese Aggressionen auslösen: weil das Bild des Opportunisten in Frauenkleidern, der zum unfreiwilligen Helden wurde, ein besonders peinliches und entlarvendes Spiegelbild all derer ist, die ihren Opportunismus so exponiert in immer anderem Gewande zeigen mußten: vor lauter Opportunismus waren die braven Österreicher gleich begeisterte Nazis und wollten Kriegshelden sein, um es dann aber nur unfreiwillig gewesen zu sein, weil sie ja plötzlich ihren Opportunismus und ihre bedingungslose Verläßlichkeit im Gewande begeisterter Demokraten ausstellen mußten."[558]

So schlüssig diese Beobachtung von Robert Menasse auf den ersten Blick scheint, sie stimmt in einem Punkt nicht: *Golub* unterscheidet sich sehr wohl von den anderen. Zwar lässt er viel durchgehen, was er insgeheim nicht billigt, und seine Konzilianz hat manchmal schon masochistische Züge, aber – und das ist der gravierende Unterschied – er verhält sich in einigen entscheidenden, existentiellen Situationen seines Lebens doch nicht ‚mainstream-konform', da bricht er aus seiner Rolle als Mitläufer, präziser: als Mitspieler - im Sinne von - Gewähren-lassen, aus, überwindet seine Ängste, die jedes Mal beträchtlich sind und setzt, ohne vorher oder nachher davon Aufhebens zu machen, ein Beispiel für Zivilcourage: Er desertiert, weil die, die Wehrmachtsuniformen tragen, von Gerechtigkeit und Menschenverstand desertiert sind. Er verteidigt eine polnische Zwangsarbeiterin und riskiert dabei seine Enttarnung. Er versorgt sie etwas später mit Lebensmitteln und riskiert erneut die Verhaftung mit allen noch schlimmeren Folgen. Trotz gewaltiger Bedenken und Ängste nützt er die Schwäche des Nazibefehlshabers, entwaffnet ihn, zwingt ihn zur Kapitulation und rettet so die Ortschaft vor der Zerstörung. Er versucht als Kommandant der Hilfspolizei im Chaos die Übersicht zu behalten und verständnisvoll zu agieren. Ein Held wollte dieser *Felix Golub* nie sein, und er war und ist es auch seinem eigenen Selbstverständnis nach nie gewesen, dennoch ist es ihm an entscheidenden Wegmarken seines Lebens gelungen, diese Mischung aus Angst, Bequemlichkeit und Mitmachertum zu überwinden, diesen vollbepackten Rucksack Opportunismus loszuwerden, der angeblich das Leben leichter macht, stattdessen zeigt er Rückgrat und gibt ein Beispiel für Menschlichkeit und Courage. Seine Versuche, zwölf Jahre nach Kriegsende, in der ihn so prägenden Kleinstadt einen Neuanfang zu wagen, scheitern nicht zuletzt daran, dass er in die allgemeine Heuchelei nicht mit einstimmen kann. Gegenüber den kleinstädtischen Opportunisten

[558] Menasse, Robert, „Die Ohnmacht des Machers im Literaturbetrieb. Zu Tod und Werk von Gerhard Fritsch", in: *Die sozialpartnerschaftliche Ästhetik. Essays zum österreichischen Geist*, S.141.

wirkt er immer noch wie ein Fremdkörper. Dieser *Felix Golub* mag zwar ein ‚Mann ohne besondere Eigenschaften' sein, aber er verfügt, wenn es darauf ankommt, um etwas mehr Courage als seine Umgebung. Das genügt bereits, um ihn als den Außenseiter zu brandmarken, den es zu vernichten gilt. In diesem unterschwelligen Gesellschaftsbefund, falls von Fritsch so intendiert, steckt die große Sprengkraft dieses Buches:

Eine die Geschichte verdrängende Bevölkerung, für die Vergangenheit nur etwas zum Vergessen ist, geht mit ihren Außenseitern (Kleinigkeiten genügen, um jemanden zum Außenseiter zu stempeln) folgendermaßen um: In Zeiten der Entgrenzung und des Terrors hemmungslos gewalttätig; unter demokratischen, rechtsstaatlichen Verhältnissen gewalttätig, lediglich das ‚hemmungslos' fällt weg und wartet auf seine Gelegenheiten.

Der Verfasser dieser Arbeit ist der Ansicht, dass *Felix Golub* kein Opportunist ist, und er ist schon aus diesem Grund keiner, weil er als Opportunist scheitert. Und genau das ist ein Widerspruch in sich: Einen gescheiterten Opportunisten gibt es nicht, solange sich nicht Grundlegendes an Gemeinschaft, Zusammenleben und Kommunikation ändert.

Allerdings (sei auch zugegeben), dass die Demütigungsrituale an *Golub* ihre Wirkung zeigen: Am Ende liegt er wieder in jener engen Fallgrube, die ihm schon als junger Deserteur als Versteck gedient hat. Ein sicheres Versteck, aber auch ein Gefängnis, aus dem man sich mit eigener Kraft nicht befreien kann. Er ist am Höhepunkt des Faschingstreibens zur Faschingsprinzessinnen-Karikatur herabgewürdigt worden und nur knapp dem Lynchen entgangen. Nun liegt er also erneut im Loch, weiß nicht, ob und wann er (von der so genannten Baronin und Miedermacherin) befreit wird und beginnt zu delirieren. Auch wenn er nach Beendigung seines Martyriums vermutlich nicht zum typischen kleinstädtischen Mitbürger werden wird, könnte sein Widerstand gebrochen sein, und die monströse Miedermacherin hätte wieder ihr ‚Schoßhündchen`.

2.9.4. Männer als Fräulein, Frauen als Dominas

Wenn man *Fasching* sozialkritisch interpretiert, wird man in diesem Roman ein beklemmendes Beispiel für das Österreich der Nachkriegszeit finden, mit einer noch weitgehend unterentwickelten Demokratie, weil sie auf der Mehrheit der ‚Pflichterfüller' beruht. Für diese unterentwickelte Demokratie mag es objektive Gründe geben: Immerhin wird es schwer fallen, ein anderes Land außer Österreich zu finden, dass innerhalb von nicht einmal drei Jahrzehnten seine staatliche Identitäten so häufig gewechselt hat.
Ist es Fritsch wirklich darum gegangen, wie Robert Menasse mutmaßt, den Wandel der Nazis und Mitläufer als ‚Transvestismus' zu entlarven, hinter dem noch immer die Fratze nationalsozialistischer Ideologie hervorschaut[559]?
Der Verfasser dieser Arbeit meint, dass man diesem Buch nicht gerecht wird, wenn man darin in erster Linie eine Kritik von Mentalitätsstrukturen erblickt. Zweifellos ist dieser Strang vorhanden, doch im Kern dieses im besten Sinn offenen Buches, das Schuldzuweisungen vermeidet und keine Lösungsvorschläge parat hat, geht es um Dominanz, Dressur und Macht, um Geschlechtertausch, Verkleidung und Obsessionen.
Männer als devote Fräulein, und Frauen monströs und dominant, die sich Männer zu Schoßhündchen abrichten. Es ist die Dialektik aus Unterwerfung und Aufbegehren, Macht und Ohnmacht, Sexualterror und Impotenz, Sadismus und Masochismus, aus der das Buch seine verstörende Kraft bezieht:

„Sie zog ihn nieder, er war zu keinem Widerstand fähig (…) Inter faeces et urinam empfängst du das Sakrament der Zuflucht, du kniest, du bebst vor Andacht, deine Zunge gesteht es, du willst deiner Retterin dienen, du willst –"[560]

Fasching ist eine Versuchsanordnung im Zeichen der Groteske, der Ent- und Verstellung, es herrscht ja Fasching. *Golubs* Geschichte, obwohl zeithistorisch konnotiert, ist keine realistische. Ein junger Mann in Frauenkleidern wird selbst mit geschorenem Kopf nicht als Maskulinum von den Dorfbewohnern wahrgenommen. Der Major des letzten Aufgebots verliebt sich in den glatzköpfigen Mädchenknaben.

[559] Vgl. Menasse, Robert, „Auf diesem Fasching tanzen wir noch immer", in: Fritsch, Gerhard, *Fasching.* Mit einem Nachwort von Robert Menasse, suhrkamp taschenbuch 2478, S. 242.
[560] Fritsch, Gerhard, *Fasching*, suhrkamp taschenbuch 2478, S. 68.

Warum kehrt *Golub* nach Jahren der Abwesenheit just an jenen Ort zurück, der mit vielen demütigenden Erinnerungen belastet ist? Noch unglaublicher ist seine Willfährigkeit, mit der er sich nach Jahren der Abwesenheit neuerlich ins Schlamassel hineinziehen lässt. Aus unzähligen Hinweisen und Tätlichkeiten müsste ihm, der doch über Verstand und Abstraktionsvermögen verfügt, klar geworden sein, dass der alte Ungeist den Ort immer noch fest in seinem Klammergriff hält. Doch *Felix* will Integration und lässt sich in einem fort demütigen, schikanieren, verletzen.
Und zu guter Letzt ist seine Rettung am Höhepunkt das Faschingsballs durch die Miedermacherin *Pisani* nichts anderes als ein Deus ex Machina-Effekt.
An dieser Stelle sollte man davon sprechen, dass Autor Gerhard Fritsch selbst einen Hang zum Transvestismus besessen hat. In seinen Tagebuchaufzeichnungen bezeichnet er sich als „Zwitter-Ziege"[561], was seinen „psychischen Habitus"[562] angeht. An einer anderen Stelle heißt es: „Auch heuer wieder ein Kleid, und einen BH (3D) zum 1.Mal, und einen Petty-Coat"[563]. Wie immer bei Leidenschaften, wenn sie aus den herkömmlichen Mustern herausfallen, bereiten sie denen, die ihnen anheimfallen, selbst die größten Probleme (ein Transvestit im konservativen Kulturklima der 1950er-Jahre stellte eine Absurdität dar). Gerhard Fritsch war sich dessen bewusst und versuchte seine Leidenschaft geheim zu halten, sie zu sublimieren: „Eigentlich müßte man sich schon freimachen können von seinen Perversionen: und wenn nicht freimachen, sich doch ein wenig distanzieren. Nicht immer gleich nachgeben."[564]
1969, knapp vor seinem 45. Geburtstag, hat sich Gerhard Fritsch in Frauenkleidern erhängt.

Fasching ist ein singuläres Werk. Zum einen lässt sich das Buch als erzählerischen Beleg für den hierzulande praktizierten Umgang mit Vergangenheit lesen, die diese als Alibi für kulturellen Stillstand missbraucht, um eine Formulierung von Herbert Eisenreich aufzugreifen,[565] zum anderen werden wie in einem Versuchsmodell

[561] Fritsch, Gerhard, „Man darf nicht leben, wie man will". Auszüge aus den Tagebüchern 1956-1964, in: Alker Stefan/ Brandtner, Andreas (Hg.) *Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich*, Wien 2005, S. 243.
[562] Ebda.
[563] Ebda, S. 240.
[564] Ebda, S. 239.
[565] Eisenreich, Herbert, „Das schöpferische Mißtrauen oder Ist Österreichs Literatur eine österreichische Literatur?"- in: Ders., *Reaktionen. Essays zur Literatur*, Gütersloh 1964, S. 91.

verstörende Spielarten des Eros und der Begierde herausgestellt: Geschlechtliche Ambivalenz, die Gewalttätigkeit von Sexualität, die Lust an Unterdrückung anderer, sowie die bewusstseinsmäßige Zerrissenheit von Opfern, die gegenüber ihren Peinigern zwischen Hingabe und Hass schwanken.
„Das Sexuelle als permanenter Subtext, der alle Lebensbereiche der Handelnden bestimmt, wird als Schlüssel zum Verständnis des Ganzen, des Verschwimmens von Sexualität, Religion, Politik usw. vorgestellt."[566]
Literarische Bilder entstehen nicht losgelöst von der historischen Wirklichkeit. Vielleicht liegt die Leistung von Gerhard Fritschs *Fasching* auch darin, dass dieser Text bis in die Schattenzonen des ‚Freudschen Es' literarisch ambitioniert vordringt? Und dieses ‚Es' hat im ‚tiefen Österreich' eine Zentralstelle.

2.10. „Geborene Duckmäuser"[567] – Thomas Bernhards Opportunisten-Schelte in *Alte Meister*

Österreich und der Nationalsozialismus stellen von Anfang an eine Herausforderung für Thomas Bernhards Literatur dar. Die Auseinandersetzung mit der unheilvollen Vergangenheit Österreichs, zu der auch die unrühmliche Rolle der katholischen Kirche und eines – wie es in *Auslöschung* heißt – Pseudosozialismus zählen, werden zum bestimmenden Movens von Bernhards Veröffentlichungen:

„Diese nationalsozialistische und pseudosozialistische Zerstörung und Vernichtung unseres österreichischen Vaterlandes in Zusammenarbeit mit dem österreichischen Katholizismus, von welchem für dieses Österreich immer nur Unheil ausgegangen ist."[568]

[566] Alker, Stefan, „Die Qual der Prosa, die ich will". Gerhard Fritschs Arbeit am zweiten Roman, in: (Hg.) Alker Stefan/ Brandtner, Andreas, *Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich*, S. 107.
[567] Bernhard, Thomas, „Alte Meister", in: (Hg.) Huber, Martin/ Schmidt-Dengler, Wendelin: *Band 8 der Thomas Bernhard Werke*, Frankfurt/Main 2008, S. 146
[568] Bernhard, Thomas, *Auslöschung. Ein Zerfall,* suhrkamp taschenbuch 1563, Frankfurt/Main 1988, S. 647.

2.10.1. „Lauter Nazis"[569]

Im Dramolett *Claus Peymann kauft sich eine Hose und geht mit mir essen,* erstmals im Jahrbuch der Zeitschrift *Theater heute* 1986 erschienen, begleitet eine Figur namens Bernhard, die im Text *Ich* genannt wird, einen Burgtheaterdirektor namens *Peymann* beim Hosenkauf auf dem Wiener Graben, anschließend wird in einem Lokal namens „Zauberflöte" Essen gegangen. Als *Peymann* von *Bernhard* wissen will, wer die anderen Gäste sind, holt die bernhardsche Ich-Figur zum Rundumschlag aus:

„*Peymann:* (…) Wer ist denn das
Ich: Der Vizekanzler
ein Nazi
Peymann: Und der
Ich: Der Landwirtschaftsminister
ein alter Nazi
(…)
Peymann: Und die dort
Ich: Das sind lauter Nazis
Peymann: Und die anderen
Ich: Das sind lauter Dummköpfe und Nazis
Peymann: Und die Kellnerin
Ich: Die ist katholisch und kennt alle und weiß von nichts"[570]

Diesem *Peymann* des Dramoletts verdirbt das keineswegs den Appetit, im Gegenteil, er freut sich bereits auf die gesellschaftlichen Widerstände, die seinem Theater entgegenschlagen werden.
So oder so ähnlich war es ja dann tatsächlich, als Peymann 1988, diesmal nicht als eine Stückfigur sondern als Regisseur und Wiener Burgtheaterdirektor, im so genannten Be- und Gedenkjahr – im Zusammenspiel mit Thomas Bernhard – den ‚größten' Kulturskandal der Zweiten Republik auslöste. Auch wenn – mit Abstand zu heute – gesagt werden darf, dass sich die Publikumsreaktionen gegenüber dem Erregungspotentials dieses Stücks rasch wandelten: Bereits während der Premiere gab es mehr Applaus als Buhrufe, und diese Rezeptionshaltung, pro Thomas Bernhard, setzte sich seitdem unaufhaltsam fort. Thomas Bernhard, im Februar 1989 gestorben, ist heute ein allseits akklamierter moderner Klassiker. Die Feinde von

[569] Vgl. Bernhard, Thomas, *Claus Peymann kauft sich eine Hose und geht mit mir essen*. Drei Dramolette, Frankfurt/Main 1990, S. 50.
[570] Ebda, S. 48 ff.

damals, der Boulevard, politische Reaktionäre und andere haben sich in ihrer Meinung zu Bernhard gedreht oder schweigen lieber.
Zum 75. Geburtstag von Thomas Bernhard, der Autor war zu diesem Zeitpunkt schon seit 17 Jahren tot, meinte die Literatur-Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek: „Er ist das Maß der österreichischen Literatur, (…) keiner wird je mit ihm mithalten können."[571]

Seine Abrechnung mit Österreich hat Thomas Bernhard mit dem Stück *Heldenplatz* auf die theatralische Spitze getrieben. Für Bernhards Spätwerke, *Heldenplatz, Alte Meister* und *Auslöschung* gilt, dass Österreich „in einem großen Schuldzusammenhang <erscheint>, den es vor allem deswegen zu verantworten hat, weil es nichts getan hat, diesen zu klären"[572]. *Professor Robert*, eine Hauptfigur in *Heldenplatz*, sieht nur Versagen und Verlogenheit, was die politisch-gesellschaftliche Verfasstheit des Landes angeht. Der österreichische Bürger wird als gewissenlos und niederträchtig bezeichnet. Schlimmer noch, in diesem Land wäre man auch 50 Jahre nach dem Anschluss wieder bereit, jüdische Mitbürger umzubringen, wenn es die Gelegenheit dazu gäbe: „Das steckt in den Leuten, ich täusche mich nicht."[573] Und seine Nichte *Anna* meint:

„In Österreich mußt du entweder katholisch
oder nationalsozialistisch sein
alles andere wird nicht geduldet
alles andere wird vernichtet
und zwar hundertprozentig katholisch
und hundertprozentig nationalsozialistisch"[574]

Auch wenn Bernhard bei seinen forcierten Rundumschlägen, seiner (mittels Alter Egos) selbst eingestandenen Übertreibungskunst [575] und seinen rigoros vorgebrachten Ansichten, Schmidt-Dengler spricht von einer Sprache der

[571] Jelinek, Elfriede, „An ihm gemessen", in: Wir Epigonen? Eine „Spectrum"-Umfrage zum 75. Geburtstag von Thomas Bernhard, *Die Presse, Spectrum,* Wien am 4.2.2006, S. IV.
[572] Schmidt-Dengler, Wendelin, *Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990*, 3. korrigierte Auflage, St.Pölten-Salzburg 2010, S. 474.
[573] Bernhard, Thomas, *Heldenplatz*, suhrkamp taschenbuch 2474, S. 115.
[574] Ebda, S. 63 f.
[575] Franz-Josef Murnau, Hauptperson in *Auslöschung*: „Meine Übertreibungskunst habe ich soweit geschult, daß ich mich ohne weiteres den größten Übertreibungskünstler, der mir bekannt ist, nennen kann." (Bernhard, Thomas, *Auslöschung. Ein Zerfall,* suhrkamp taschenbuch 1563, Frankfurt/Main 1988, S. 611.)

Ausschließlichkeit[576], mitunter wie ein entfesselter Berserker wirkt, ist doch unbestreitbar, dass dieser sensible Zeitgenosse seine Umwelt sehr genau wahrnimmt und den Mut hat, das auszusprechen und hervorzuheben, was ihm zutiefst missfällt. Als Schriftsteller und Künstler ist er das Gegenteil eines harmoniesüchtigen Menschen. Mit seinen Werken nimmt er den Affront in Kauf. Was und wie geredet und dabei vertuscht wird, wie unter dem Deckmantel der Wahrheit alte Lügen aufgetischt werden, all das bleibt Bernhard nicht verborgen, fördert seinen Argwohn und seine Skepsis gegenüber der österreichischen Wirklichkeit.
Dennoch müssen wir fragen, wie kommt ein Autor dazu, die provozierende Behauptung aufzustellen: in Österreich gebe es nur Katholiken und Nationalsozialisten? Welche gesellschaftlichen Erfahrungen, welche historischen Analysen bewirken diese über eine Figur aus *Heldenplatz* vermittelte Aussage? Tatsache ist, dass im Jahr 1942 rund 688 000 Österreicher Mitglieder von nationalsozialistischen Organisationen waren. Somit war beinahe jeder vierte männliche erwachsene Österreicher auf Grund seiner gesellschaftlichen Zugehörigkeit ein Nationalsozialist. Vor diesem Hintergrund wird auch deutlich, warum nach 1945 die Entnazifizierung scheitern musste.[577] Eine echte Entnazifizierung hätte die junge Republik wohl vor eine Zerreißprobe gestellt, so sieht es der Historiker Robert Knight:

„Die von der kommunistisch geführten Staatspolizei 1945 ausgehende Verhaftungs- und Internierungswelle rief die an der Regierung beteiligten Sozialisten und Konservativen auf den Plan, und die Aktion mußte bald wieder abgebrochen werden. Da man sich auf Kriterien, was einen Nazi ausmachte, nicht einigen konnte, vollzog sich die Wiedereingliederung der Nazis in die österreichische Gesellschaft auf der Basis von pragmatischen ad hoc-Vereinbarungen zwischen den Funktionären beider großer Parteien. (...) Das Gesetz bot genügend Hintertürchen. Einer öffentlichen Diskussion ging man so aus dem Weg; gleichzeitig wurde dem Opportunismus (...) Tür und Tor geöffnet."[578]

Diese „Hintertürchen", die „dem Opportunismus Tür und Tor" öffnen, sind Thomas Bernhard ein Ärgernis, stacheln seinen schriftstellerischen Furor an, sorgen dafür, dass sein Werk ab Mitte der 1970er-Jahre - mit deutlicher Steigerung in

[576] Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin, „Der Tod als Naturwissenschaft neben dem Leben, Leben" – in: Ders., *Der Übertreibungskünstler. Zu Thomas Bernhard*, 4.erweiterte Auflage, Wien 2010, S. 11-18.
[577] Vgl. Stiefel, Dieter, *Entnazifizierung in Österreich*, Wien-München-Zürich 1981.
[578] Knight, Robert, „Der Waldheim-Kontext: Österreich und der Nationalsozialismus", in: (Hg.) Botz, Gerhard/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte,* 2. erweiterte Auflage, S. 85.

zunehmendem Alter - zu einem Frontalangriff auf die politisch-soziale Verfasstheit seiner Heimat Österreich wird.

„Und ich dachte an den Bergmann Schermaier in Kropfing unterhalb von Wolfsegg (…), den einer seiner unmittelbaren Nachbarn in den Kriegsjahren angezeigt hat, *weil er den Schweizer Sender hörte*.[579] (…) Der Schermaier ist angezeigt und in die Strafanstalten und Zuchthäuser und Konzentrationslager geschickt und dadurch mehr oder weniger für sein Leben ruiniert worden, dachte ich, und kein Mensch hat später danach gefragt und er hat auch nicht die geringste Entschädigung bekommen für diese Jahre der Grausamkeit. (…) Der Schermaier (…) spricht nicht mehr darüber, mit niemanden, nur manchmal bricht seine Frau, wenn ich bei ihnen bin und mit ihnen ihr einfaches Essen esse, in Tränen aus, weil sie noch heute diese Zeit nicht ertragen kann;"[580]

Der Autor hat nichts erfinden müssen. Die Begründung, Österreich wäre das erste Opfer Hitler-Deutschlands gewesen, führte dazu, dass „Geschädigte mit ihren Ansprüchen bereits 1945 ‚an die deutsche Regierung' verwiesen <wurden>. Ein Gesetz, das den Opfern des NS-Regimes wieder zu ihren Wohnungen verholfen hätte, wurde aus Rücksicht auf 70 000 österreichische Ariseure nie beschlossen. Und der Antrag eines Wiener Juden, der 1942 in ein Zwangsarbeitslager deportiert worden war, wurde 1968 vom Verwaltungsgerichtshof mit der Begründung abgewiesen, er habe dort ohnehin ‚Unterkunft' und ‚Verpflegung' gehabt."[581]

Bis zum Erscheinen von *Die Ursache. Eine Andeutung* ist Bernhard als Schriftsteller in monomanischer und repetitiver Art auf sein Lebensthema, Tod, bezogen, nähert sich diesem auf trotzige, sarkastische, aber auch gelassene und ergebene Weise.[582] Doch etwa zehn Jahre vor dem Aufkommen der Waldheim-Affäre (1986), die schnell deutlich macht, welche Defizite das offizielle Österreich aber auch weite Teile der Bevölkerung mit seiner/ihrer unaufgearbeiteten Vergangenheit hat/haben, erweitert Thomas Bernhard seinen thematischen Fokus. Es kommt nicht das andere große literarische Thema, Liebe, hinzu, obwohl natürlich auch in Bernhards Werk von Zuneigung und Zärtlichkeit die Rede ist: die thematische Erweiterung betrifft Österreichs verdrängte Geschichte. In diese Lücke, die gleichzeitig eine Wunde ist, stößt Bernhard mit der für ihn als Schriftsteller üblichen Vehemenz. Er ist dabei

[579] Kursivsetzung der Vorlage übernommen.
[580] Bernhard, Thomas, *Auslöschung. Ein Zerfall,* suhrkamp taschenbuch 1563, S. 446 f.
[581] Hauer, Nadine, *Die Mitläufer oder die Unfähigkeit zu fragen*, S. 150 f.
[582] Andere wichtige Themen sind Krankheit, Alleinsein, Kunst, Natur und Wissenschaft – aber diese ‚Nebenthemen' werden vom Hauptthema ‚Tod' okkupiert.

deutlicher als es bisher üblich war, lässt nicht die üblichen Einwände und Entschuldigungen gelten, die erst seit kürzerem Gegenstand der historischen Hinterfragung geworden sind, jedoch zu Bernhards Lebzeiten noch weitgehend allgemeiner gesellschaftlicher und politischer Konsens sind: nämlich, dass Österreich 1938 von den Hitlertruppen überrumpelt und ausgenützt worden ist und deshalb mit dem Nationalsozialismus wenig bis gar nichts zu tun gehabt hat. An diese ‚offiziöse' Version hat Thomas Bernhard nie geglaubt. 60 000 ermordete und 120 000 vertriebene Juden in Österreich widersprechen dieser Sichtweise. Die jüdische Professorengattin in *Heldenplatz* hört auch 1988 noch in ihrem Kopf die begeisterten Jubelschreie der Bevölkerung, die am 15. März 1938 am Wiener Heldenplatz Adolf Hitler galten, als er den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich verkündete. Von den Gespenstern der Vergangenheit gepeinigt, bricht sie physisch zusammen. Rüttelt dieses Ende des Stücks auf, regt es zu einer produktiven Auseinandersetzung mit Geschichte an, oder wird eher die resignative Einschätzung transportiert, dass in Österreich alles immer am schlimmsten ist?[583], das wird wohl jeder Besucher des Stücks, jeder Leser des Textes für sich selbst zu entscheiden haben.

2.10.2. Gemeinheit als Parole, Niedrigkeit als Antrieb, Verlogenheit als Schlüssel: Österreich[584]

Auslöschung. Ein Zerfall, Bernhards Opus magnum, entstand noch vor dem Vorgänger *Alte Meister*.[585] Es darf vermutet werden, dass Bernhard, sein eigenes Ende erahnend, genau darüber Bescheid wusste, dass sein Gesamtwerk mit *Auslöschung* das große Finale bekommt und hielt deshalb das Manuskript zurück.

Der in Rom lebende österreichische Privatgelehrte *Franz-Josef Murau* erfährt per Telegramm vom tödlichen Autounfall seiner Eltern und seines Bruders und begibt sich daraufhin, um den Begräbnisfeierlichkeiten beizuwohnen und um die Zukunft

[583] Um leicht paraphrasierend ein Zitat aus *Heldenplatz* aufzugreifen. Vgl. Bernhard, Thomas, *Heldenplatz*, suhrkamp taschenbuch 2474, S. 88.
[584] Vgl. Bernhard, Thomas, *Auslöschung. Ein Zerfall,* suhrkamp taschenbuch 1563, S. 648.
[585] Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin, „Kommentar. Entstehungs- und Publikationsgeschichte", in: (Hg.) Huber, Martin/ Schmidt-Dengler, Wendelin: Bernhard, Thomas, *Alte Meister, Band 8 der Thomas Bernhard Werke,* S. 197 ff.

des beträchtlichen Besitzes zu regeln, zurück ins oberösterreichische Wolfsegg. Schloss Wolfsegg, das seit den 1960er-Jahren im Oeuvre des Schriftstellers präsent ist, wird zum zentralen Schauplatz von *Auslöschung*. Die Reise zurück ist auch eine in die Vergangenheit, frühkindliche Verletzungen werden angesprochen, sie erweisen sich als Quelle allen Übels und sind der Auslöser für späteres Misstrauen, Unbehaustheit und die rastlose jedoch nie zu stillende Sucht nach Geborgenheit; man meint in diesen Passagen besonders deutlich den Autor über sich selbst sprechen zu hören. Das einzige an diesem riesigen Anwesen was *Murau* tatsächlich interessiert, ist die ehemalige Kindervilla, jener Ort, in dem er als Kind glückliche Momente erleben durfte. Nun muss er allerdings erkennen, dass sie nicht mehr seine Kindervilla ist. Die nationalsozialistische Kollaboration seiner Familie hat den gesamten Besitz nachhaltig gezeichnet.
Auslöschung ist eine Abrechnung mit der Familiengeschichte der Hauptfigur, und diese Abrechnung steht sinnbildhaft für eine Abrechnung mit dem aus seiner Geschichte nichts gelernt habenden und aus jeder Verantwortung sich drückenden offiziellen Österreich.

„Dieser Staat ist wie meine Familie, die geradezu geschaffen ist für das nationalsozialistische Verbrechertum. Und die katholische Kirche, sagte ich noch, ist auch nicht besser. Sie handelt immer nur zu ihrem eigenen Vorteil, schweigt dort, wo zu reden ist, sagte ich, verschanzt sich, wenn es ihr zu gefährlich wird, hinter dem jahrtausendelang ausgenutzten Jesus Christus."[586]

Am Ende vermacht *Murau* „Schloß Wolfsegg *mit allem wie es liegt und steht*, an seinen *Geistesbruder* Eisenberg von der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien. Aber *Auslöschung* wäre kein Roman Thomas Bernhards, wenn nicht die große geschichtliche Geste ironisch in Zweifel gezogen würde, den Franz-Josef Muraus moralische Selbstgefälligkeit und Selbsttäuschung verleihen der *Abschenkung* und *Auslöschung* von Wolfsegg jene komische Zwiespältigkeit, die den Roman zur Comédie humaine der österreichischen Geschichte macht"[587].

[586] Bernhard, Thomas, *Auslöschung. Ein Zerfall,* suhrkamp taschenbuch 1563, S. 460.
[587] Höller, Hans, *Thomas Bernhard, Monographie*, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 108. < Die Kursivsetzung folgt der Vorlage.>

In seinem letzten abgeschlossenen Prosawerk *Alte Meister* hat Bernhard, obwohl von Herz- und Lungenkrankheit bereits stark geschwächt, nichts von seinem Biss verloren. Mit einer Vielzahl von Invektiven rechnet er mit der österreichischen Kulturtradition ab. Doch es sind auch andere Töne zu vernehmen: Er bekennt, vermittelt über eine Figur namens *Reger*, dass es zum individuellen Überleben unerlässlich ist, jemanden zu finden, dem man vertrauen und mit dem man sich austauschen kann. Bernhard hat 1984 seine Lebensgefährtin Hedwig Stavianicek verloren, dieser Text erzählt auch von erlittenem Verlust. Vor allem aber ist noch einmal seine Heimat Österreich Gegenstand einer seiner kompromisslosen Staatsekel-Scheltreden. Die Österreicher werden als die geborenen Duckmäuser bezeichnet. Der Schriftsteller konnte offenbar bis zuletzt keine Anzeichen für eine sich entwickelnde Zivilgesellschaft erkennen. Ob er in diesem Punkt zu pessimistisch war und ob dieser Pessimismus auf seine fortschreitende Krankheit zurückzuführen wäre, ist von unserer Warte aus nicht zu beurteilen.[588]

„Die Österreicher, als die geborenen Opportunisten, sind Duckmäuser, sagte er jetzt, und sie leben vom Vertuschen und Vergessen.
Keine noch so große politische Scheußlichkeit, die sie nicht schon eine Woche darauf vergessen haben, kein noch so großes Verbrechen. Der Österreicher ist ja geradezu der geborene Verbrechen*decker*, sagte Reger, der Österreicher deckt jedes Verbrechen und sei es das gemeinste, denn er ist ja, wie gesagt, der geborene opportunistische Duckmäuser.
Jahrzehntelang begehen unsere Minister grauenhafte Verbrechen und werden von diesen opportunistischen Duckmäusern gedeckt."[589]

Die Österreicher sind nicht nur Duckmäuser, sie sind dazu noch opportunistische Duckmäuser, was gewissermaßen einer Verdoppelung gleichkommt, zudem sind sie auch noch „Vertuscher" und „Vergesser".
Man mag hier von Bernhards Übertreibungskunst sprechen und hätte damit bei diesem Autor (ab einem gewissen Zeitpunkt, der etwa mit den autobiografisch gefärbten Schriften ab Mitte der 1970er-Jahre einsetzt) immer ein gutes Argument zur Hand. Doch gilt es vorsichtig damit umzugehen. Thomas Bernhard ist nicht ein Autor, der heftig austeilt und hinterher mit Schalk im Augenwinkel versichert, so

[588] Allerdings haben wir im Rahmen dieser Arbeit auch Gründe anführen müssen, in diesem Punkt nicht allzu optimistisch zu sein.
[589] Bernhard, Thomas, „Alte Meister", in: (Hg.) Huber, Martin/ Schmidt-Dengler, Wendelin: *Band 8 der Thomas Bernhard Werke,* S. 146. - Kursivsetzung der Vorlage übernommen.

schlimm sei es nicht gemeint gewesen. Seine Effektdramaturgie, die Dinge auf die Spitze zu treiben, Einwände zu übergehen, auf Dialektik zu verzichten, resultiert auch aus der Hilflosigkeit, sich sonst kein Gehör verschaffen zu können. Um seine Literatur zum öffentlichen Gegenstand zu machen, Wirkung zu erzielen, Werk und Wirkung gehören bei Bernhard untrennbar zusammen[590], setzt dieser literarische Monomane die Übertreibung als wirkungsvolles Mittel ein. Die Bernhardsche Übertreibungsrhetorik ist nicht Selbstzweck, sie ist seine Methode, der Gegenwart zur Kenntlichkeit zu verhelfen.

Und dennoch ist nicht alles Übertreibung. Für Bernhard ist ja der Umschlag von Fiktion in Realität, vom Tragischen ins Komische, von der Übertreibung ins Argument typisch. Bernhards provozierende Literatur steckt zwar voller Übertreibungen, doch enthalten diese auch einen wahren Kern. So gelang es ihm im Soloverfahren (wirkungsvoller als dereinst Karl Kraus) den Gegensatz zwischen Staat und Literatur zu verschärfen. Österreichische Politiker erklärten Thomas Bernhard zweideutig eindeutig zu einem „Thema der Wissenschaft"[591], womit nicht allein die Literaturwissenschaft gemeint war. In seinem Essay *Vranitzky, Bernhard und ich* kam der Autor und Publizist Franz Schuh zu folgendem Resümee:

„Thomas Bernhard, ganz allein, ist das Surrogat kritisch-literarischer Öffentlichkeit, die in Österreich niemand haben will. Aber weil es zur Geschichte dieses Landes gehört, daß etwas anderes als ein Surrogat nicht möglich ist, ist er gleich alles, was wir haben."[592]

Die Person Bernhard von Ulrich Weinzierl einmal treffend als „Kreuzung aus Kaktus und Mimose"[593] bezeichnet, war ein Widerspruchsgeist, einer, der sich den Diskrepanzen, die diese Position mit sich bringt, bewusst war und der dennoch – auch weil ihm diese Haltung mehr als jede andere entsprach – am Widerspruch eo ipso festhielt.

Wo immer sich ein Konsensmaximum einfand, brachte Thomas Bernhard einen seiner berüchtigten ‚Querschläger' an:

---

[590] Vgl. Schmidt-Dengler, Wendelin, „Elf Thesen zum Werk Thomas Bernhards",– in: Ders., *Der Übertreibungskünstler. Zu Thomas Bernhard*, 4.erweiterte Auflage, S. 148.

[591] hb: „Außer Rand und Band. Unterrichtsminister Moritz zum ‚Thema' Bernhard", in: *Salzburger Nachrichten*, 21.9.1985.

[592] Schuh, Franz, „Vranitzky, Bernhard und ich", in: *Falter*, Wien v. 3.10.1985.

[593] Weinzierl, Ulrich, „Lauter Unfug", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25.9.1985.

Der Österreicher hat immer alles hingenommen, gleich was es war und war es die größte Scheußlichkeit und die größte Niedrigkeit und war es die ungeheuerlichste aller Ungeheuerlichkeiten, so Reger. Der Österreicher ist alles andere als ein Revolutionär, weil er überhaupt kein Wahrheitsfanatiker ist, der Österreicher lebt seit Jahrhunderten schon mit der Lüge und hat sich daran gewöhnt, so Reger (…)
Der sogenannte liebenswürdige Österreicher ist ein abgefeimter opportunistischer Fallensteller, so Reger, der immer und überall seine opportunistischen Fallen stellt, der sogenannte liebenswürdige Österreicher ist der Meister der hundsgemeinen Gemeinheit, unter seiner sogenannten Liebenswürdigkeit ist er der niederträchtige und schamlose und rücksichtslose Mensch und ist eben *dadurch* der verlogenste, so Reger."[594]

Zu klären wäre, was des Autors Sprachrohr *Reger* unter „opportunistischen Fallen" versteht, vielleicht solche, die nach etwas anderem aussehen und dann doch als Fallen zuschlagen. Eines steht jedenfalls fest, Thomas Bernhard war der Überzeugung, dass dieses Land der Duckmäuser und Opportunisten, Österreich, nichts anderes als eine Falle darstellt.[595] Die Verve jedoch, mit der sich Thomas Bernhard immer wieder mit Österreich auseinander gesetzt hat, wäre kaum durchzuhalten gewesen, wenn von seiner Seite her nicht auch - auf verquere Art und Weise - ein Fünkchen Liebe im Spiel gewesen wäre.

„Der Österreicher ist tatsächlich der interessante Mensch von allen europäischen Menschen, denn er hat von allen anderen europäischen Menschen alles und seine Charakterschwäche dazu."[596]

Der Österreicher ist ein europäischer ‚Melting pot', charakterschwach zwar, andererseits unübertroffen darin, anderen etwas vorzumachen. Bernhard nennt ihn in *Alte Meister* einen „genialen Vormacher", ja den „genialsten Theatermacher überhaupt"[597]; mehr an Liebeserklärung war von diesem Autor nicht zu bekommen.

Abschließend sei auf eine Bemerkung von Alexander Lernet-Holenia aus dem Dezemberheft des *Forums* aus dem Jahr 1961 verwiesen. Lernet-Holenia machte sich in seinem Kurzessay Gedanken zur österreichischen Soziologie. Die folgende Sentenz,

---

[594] Bernhard, Thomas, „Alte Meister", in: (Hg.) Huber, Martin/ Schmidt-Dengler, Wendelin: *Band 8 der Thomas Bernhard Werke*, S. 149 f.
[595] Auch in *Heldenplatz* wird Österreich als Falle bezeichnet: Vgl. Bernhard, Thomas, *Heldenplatz*, suhrkamp taschenbuch 2474, S. 134 f.
[596] Bernhard, Thomas, „Alte Meister", in: (Hg.) Huber, Martin/ Schmidt-Dengler, Wendelin: *Band 8 der Thomas Bernhard Werke*, S. 151. - Kursivsetzung der Vorlage übernommen.
[597] Ebda, S. 152.

obwohl damals ‚naturgemäß' nicht auf den noch weitgehend unbekannten Thomas Bernhard bezogen, sondern vermutlich auf einen Autor wie Franz Grillparzer, erscheint dennoch wie eine prophetische Vorwegnahme von Thomas Bernhards künstlerischem Weg und den Folgen, die Bernhards literarische Methode der öffentlichen Vorführung und Demaskierung ausgelöst hat:

„Ein echter Österreicher aber ist im Grunde keinesfalls auch das, was man einen guten Österreicher nennt – ja je echter er ist, für einen umso schlechteren Österreicher halten ihn die anderen Österreicher, und wenn er kritisiert, und das mit noch so vielem Rechte, so gehen sie nicht etwa in sich, sondern sie sagen dann bloß, er beschmutze sein eigenes Nest."[598]

2.11. Ein „konkurrenzloser Einwegbösewicht"[599] oder doch ein listenreicher Wahlverwandter? - Otto M. Zykans *Joseph Fouché*

„Dass dieser Fouché ein Stück ist, das man am Ende seines Lebens schreibt, ist, so glaube ich, unübersehbar."[600] Diese Notiz von Otto M. Zykan findet sich in seinem Nachlass, verfasst im Februar 2006. Drei Monate später stirbt der Künstler. Eineinhalb Jahrzehnte hindurch hat sich Zykan immer wieder intensiv mit Fouché auseinandergesetzt. Die Beschäftigung mit diesem Immoralisten, der sich Systeme zunutze machen und Gelegenheiten wahrzunehmen wusste, erklärte Zykan zu seinem Alterswerk.

Joseph Fouchés Leben fällt in eine sowohl politisch als auch sozial spannungsreiche Epoche. Der 1759 in Nantes geborene Franzose war Zeuge von gewaltigen gesellschaftlichen Umbrüchen. Er selbst schaffte es in einer Zeit, die wenig Sicherheit und Beständigkeit bot, eine erstaunliche Karriere zu machen. Er war Deputierter des Nationalkonvents, Stadthalter in Lyon und in dieser Funktion für den Tod von etwa

[598] Lernet-Holenia, Alexander, „Zwischen Groß- und Kleinbürgertum, Notizen zur Österreichischen Soziologie", *Forum*, VIII. Jahr, Wien Dezember 1961, Heft 96 – In: Reprint Forum 1960 bis 1961, (Hg.) Torberg, Friedrich, Reprint-Ausgabe herausgegeben von Nenning, Günther, Wien 2002, S.448.
[599] (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 148a – Fouche-Funkerzählung 1989" und „Karton 152 –Fouche-Hörspiel ORF 2007, Joseph Fouché, Regiefassung 16.3.07", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy.* S.4.
[600] (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 147 Fouche Materialien", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy.*

2000 Bürgern verantwortlich, danach Gesandter, schließlich Polizeiminister während der Zeit des Direktoriums, danach auch unter Napoléon Bonaparte, in dieser Funktion baute er einen gewaltigen Überwachungsapparat auf. Nach dem Ende von Napoléons Herrschaft war Fouché Präsident der provisorischen Regierung.
Interessanterweise hat Joseph Fouché auch in der österreichischen Kulturgeschichte seine Spuren hinterlassen: Stefan Zweig verfasste die historische Biographie *Joseph Fouché. Bildnis eines politischen Menschen.*[601] Der vielseitige Künstler Otto M. Zykan beschäftigte sich über einen langen Zeitraum mit dem zwielichtigen Taktierer Fouché.

2.11.1. Zur Genese von Zykans Fouché-Projekt

Ab 2005 fertigte Otto M. Zykan Libretto und Musikteile der geplanten Oper *Joseph Fouché – Oper für ein Konzerthaus* an. Zur Fertigstellung des Opernprojekts kam es nicht mehr. Zykan verstarb am 25. Mai 2006, mit 71 Jahren. Der nicht auf kanonische Geltung hinarbeitende Künstler[602] begann sich mit Fouché erstmals in den späten 1980er Jahren zu beschäftigen. In einem an Staatsoperndirektor Ioan Holender adressierten Brief[603] erwähnt Zykan den Zeitpunkt seiner erstmaligen Auseinandersetzung mit Fouché:

---

[601] Zweig, Stefan, *Joseph Fouché. Bildnis eines politischen Menschen*, Fischer Taschenbuch, Frankfurt/Main 1981.
S.30: „Die Girondisten stürzen, Fouché bleibt, die Jakobiner werden verjagt, Fouché bleibt, das Direktorium, das Konsulat, das Kaiserreich, das Königtum und wieder das Kaiserreich schwinden und gehen zugrunde: immer aber bleibt er zurück, der eine, Fouché,…"

[602] Vgl. Zykan, Otto M.: „Es mag eine Konsequenz meiner grenzüberschreitenden ‚Ausbruchstendenz als Grundhaltung' sein oder die simple (politische) Reaktion auf die Zeit der Wiener Schule um Schönberg, in der man für meine Begriffe zu genau wußte, was ‚relevant' sei, daß mir heute eine Haltung zeitgemäßer erscheint, die auch die Exekutionsformen von Musik (Konzertbetrieb) in Frage stellt. (…) Und so sah ich mich eigentlich schon mit meiner ‚Oper' *Singers Nähmaschine ist die beste* (1966) in die Rolle eines Interpreten seiner selbst gedrängt - persönliches Anliegen schien mir schon damals nur mehr persönlich (also unvermittelt) exekutierbar - und damit außer Stande, Arbeiten zu veröffentlichen. Es erübrigt sich daher, auf einzelne Stücke detaillierter einzugehen. Die meisten sind nicht mehr zur Verfügung. Verloren, verworfen, unleserlich."
<http://db.mica.at/composerdb/details/Composer/composer26691.asp?cat=composer&letter=z – 19.1.2011>
Zur Wirkung seiner Musik trug Zykan als Pianist und Performer entscheidend bei. Von seinem Kunstverständnis her Avantgardist veränderte Zykan immer wieder seine künstlerischen Hervorbringungen. In seiner ‚Zettelkasten' bezeichneten literarisch ambitionierten Sammlung von Sentenzen findet sich der Satz: „Auch ein gesichertes Sein ist nicht so erfüllend wie ein ungesichertes Werden."
<(Hg.) Suchy, Irene: Suchy, Irene/ Zykan, Otto M., *Band I, Materialien zu Leben und Werk,* Wien 2008, S.39 >

[603] Da Zykan wenig Wert darauf legte, seine Arbeiten zu ordnen, geschweige denn zu archivieren, lässt sich das genaue Datum des Briefes auch nach Sichtung von Zykans Nachlass nicht eruieren, da nur eine Abschrift des Brieftextes existiert. Nach Befragung von Zykans Nachlassverwalterin, Irene Suchy, stammt der Brief aus dem Jahr 2004.

„Fouche beschäftigt mich seit 1989, als ich im Auftrag des Senders Freies Berlin eine zweistündige dramatische Erzählung verfaßte. Seit damals auch die Idee, den Stoff als Oper zu bearbeiten."[604]

Aufschlussreich ist der im Nachlass mit Nr. 147 bezeichnete Karton. Er enthält „Gebundene Textdateien mit teilweise handschriftlichen Briefentwürfen", „Textdateien mit handschriftlichen Eintragungen zur Partitur" und „Textdateien mit Eintragungen zu J. Fouché". Diese Zettelkästen geben Aufschluss über die unterschiedlichen Stufen im Arbeitsprozess. In einem Fall beträgt der Umfang der Textdatei lediglich eine Seite: „Dem Verhältnis zwischen Fouché/Eva würd ich noch mehr Nähe geben und der Arena, die nach der Installation der Monarchie als (pseudo-demokratische Abstimmungseinrichtung quasi obsolet ist, ‚einen theatralischen Abgang')".[605]
Der Nachlass enthält auch ein undatiertes handschriftliches etwa 60 Seiten umfassendes Arbeitsjournal[606], das aus den späten 1980er Jahren stammen muss. Zykan hat dafür die ungedruckten Rückseiten einer dicken Drehbuch-Vorlage der Wien-Film benützt. Dieses Arbeitsjournal bildete den Ausgangspunkt für die im Brief an Holender erwähnte Arbeit für den Sender Freies Berlin, es handelt sich um die Funkerzählung über *Joseph Fouché,* sie beginnt mit den Worten:

„Die in der Schule überdurchschnittlich aufmerksam waren, erinnern sich möglicherweise an ihn. Er galt und gilt als Mann des Hintergrunds. Wenn er dennoch (widerwillig) überliefert wurde, dann deshalb, weil seine Charakterlosigkeit bemerkenswert schien. Er war so recht der Mann, der das Klischee des Einweg-Bösewichts so konkurrenzlos gut besetzen konnte."[607]

Der „Einweg-Bösewicht" Fouché übte auf Zykan offenbar große Faszination aus. Wie sich durch den Nachlass nachvollziehen lässt, hat Zykan für sein Opernlibretto die Funkerzählung von 1989 dramatisiert.

---

[604] (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 147 Fouche Materialien", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy.*
[605] Vgl. (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 147 Fouche Materialien", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy.*
[606] (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 214 – Arbeitsjournal Fouche", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy.*
[607] (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 148a – Fouche-Funkerzählung 1989" und „Karton 152 –Fouche-Hörspiel ORF 2007, Joseph Fouché, Regiefassung 16.3.07", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy.* S.4.

Der Operntext beginnt mit einem Vorspiel: Im Paris zur Zeit der Revolution führt ein *ICH* benannter Schmierenkomödiant eine Ballade auf. Zykans Kunstverständnis nach, ist er selbst der Darsteller dieser Rolle. Die Ballade erzählt vom „schauerliche[n] Phänomen, dass ein Tier das andere frießt (sic!).
ICH: Ob es ein Leben nach dem Tode gibt? Aufschlussreicher wäre möglicherweise, ob es überhaupt vorher eines gibt….!"[608] Mit Gespür für den dramatischen Effekt führt die Straßenszene des Vorspiels direkt in den Konvent über, wo Robespierre den Abgeordneten die Frage stellt, ob der König sterben soll?

Die Treffen zwischen Zykan und Holender brachten für den Komponisten nicht das erhoffte Ergebnis, sie führten schließlich zu einer Absage des Opernprojekts *Fouché.* Nach dieser enttäuschenden Erfahrung dachte Zykan daran, das Opernlibretto zu einem Hörspiel umzuformen. Zykans Lebensgefährtin und testamentarisch bestimmte Nachlassverwalterin, die Musikwissenschaftlerin und Musikjournalistin Irene Suchy, führte nach Zykans Tod in Zusammenarbeit mit Wolfgang Winkler beim Linzer Brucknerfest 2007 Teile der geplanten Oper in Form eines Lesetheaters mit Livemusik auf.[609] Am 22.5.2007 – anlässlich von Zykans erstem Todestag – sendete der ORF, Ö1 das Hörspiel *Joseph Fouché – Fragmente aus dem Nachlass von Otto M. Zykan* in der Regie von Götz Fritsch, vorgestellt von Irene Suchy. Am 30.4.2007 wurde die Produktion im ORF RadioKulturhaus uraufgeführt. Noch vor der Radio-Erstausstrahlung fand bei den Hörspieltagen in Neulengbach (20.5.2007) eine weitere Präsentation statt.

[608] (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 153 Fouche-Skizzen", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy.* Dieser philosophische Gedanke wird - einer Kreisstruktur folgend - auch zu Beginn und am Ende der Hörspielfassung über Fouché aufgenommen. Vgl. (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 152 – Fouche-Hörspiel ORF 2007, Joseph Fouché, Regiefassung 16.3.07", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy,*S.3 u. S.43.
[609] Am 8.10.2007 in Ö1 gesendet, Dauer: etwa 70 Minuten.

2.11.2. „In dieser Zeit ist kurz man an der Macht und für lange Zeit tot"[610] – Zu Struktur und Dramaturgie des Hörspiels *Joseph Fouché – Fragmente aus dem Nachlass von Otto M. Zykan*

Die Produktion basiert auf Zykans Libretto, aus einzelnen von Zykan komponierten Teilen sowie Zykans Musikangaben. Hinzu kommen die persönlichen Assoziationen seiner Lebensgefährtin Irene Suchy. Auch frühere Kompositionen wurden integriert wie „Flatternd fliegt die Seele davon wie ein Traumbild", aus der 1994 im Linzer Brucknerhaus uraufgeführten Komposition *Odyssee*.
An der Produktion *Joseph Fouché* wirken unter der Regie des Hörspiel-Spezialisten Götz Fritsch die Darstellerinnen und Darsteller Andrea Clausen, Jaschka Lämmert, Beatrice Frey, Johanna König, Maria Urban, Emmy Werner, Irene Suchy, Paulus Manker, Peter Matic, Erwin Steinhauer, Ioan Holender und Herren des Arnold Schönberg Chores mit. In der Rolle des *Joseph Fouché* ist Silvia Fenz zu hören.
Das Hörspiel beginnt mit jenem oben erwähnten Brief Zykans an den damaligen Staatsoperndirektor Ioan Holender, in welchem Zykan die Konzeption einer Oper namens *Joseph Fouché* ankündigt. Dieses Schreiben trägt Holender rasch und schnoddrig lesend vor, aber auch mit einer gewissen Bewunderung für Zykans Selbstbewusstsein.
Daraufhin wird Joseph Fouchés Lebensgeschichte fragmentarisch berichtet. Narrative Erzähleinheiten wechseln mit dialogischen Sequenzen und Massenszenen. Formal ergibt das eine spannungsgeladene Geschichte. Inhaltlich steht die Produktion vor dem Problem, Fouchés Doppelspiel, sein opportunistisches Taktieren nicht nur bloß zu behaupten, sondern auch darzustellen. Die Schwierigkeit liegt darin, dass hier ein Nichtcharakter auftritt, dessen chamäleonartiges Anpassungsvermögen selbst für einen Anti-Helden zu wenig Kontur bereit hält. Der Rivalität zwischen Robespierre und Fouché fehlt es an direkter Konfrontation, die Dramatik ihrer Auseinandersetzung gerät in dieser Konzeption zu einer undramatischen Nacherzählung. Besser gelingt es, das Spannungsverhältnis zwischen Napoléon und

[610] Ist einer der Leitsätze der Hörspielproduktion. Vgl. (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 152 – Fouche-Hörspiel ORF 2007, Joseph Fouché, Regiefassung 16.3.07", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy.* S.19 ff.

Fouché aufzulösen. Zwei Menschen begegnen sich auf Augenhöhe, misstrauen einander und belauern sich:

Fouché: Stehe zu Diensten.
Napoléon: Fouché steht zu Diensten…frägt sich nur zu wessen
Fouché: Zu Diensten dessen, der dem Ganzen dient.
Napoléon: Er weiß das zu beurteilen?
Fouché: Spätestens zuletzt weiß man Bescheid.
Napoléon: Wenn man überlebt. – lacht
Fouché: Niemand zweifelt, dass das Napoleon ist.
Napoléon: unvermittelt scharf - Was wolltet Ihr von meiner Frau?
Fouché: Gegen Bonaparte intrigieren
Napoléon: Gegen mich?
Fouché: Sie hören recht!
Napoléon: Seid ihr toll? Von Sinnen? Jedenfalls doch übertrieben hintertrieben!"[611]

Irene Suchy meinte in einem Artikel zu dieser aus Fragmenten hergestellten Hörspielfassung: „Fouché ist zynisch, er hat Abstand zu sich, den Ideologien, den Menschen. Oper ist niemals zynisch; wer singt, hat keinen Abstand. Die Figuren der Oper singen aus Verzweiflung, aus Liebe, im Scheitern, im Klagen und wenn sie sich beweinen. Dein Fouché ist außerhalb der menschlichen Leidenschaften."[612] Mit „dein Fouché" bezieht sich Suchy in einer Art imaginierten Zwiesprache mit Zykan auf dessen Fouché-Bild. Sie spricht in dieser Passage jedoch das nur ansatzweise aufgelöste Kernproblem der Konzeption an: Der allen Zuschreibungen geschickt ausweichende Fouché ist keine Figur der Bühnenwelt, er ist kein Anti-Held einer geplanten Oper, auch keiner für den Hörraum Hörspiel.

Dramaturgisch wird die Zeitspanne zwischen Französischer Revolution, Napoléons Herrschaft und Restauration kaleidoskopartig erhellt. Zykan frönt seiner Lust am Reim, an Wortspielen und Kalauern. Der historische Stoff erhält auf diese Weise Züge einer Farce. Hat Zykan dabei an den bekannten Satz von Marx/Engels gedacht, wonach sich weltgeschichtliche Tatsachen einmal als Tragödie und dann als Farce ereignen?[613]

---

[611] (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 152 – Fouche-Hörspiel ORF 2007, Joseph Fouché, Regiefassung 16.3.07", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy,* S. 28. – Ähnlich lautende Varianten finden sich als Vorarbeiten in „Karton 148a – Fouche-Funkerzählung 1989" und „Karton 147 Fouche Materialien".
[612] Suchy, Irene, „Zykans Fouché", in: http://oe1.orf.at/artikel/210312 - 20.9.2010
[613] „Hegel bemerkte irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen, hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce." –

Das Libretto und die Hörspielvorlage sind von Zweigs Annäherungen an Fouché inspiriert[614], in einigen Punkten werden jedoch in Abkehr von Zweigs Historiografie geschichtliche Tatsachen anders dargestellt: So ist es unwahr, dass Fouché mit Robespierres Schwester verheiratet war. Außerdem wird Fouchés Anhängerschaft, als deren Abgeordneter er in den Konvent gelangt, verwechselt. Hierbei werden die Bürger von Nantes mit denen Lyons vertauscht: ein peinlicher Fehler hält man sich vor Augen, welch ‚blutige' Rolle Fouché als Mitrailleur de Lyon eingenommen hat.

2.11.3. Zur ästhetischen Verfahrensweise

Große Wirkung erzielt diese Hörspielproduktion durch das Wechselspiel aus rhythmisierten Massenszenen, die mitunter im Flüsterton beginnen und zum Crescendo anschwellen und den Evokationen zwischen *Fouché* und *Eva. Eva* (eindrucksvoll von Andrea Clausen dargestellt) ist eine von Zykan erfundene Spielfigur, mit der auf dialogische Weise *Fouchés* Gedankengänge versinnlicht werden. Dass diese Sequenzen die Erotik eines Dauer-Flirts besitzen, hat psychologische Grundierung: Jemand wie Fouché ist letztlich nur von sich selbst fasziniert.

Als Höhepunkt der Produktion darf das Spottlied auf Joséphine, Napoléons erste Ehefrau, gelten. Zykan ironisiert in dieser Passage einerseits das Schönberg zugeordnete Zitat von der „Vorherrschaft der deutschen Musik"[615], zum anderen macht er die Verführ- und Verfügbarkeit von Künstler und Kunst sichtbar. In der Spottlied-Szene gewinnt auch *Fouché* dramatisches Profil: Zu erkennen gibt sich ein abgebrühter Inszenator, der das gesellschaftliche Instrument der Stimmungsmache

---

Marx, Karl/ Engels, Friedrich, „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte" , in: *Werke, Bd. 8,* Berlin/DDR 1972, S. 115.

[614] Als weiteres Arbeitsmaterial diente der 2005 in Paderborn herausgebrachte Paperback-Band *Die Französische Revolution* von Wolfgang Kruse. Am Ende des Bandes hat Zykan mit grüner Tinte vermerkt: „Wie soll sich die Menschheit positiv verändern, wenn die Verbrecher keine Wahl treffen dürfen" <Quelle: Arbeitswohnung Zykan/Suchy, Bibliothek. In dieser Wohnung befindet sich auch der Nachlass von Otto M. Zykan.>

[615] Vgl.: "Schönberg wie Hauer verbanden mit der Zwölftontechnik mehr als nur eine neue Kompositionsmethode, Schönberg glaubte, mit ihr eine Entdeckung gemacht zu haben, durch die er ‚der deutschen Musik die Vorherrschaft für die nächsten hundert Jahre' sichere." <Rufer, Josef, *Das Werk Arnold Schönbergs*, Kassel 1959, S. 26.>

meisterhaft beherrscht. Die Spottlied-Sequenz erscheint mir auch aus einem anderen Grund bemerkenswert: Sie enthält die ästhetische Verfahrensweise nach der das Libretto und die musikalisch umgesetzten Teile sowie die Hörspielfassung aufgebaut und strukturiert sind: Zykan bevorzugt skandierte Sprachmusiken, rhythmisches Profil, unterschiedlich gegliederte Wiederholungen, Echos, während die Geschichte (unerbittlich) voranschreitet. Musikalisch stellt das Spottlied eine Adaptierung von Zykans aus dem Jahr 2001 stammenden Komposition *Beethovens Pferd für eine Sprechstimme, Viola oder Violoncello* dar.
Was die Leistungen der Umsetzung und der Regie angeht, ist festzuhalten, dass hinsichtlich Interpretation, Artikulation und Phrasierung eine adäquate Umsetzung des Musik-Textes des leidenschaftlichen Sprachmusikers Otto M. Zykan gelingt.

2.11.4. Das Mögliche als Mögliches – Fouchés dialektische Einsicht

In ihrer fiktiven Zwiesprache mit dem verstorbenen Künstlerfreund meint Irene Suchy, die Auseinandersetzung mit dem Thema Fouché habe Zykan auch mit Bezügen seiner eigenen Geschichte konfrontiert.[616] Das Ergebnis dieser Konfrontation hält eine Überraschung bereit: Der „Einwegbösewicht" dieser Produktion befindet sich in ‚guter' Gesellschaft, ist gar nicht als „konkurrenzlos" anzusehen/anzuhören. Auch Robespierre, die Männer des Direktoriums und Napoléon verfolgen nur das eine Ziel: andere für ihre Zwecke zu instrumentalisieren. Der gewerbsmäßige Überläufer Fouché durchschaut immerhin, dass die Menschen (noch) nicht ihre selbstgewählte Geschichte machen. Deshalb erscheint ihm der geschickte Umgang mit dem Gegebenen bereits als das Menschenmögliche. „Es kann keinen größeren Fehler geben, als in diesem lächerlichen demütigenden Sein irgendetwas ernst zu nehmen"[617], lautet ein Aphorismus aus Zykans Zettelkasten, und gegen Ende des Hörspiels bemerkt ein zunehmend frustriert wirkender *Fouché:* „Was ist das doch für eine Welt, wo Gedankenleere triumphiert?"[618] Zykans *Fouché* betreibt aktiv die

[616] Vgl. (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 152 – Fouche-Hörspiel ORF 2007, Joseph Fouché, Regiefassung 16.3.07", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy.* S. 38.
[617] (Hg.) Suchy, Irene: Suchy, Irene/ Zykan, Otto M., *Band I, Materialien zu Leben und Werk,* S. 37.
[618] (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 152 –Fouche-Hörspiel ORF 2007, Joseph Fouché, Regiefassung 16.3.07", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy,* S.39.

Emanzipation der Politik von der Moral, aber wird nicht gerade dadurch erst Ethik in der Politik möglich? Ist deshalb Fouchés Opportunismus auch als politische Notwendigkeit einzuschätzen? Dass die Machtverhältnisse im gesellschaftlichen Kräftespiel immer wieder Veränderungen unterliegen, erscheint dem Realisten Fouché als politische Zwangsläufigkeit. Aber eben diese Zwangsläufigkeit erfordert von den maßgeblichen Mitspielern auch eine besondere Anpassungsfähigkeit.
In Zykans Zettelkasten findet sich die Sentenz: „Man ist mit sich und der Welt in Einklang gebracht, wenn man das Eine sagt und das Andere macht!"[619] Mündet Zykans langjährige Beschäftigung mit Fouché in der Einsicht, dass dieser eher ein philosophischer Wahlverwandter als ein doppelgleisiger „Einwegbösewicht" ist? Gute Fragen führen meist zu keinen einfachen Antworten. Es entspricht Zykans Denkweise, diese Frage offen zu lassen.

[619] Auch in der Hörspielfassung wird diese Sentenz von Irene Suchy als eine von Zykan besonders geschätzte herausgestrichen. Vgl. (NV) Suchy, Irene: Zykan, Otto M., „Karton 152 –Fouche-Hörspiel ORF 2007, Joseph Fouché, Regiefassung 16.3.07", in: *Nachlass Otto M. Zykans, Verzeichnis-Suchy,* S. 11.

3. Conclusio:

Im ersten Teil wurde der überwiegend pejorativen Bedeutung des Begriffs Opportunist nachgegangen. Mit Hilfe eines Modells versuchte der Verfasser dieser Arbeit, die Position des Opportunisten im sozialen Kontext darzustellen. Kategorien wie Gewissen, Charakter, Moral/Ethik mutieren beim Opportunisten zu Eigendünkel, persönlichem Vorteil und der Ausrichtung nach Gelegenheiten. Doch handelte es sich hier nicht um eine phänomenologische Untersuchung. Mir ging es darum, herauszuarbeiten, warum und wie – mit besonderem Bezug auf Österreich – Opportunismus zu einem ubiquitären Verhalten werden konnte.
Opportunisten sind in (klein)bürgerlichen Gesellschaften weit verbreitet. Dass der Opportunist der österreichischen Literatur reichlich Stoff geliefert hat, darf als Indikator gewertet werden, ist Ausdruck eines Reflex' auf Zeitströmungen und Tendenzen, die es zu untersuchen galt. Auch für die Herausbildung dieser ‚besonderen Wandlungsfähigkeit des Österreichers', dessen Grundlage sich aus seinem Obrigkeitsglauben, vorauseilendem Gehorsam und devotem Dienen zusammensetzt, können letztlich nur historische Voraussetzungen ausschlaggebend sein.[620]
Mit Bezug auf Fischers mentalitätsgeschichtliche Studie *Die Entstehung des Österreichischen Volkscharakters* wurde gezeigt, wie bereits seit dem Barock eine Affinität aus Unmündigkeit und spezifischer Untertanenmentalität die Ursachen für ein österreichisches Mitläufertum, den austriakischen Opportunismus bildeten.
Mit exemplarischen Beispielen aus Essayistik, Publizistik und Literatur wurde zeitübergreifend auf den unterentwickelten gesellschaftlichen Diskurs in Österreich eingegangen.
Ausgangspunkt der Untersuchung war die überprüfte Feststellung, dass Opportunismus erst von gesellschaftlicher Tragweite ist, wenn davon nicht Individuen oder Gruppen, sondern eine große Anzahl von Personen betroffen sind. Deshalb begann die intensivere Untersuchung mit der Zeit des Vormärz und führte

[620] Der Schriftsteller Gerhard Roth sieht im Österreicher die Charaktermerkmale aus zu „großer Freundlichkeit und plumper Schmeichellust", in Kombination mit „Frechheit, Stänkerlust, Grantigkeit und Unfreundlichkeit vereinigt. Dabei kann man als gegeben annehmen, daß die anfangs Frechsten bei Gelegenheit die Unterwürfigsten und die anfangs Unterwürfigsten hinter dem Rücken die größten Stänkerer (...) sind". (Roth, Gerhard, „Was für den einen das Paradies ist, kann für den anderen die Hölle sein", in: Ders., *Das doppelköpfige Österreich, Essays, Polemiken, Interviews*, Frankfurt/Main 1995, S. 41.

bis in die Gegenwart. Im Vormärz entwickelte sich neben einem erstarkenden Bürgertum auch jene Schicht von Kleinbürgern aus kleinen Handwerkern und Ladenbesitzern, eine soziologische Zwischenklasse zwischen Lohnarbeitertum und Bürgertum. Die prekäre existentielle Situation des Kleinbürgers, gespeist von der Angst, ins Proletariat ‚absinken' zu können, führte häufig zu opportunistischen Verhaltensweisen.

Gerade die Unbeständigkeit der Lebenssituation machte und macht die Schicht der Kleinbürger zu etwas Gefährdetem und gleichzeitig Gefährlichem. Der Gefährdung nach innen begegnen die Kleinbürger mit Anpassungsbedürfnis und Mitläufertum, der nach außen mit einer ‚Drift nach Rechts'. Am Beispiel der Spießer-Romane des Bayrischen Schriftstellers Graf wurde das Mentalitätsmuster des Kleinbürgers untersucht, und es zeigte sich, dass gerade der sozial instabile Kleibürger, der sich gerne als (völlig) apolitisch betrachtet, die besten Voraussetzungen in sich trägt, um rechtsgerichteter politischer Radikalität zur Entfaltung zu verhelfen.

In dieser Arbeit wurden einige Beispiele für den Zusammenhang aus Mediokrität und Verbrechen und für die gefährliche Selbstüberschätzung des Kleinbürgers dargelegt. Geistiger Konformismus und Verkleinbürgerlichung haben nach 1945 gewissermaßen ‚Karriere' gemacht. Trotz einer globalisierten Welt behaupten sich in der verkleinbürgerlichten Gesellschaft rückschrittliche Positionen.

Des Weiteren beschäftigte die Rolle des Mitläufers. Erklärungsmuster, die Konformitätsdruck sozialpsychologisch zu deuten versuchen, wurden wegen ihrer ahistorischen Vorgehens in Frage gestellt. Der passive Mitläufer wurde vom aktiven, zu dem der Opportunist zu zählen ist, unterschieden. Grundsätzlich ist jedoch die Zahl der passiven Mitläufer immer bedeutend größer als die der aktiven. Es wurde die These präsentiert, dass unter antidemokratischen Zuständen die Zahl der passiven Mitläufer immer am größten ist, was zu einem gesellschaftlichen Paradox führt: Obwohl die Mehrheit der ‚Mitläufer' mit Zielvorstellungen und Bedingungen antidemokratischer und antirepublikanischer Herrschaftsformen nicht übereinstimmt, trägt sie durch ‚stille Duldung' doch zu deren Erhalt bei. Passivität und Staatsloyalität erzeugen beim passiven Mitläufer ein rundum schlechtes Gewissen. Nach Überwindung von Unrechtssystemen steht deshalb die gesellschaftliche Aufarbeitung – wie wir gerade in Österreich oftmals studieren konnten – vor besonderen Schwierigkeiten.

Beim Versuch die mentalitätsgeschichtlichen Strukturen freizulegen, die zur Ambiguität des Österreichers führten, wurde auf die verspätete Demokratisierung und die gravierenden Identitätsprobleme eingegangen, die – zusammengenommen – keinen mündigen, liberalen und selbstbewussten Zeitgenossen hervor brachten, sondern einen, dem Duckmäusertum, Autoritarismus und Opportunismus zu eigen sind.
Der rasche Wechsel politisch-staatlicher Identitäten, das Ende eines monarchistischen Vielvölkerstaates, zwei Weltkriege, eine Erste und eine Zweite Republik, zwei Diktaturen, die eine autoritär, die andere faschistisch – und all das im engen Zeitrahmen einiger Dezennien – führten dazu, dass der Österreicher, vom Politiker bis zum einfachen Staatsbürger, das Talent entwickelte, sich von jeder politischen Verantwortung zu ‚befreien': Am Ende finden wir Opportunismus als Generalnenner der soziokulturellen Eigenheiten dieses Landes.
In einem Abriss zur österreichischen Mentalitätsgeschichte wurden wesentliche Widersprüche benannt, die die Ambiguität des Österreichers besonders deutlich hervorheben: Spendenfreudigkeit verbunden mit einem gleichzeitigen Argwohn gegenüber Ausländern und Migranten und eine mitunter erschreckende Fremdenfeindlichkeit. Beamtenmentalität und gleichzeitig Beamtenhass. Aber, am gravierendsten: der Umgang mit Geschichte. Sie wird nicht mehr verdrängt, Geschichte wird ignoriert.

Im zweiten Teil der Arbeit wurden in Form einer literarhistorischen und sozialgeschichtlichen Analyse die Mentalitätsstrukturen österreichischer Lebenswelten, die so viel Platz für opportunistisches Verhalten lassen, an Texten, Stücken und Essays untersucht. Dazu wurden die herangezogenen Texte auf ihre zeitgeschichtliche und gesellschaftliche Situation bezogen. Einerseits wurde die prägende Kraft einer Epoche studiert, andererseits bildeten die Texte als Mittel der Zeitdiagnose die strukturellen Grundlagen dieser Untersuchung.
Für die Zeit des Vormärz, der 1848er-Revolution und die daran anschließende Restauration lieferte Charles Sealsfield's Essay *Austria as it is or sketches of continental courts, by an eye-witness* wertvolle Aufschlüsse. Sealsfield weist auf den umfassenden Spitzeldienst in der Donaumonarchie hin, und er erfasste in diesem polemischen Essay die Diskrepanz, die der alte Habsburgerstaat bei der Bevölkerung

erfuhr, als strukturelles Moment jener österreichischen Lebensart, deren Verkörperung ein Nebeneinander von Opportunismus und Idealismus, Verzicht und Sinnlichkeit darstellte.

Nestroys Possen und Volksstücke sind bei all der in ihnen aufbewahrten Satire auch konkrete Analysen der Zeit, die wegen der Zensur mit den Stilmitteln der Posse gut erkennbar ‚versteckt' bleiben mussten. Der Opportunismus des vazierenden Barbiergesellen *Titus* erscheint bei Nestroy nicht als ‚Charakterschwäche' eines einfachen Gemüts, sondern als gesellschaftliche Konsequenz einer spannungsgeladenen Epoche. *Titus'* grenzenlose Immoralität ist Ausdruck der furchtbaren Zustände der abhängigen Arbeiterklasse.

Je sozial vielgestaltiger sich eine Gesellschaft entwickelt, desto politischer wird sie auch. Die Entstehung neuer gesellschaftlicher Schichten und ihrer jeweils spezifischen Interessen ist untrennbar mit Politik verbunden. Nestroys erstes Stück nach der gescheiterten Revolution von 1848 präsentiert einen Spottgesang auf den Homo politicus, indem er dezidiert einen Opportunisten als Zentralgestalt in den Mittelpunkt seiner Posse *Lady und Schneider* stellt. Ansatzweise lässt der Schneider *Heugeign* bereits das Profil des modernen Opportunisten erkennen, der sich aus einem Ensemble von Möglichkeiten, jene auszusuchen bereit ist, die ihm den größtmöglichen Vorteil bringen, ohne dabei auf kollektive Interessen und moralische Erwägungen Rücksicht zu nehmen.

Für die Zwischenkriegszeit waren Horváths desillusionistische Volksstücke und Soyfers appellatives Fragment *So starb eine Partei* von besonderem Interesse. Mit einer Mischung aus sozialpsychologischer Innenschau und schichtenspezifischer Analyse seziert Horváth die Winkelzüge des kleinbürgerlichen Bewusstseins, er arbeitet die Empfänglichkeit des Kleinbürgers für antidemokratische, frauendenunzierende und vorurteilsbeladene Tendenzen heraus.

Die Spießer der Zwischenkriegszeit, denen Horváths besondere Aufmerksamkeit galt, unterscheiden sich in manchem von den Opportunisten und Biedermännern älteren Zuschnitts wie sie etwa die Generation der *Zauberkönige* repräsentiert. Horváths junge Spießertypen haben nichts fürs Militär, für Pflicht und Ordnung über. Was sie jedoch mit dem Spießer älteren Typus weiterhin verbindet, ist die arbeitsscheu und die Fähigkeit, sich in einem fort selbst zu belügen. Da Beziehungen nur nach

pekuniären Vorteilen beurteilt werden, haben wahre Gefühlregungen in ihrem Leben keinen Platz.
Mit epigrammatischer Schärfe umkreist Horváth das Spannungsfeld zwischen Gesellschaft und Individuum. Auch wenn sich der Horváthsche Kleinbürger auf schon fahrlässige Weise der Selbsttäuschung hingibt, bringt dieser Autor den Unzulänglichkeiten und der Labilität seiner mittleren Existenzen ein unbestreitbares Maß an Sympathie entgegen. Auch noch die schlimmsten Horváthschen Opportunisten erwecken den Anschein als ob sie nicht anders können.
Jura Soyfers Fragment gebliebener Roman *So starb eine Partei* liefert zeitgeschichtliche Beiträge zur Krankengeschichte der Ersten Republik. Mit kritischer Anteilnahme rechnet der Autor mit den Versäumnissen und Unzulänglichkeiten der Sozialdemokratie ab. Er zeigt aber auch, dass der wahre Gegner einer menschengerechten Zukunft nicht im politischen Gegner zu suchen ist, sondern, dass es sich dabei um jenen ängstlichen Kleinbürger mit Untertanenseele handelt, der uns im Laufe dieser Untersuchung immer wieder beschäftigt hat. Mit der Figur des subalternen Beamten *Franz Josef Zehetner* entwirft Soyfer bereits das Psychogramm eines Vorläufers des *Herrn Karl*. *Zehetners* Bereitschaft zur Rücksichtslosigkeit gegenüber Mitbürgern und Kollegen wird gerade noch durch Konventionalismus und Stereotypie eingeschränkt und zurückgehalten.

Nach 1945 wird die Figur des *Herren Karl* zum Synonym des österreichischen Opportunisten schlechthin. Er verkörpert den sinnbildhaften Ausdruck einer Haltung, die für sich in Anspruch nimmt, überall dabei gewesen, doch für nichts verantwortlich zu sein. Merz'/Qualtingers mentalitätsgeschichtliche Analyse - vor dem Zeithintergrund wechselnder politischer und staatlicher Identitäten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Österreich - entlarvt den Durchschnittsbürger als gemeinen und gemeingefährlichen Mittäter. Doch der Opportunismus des *Herrn Karl* wird von der eigentümlichen Sicherheit gespeist, letztlich ungestraft davonzukommen. Grundlage dieser Sicherheit ist eine verinnerlichte geschichtliche Erfahrung: die ‚austriakische' Tradition der übergangslosen Anpassung.
Die Dauerhaftigkeit des Alltagsfaschismus nach 1945 ist ein zentraler Erzählstrang in Gerhard Fritschs Roman *Fasching*. *Felix Golub*, der sich nur anpassen und ein unauffälliges Leben führen will, verfügt dennoch über etwas mehr Zivilcourage als

seine Umgebung. Das genügt bereits, um von der Mehrheit der Pflichterfüller als Außenseiter gebrandmarkt zu werden, den es zu vernichten gilt.
Auch für Thomas Bernhard steht die Heimat, was den Umgang mit der Vergangenheit angeht, in einem großen Schuldzusammenhang. Bernhards Werke sind ein Frontalangriff auf die politisch-soziale Verfasstheit Österreichs. Und auch der Einzelne entgeht Bernhards Rundumschlag nicht, wie seine Opportunistenschelte in *Alte Meister* deutlich macht.
Joseph Fouché, der machtvolle Arrangeur der Macht, Priesterpräfekt und Kichenplünderer, radikaler Jakobiner und Polizeiminister und Graf, dieser Parade-Opportunist hat auch in der österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte Berücksichtigung gefunden. Stefan Zweig hat über Fouché eine seiner historischen Biographien verfasst. Nach der desaströsen Erfahrung des Ersten Weltkriegs hat Zweigs Geschichtserkundung den Charakter eines Mahnrufs. Die Angelegenheiten des Staates dürfen nicht skrupellosen Menschen überantwortet werden, die den Opportunismus verinnerlicht haben. Otto M. Zykan hat sich über eineinhalb Jahrzehnte lang, in verschiedenen künstlerischen Anläufen, mit dem französischen Opportunisten beschäftigt. Er verfasste eine Erzählung, ein Opernlibretto, komponierte Teile der geplanten Oper, letztlich entstand nach seinem Tod ein Hörspiel auf Basis von Zykans Opernlibretto und der von ihm in Musik gesetzten Teile. Im Rahmen dieser Arbeit wurde versucht, durch Nachforschungen in Zykans Nachlass, die Genese von Zykans Fouché Arbeiten nachzuverfolgen. Zykan begreift Fouchés Opportunismus und seine Angepasstheit an die jeweils herrschenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse als die Seinsweise der modernen Gesellschaft.

„Die wahre Geschichte eines Landes <ist> (…) in den Werken der Literatur zu finden“[621], meinte der Publizist und Autor Karl-Markus Gauß. In dieser Arbeit wurde der Versuch gemacht, die präzise Kontur gesellschaftlicher Erscheinungsformen zu entwerfen. Vor diesem sozialgeschichtlichen Hintergrund wurden Denk- und Verhaltensmuster einzelner Figuren analysiert und ihr prototypischer Ausdruck hervorgehoben.
Da jede geschichtliche Etappe an Ort und Zeit, wie es bei Robert Musil heißt, relative und vergängliche Momente aufweist, kann man für die relativen durchaus auf eine

[621] Gauß, Karl-Markus, „Um die Wette leben“, in: Der Standard, *Album*, vom 17.9.2011

‚austriakische' Tradition der übergangslosen Anpassung verweisen. Auf diesem Nährboden finden wir den *Herr Karl*, oder, um es präziser zu sagen, ein Land mit Bürgern, die auffallend viele Eigenschaften mit diesem Idealtypus *Herr Karl* gemeinsam haben.

„Es ist immer falsch, die Erscheinungen in einem Land einfach mit dem Charakter seiner Bewohner zu erklären. Denn ein Landesbewohner hat mindestens neun Charakter, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen-, einen Geschlechts-, einen bewussten, einen unbewussten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter; er vereinigt sie in sich, aber sie lösen ihn auf, und er ist eigentlich nichts als eine kleine, von diesen vielen Rinnsalen ausgewaschene Mulde, in die sie hineinsickern und aus der sie wieder austreten, um mit anderen Bächlein eine andere Mulde zu füllen. Deshalb hat jeder Erdbewohner auch noch einen zehnten Charakter, und dieser ist nichts als die passive Phantasie unausgefüllter Räume; er gestattet dem Menschen alles, nur nicht das eine; das ernst zu nehmen, was seine mindestens neun anderen Charaktere tun und was mit ihnen geschieht; also mit anderen Worten, gerade das nicht, was ihn ausfüllen sollte."[622]

Dieser (wie Musil eingesteht) schwer zu beschreibende Raum mag in anderen Ländern anders gefärbt und geformt sein. Es war die Absicht dieser Arbeit, Verfahrensweisen und Muster jener österreichischen Wirklichkeit kenntlich zu machen, die diesen zehnten Charakter mitbestimmen.

[622] Musil, Robert, „Kakanien", in: (Hg.) Frisé, Adolf, *Robert Musil Lesebuch. Versuche, einen anderen Menschen zu finden,* Reinbek 1991, S. 151 f.

4. Bibliographie:

Einleitung

Horváth, Ödön von, „Autobiographische Notiz - Fiume, Belgrad, Budapest, Preßburg, Wien, München", in: Ders., *Prosa und Stücke*, Frankfurt/Main 2008.

Vocelka, Karl, *Geschichte Österreichs. Kultur-Gesellschaft-Politik,* Graz 2000.

Zeyringer, Klaus/ Gollner, Helmut, *Eine Literaturgeschichte. Österreich seit 1650,* Innsbruch 2012.

Teil 1: Die kulturhistorischen Voraussetzungen zur Herausbildung von Opportunismus

(Hg.) Aly, Götz, *Volkes Stimme, Skepsis und Führervertauen im Nationalsozialismus*, Frankfurt/Main 2006.

Ders., *Hitlers Volksstaat, Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus*, Frankfurt/Main 2005.

Arbeiter-Zeitung, „Versöhnung – mit wem?" – in: *Arbeiter-Zeitung*, Wien 28.12.1948.

Bauer, Kurt, „'Nazischrott' am Zeitungsstand?", in: *Der Standard*, Wien 20.2.2009.

Bernhard, Thomas, *Heldenplatz*, suhrkamp taschenbuch 2474, Frankfurt/Main 1995.

Ders., „Ein Fest für Boris", in: (Hg.) Huber, Martin/ Schmidt-Dengler, Wendelin: Thomas Bernhard, *Werke – Bd.15, Dramen I*, (Hg.) Mittermayer,Manfred/ Winkler, Jean-Marie, Frankfurt/Main 2004.

Ders., *Meine Preise,* Frankfurt/Main 2009.

Boberski, Heiner et alii, *Mächtig Männlich Mysteriös. Geheimbünde in Österreich*, Salzburg 2005.

Botz, Gerhard, „Die scheinbar eiserne Logik der Krise", in: *Der Standard*, Wien 10.3.2009.

Brockhaus, in fünfzehn Bänden, *Bd. 10*, Leipzig-Mannheim 1998.

Broukal, Josef et alii, *Politik auf Österreichisch. Zwischen Wunsch und Realität*, Wien 2009.

Bruckmüller, Ernst, *Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse*, 2. ergänzte und erweiterte Auflage, Wien-Köln-Graz 1996.

Ders., „Das Österreichbewusstsein", in: (Hg.) Mantl, Wolfgang, *Politik in Österreich. Die Zweite Republik: Bestand und Wandel*, Wien-Köln-Graz 1992.

Canetti, Elias, *Der Ohrenzeuge, Fünfzig Charaktere*, München 1974.

Ders., Die Blendung, Frankfurt/Main 1965.

(Hg.) Chaloupek, Günther/ Lehner, Dionys/ Matis, Herbert/ Sandgruber, Roman, *Österreichische Industriegeschichte 1700 – 1848, Die vorhandene Chance*, Wien 2003.

Der Standard, *Album*, v. 4.12.2010.

Duden, (Hg.) Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion, *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. Bd. 6*, Mannheim 1999.

Echternkamp, Jörg, „Im Kampf an der inneren und äußeren Front. Grundzüge der deutschen Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg", in: (Hg.) Militärgeschichtliches Forschungsamt, *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Band 9, Erster Halbband, Die Deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945*, München 2004.

Ehmer, Josef, „Produktionsmittel: Arbeitskraft", in: ORF, *Ö1, Betrifft: Geschichte*, 2.5.2006.

Engelberg, Martin, „Martin Graf und die Koalition der Vergesslichen", in: *Der Standard*, Wien 30./31. Mai/ 1. Juni 2009.

Fischer, Ernst, *Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur*, Frankfurt/Main 1991.
Ders., *Die Entstehung des Österreichischen Volkscharakters*, Schriftenreihe „Neues Österreich", 2. Heft, Wien 1945.

Fleischhacker, Michael, „Krone, Schöpfung, Evolution" – in: *Die Presse*, Wien 27.Juni 2010.

Flor, Olga, *Kollateralschaden*, Wien 2008.

(Hg.) Friesl, Christian/ Hamachers-Zuba, Ursula/ Polak, Regina, *Die ÖsterreicherInnen, Wertewandel 1990-2008*, Wien 2009.

(Hg.) Gerns, Willi/ Steigerwald, Robert/ Weiß, Günter, *Opportunismus heute*, Wien 1975.

Goldhagen, Daniel Jonah, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, 3. Aufl., Berlin 1996.

Graf, Oskar Maria, *Anton Sittinger*, *Ein satirischer Roman*, München 1994.
Ders., *Bolwieser. Roman eines Ehemannes*, München 1994.

Grillparzer, Franz, „Ein Bruderzwist in Habsburg", in: (Hg.) Sauer, August, (ab Bd. 3 ff. fortgeführt von Backmann, Reinhold: Franz Grillparzer, *Sämtliche Werke, Historisch-kritische Gesamtausgabe,* Wien 1927.

Häusler, Wolfgang, *Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung. Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848*, Wien 1979.

Haller, Max, *Identität und Nationalstolz der Österreicher. Gesellschaftliche Ursachen und Funktionen, Herausbildung und Transformation seit 1945,* Wien-Köln-Weimar 1996.

Haslinger, Josef, *Politik der Gefühle. Ein Essay über Österreich*, Darmstadt und Neuwied 1987.

Ders., „Das endlose Land", Vorwort in: Roth, Gerhard, *Das doppelköpfige Österreich, Essays, Polemiken, Interviews,* Frankfurt/Main 1995.

Hauer, Nadine, *Die Mitläufer, oder Die Unfähigkeit zu fragen. Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Demokratie von heute*, Opladen 1994.

Haupt, Heinz-Gerhard/ Crossick, Geoffrey, *Die Kleinbürger. Eine europäische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts*, München 1998.

Heer, Friedrich, *Der Kampf um die österreichische Identität*, 3., unveränderte Auflage, Wien-Köln-Weimar, 2001.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, „Phänomenologie des Geistes", in: (Hg.) Glockner, Hermann: Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Sämtliche Werke, Bd. 2*, Stuttgart 1927.

Heydecker, Joe J./ Leeb, Johannes, *Der Nürnberger Prozeß*, Köln 2003.

Heyden, Günter: „Opportunismus", in: (Hrsg.) Georg Klaus u. Manfred Buhr, *Marxistisch-Leninistisches Wörterbuch der Philosophie, Band 2*, Leipzig 1964 ff.

Hobsbawm, Eric, *Das Gesicht des 21.Jahrhunderts, Ein Gespräch mit Antonio Polito*, München-Wien 2000.

Hofmannsthal, Hugo von, „Preuße und Österreicher. Ein Schema", in: (Hg.) Lamping, Dieter: Hofmannsthal, Hugo von, *Gesammelte Werke, Band I, Gedichte und Prosa*, Düsseldorf-Zürich 2003.

Holpfer, Eva/ Loitfellner, Sabine/ Kuretsidis-Haider, Claudia/ Uslu-Pauer, Susanne/ Garscha, Winfried, „Entnazifizierung und Ahndung von NS-Verbrechen in Österreich", in: *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, Katalog zur permanenten Ausstellung*, Wien 2006.

Horváth, Ödön von, „Der ewige Spießer", in: Ders., Prosa und Stücke, Frankfurt/Main 2008.

Ders., „Zur schönen Aussicht", in: Ders., *Prosa und Stücke*, Frankfurt/Main 2008.

Jagschitz, Gerhard, „Stunde Null – Neubeginn oder Kontinuität?", in: (Hg.) Petrin, Silvia/ Rosner, Willibald, *Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen*

Institut für Landeskunde, Bd. 21, Sonderdruck, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde 1996.

Jandl, Ernst, „poetische werke 2", in: (Hg.) Siblewski, Klaus: Jandl, Ernst, *Laut und Luise, verstreute gedichte 2*, München 1997.

(Hg.) Jetschgo, Johannes/ Lacina, Ferdinand/ Pammer, Michael/ Sandgruber, Roman, *Österreichische Industriegeschichte 1848 bis 1955, Die verpasste Chance*, Wien 2004.

Johnston, William M., *Der Österreichische Mensch, Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs*, Wien-Köln-Graz 2010.

Judt, Tony, *Geschichte Europas. Von 1945 bis zur Gegenwart*, München-Wien 2006.

Kaiser, Max, „Reinhold Backmann", in: (Hg.) König, Christoph, *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950, Bd. I,* Berlin, New York 2003.

Keller, Fritz, *Wien, Mai 1968. Eine heiße Viertelstunde*, Wien 2008.

Kluge. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin/New York 2002.

Knight, Robert, „Der Waldheim-Kontext: Österreich und der Nationalsozialismus", in: (Hg.) Botz, Gerhard/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*, 2. erweitere Auflage, Frankfurt/Main 2008.

Kolesnyk, Alexander, „Aristotelismus", in: *Marxistisch-Leninistisches Wörterbuch der Philosophie, Band 1*, Leipzig 1964 ff.

Kracauer, Siegfried, *Die Angestellten,* suhrkamp taschenbuch 13, Frankfurt/Main 1971.

Kramer, Helmut, „Europa und Österreich: Kreuzen im Gegenwind", in: *Der Standard*, Wien 16./17. Mai 2009.

Kraus, Karl, *Die letzten Tage der Menschheit*, Teil I, München 1964.

Kreissler, Félix, „Vielschichtige Österreichbilder", in: (Hg.) Botz, Gerhard,/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*, 2. erweitere Auflage, Frankfurt/Main 2008.

Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/2008. Überblick, Zwischenbilanz, Neubewertung*, Wien 2008.

Lenin, *Der Kampf gegen den Revisionismus*, Peking 1960.

Ließmann, Konrad Paul, „Der gute Mensch von Österreich", in: *Der gute Mensch von Österreich, Essays 1980 – 1995*, Wien 1995.

Ders., „Der lange Marsch", in: *Der gute Mensch von Österreich, Essays 1980 – 1995*, Wien 1995.

Ders., „Es ist noch nicht so weit!", in: *Der Standard, Album,* Wien 30. Mai 2009.

Marx, Karl/ Engels, Friedrich, *Das Kapital und Das Manifest der Kommunistischen Partei*, München 2006.

Menasse, Robert, *Das war Österreich, Gesammelte Essays zum Land ohne Eigenschaften*, (Hg.) Schörkhuber, Eva, Frankfurt/Main 2005.

Ders., *Die sozialpartnerschaftliche Ästhetik, Essays zum österreichischen Geist*, Wien 1990.

Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, Wien-München 1999.

Mommsen, Hans, *Widerstand und politische Kultur in Deutschland und Österreich*, Wien 1994.

Musil, Robert, „Kakanien", in: (Hg.) Frisé, Adolf, *Robert Musil Lesebuch. Versuche, einen anderen Menschen zu finden*, Reinbek 1991.

Nestroy, Johann, „Freiheit in Krähwinkel", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter; Yates, W. Edgar: Johann Nestroy. *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe Stücke, 26/I*. Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R.P., Wien 1995.

Ders., „Verwickelte Geschichte!", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter und Yates, W. Edgar: Johann Nestroy*. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 29*. Herausgeber dieses Bandes: Obermaier, Walter, Wien 1999.

Noelle-Neumann, Elisabeth, *Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut*, 6.erweiterte Aufl., München 2001.

Pelinka, Anton, *Zur österreichischen Identität, zwischen deutscher Vereinigung und Mitteleuropa*, Wien 1990.

Ders., „Österreich unter nationalsozialistischer Herrschaft", in: (Hg.) Mantl, Wolfgang, *Politik in Österreich. Die Zweite Republik: Bestand und Wandel*, Wien-Köln-Graz 1992.

Rathkolb, Oliver, *Die paradoxe Republik, Österreich 1945 bis 2005*, Wien 2005.

Roth, Gerhard, „Was für den einen das Paradies ist, kann für den anderen die Hölle sein", in: Ders., *Das doppelköpfige Österreich, Essays, Polemiken, Interviews*, Frankfurt/Main 1995.

Ringel, Erwin, *Die österreichische Seele. Zehn Reden über Medizin, Politik, Kunst und Religion*, (Hg.) Reiter, Franz Richard, Wien 2005.

Safrian, Hans/ Witek, Hans, *Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938*, Wien 2008.

Schilling, Heinz, *Kleinbürger. Mentalität und Lebensstil*, Frankfurt/Main 2003.

Schmidt-Dengler, Wendelin, „Die Wahrheit hat selten Pointen – Zur Kurzprosa Ödön von Horváths", in: (Hg.) Kastberger, Klaus, *Ödön von Horváth. Unendliche Dummheit – dumme Unendlichkeit*, Profile, Magazin des Österreichischen Literaturarchivs, Bd. 8 der Reihe, Wien 2001.

Schoeller, Wilfried F., „Editorisches Nachwort", in: Graf, Oskar Maria, *Bolwieser, Roman eines Ehemanns; Anton Sittinger, Ein satirischer Roman*, München 1994.

Soyfer, Jura, „So starb eine Partei", (Hg.) Jarka, Horst: Soyfer, Jura: *Werkausgabe, Band III*, Wien 2002.

Ders., „Astoria", in: (Hg.) Jarka, Horst: Jura Soyfer, *Das Gesamtwerk, Szenen und Stücke,* Wien-München-Zürich 1984.

Ders., „Der Weltuntergang", in: (Hg.) Jarka, Horst: Jura Soyfer, *Das Gesamtwerk, Szenen und Stücke,* Wien-München-Zürich 1984.

Steinert, Marlis G., *Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg*, Düsseldorf-Wien 1970.

Steinmetz, Peter, „Nachwort", in: Theophrast, *Charaktere*, Stuttgart 1970.

Stourzh, Gerald, „Erschütterung und Konsolidierung des Österreichbewusstseins – Vom Zusammenbruch der Monarchie zur Zweiten Republik", in: (Hg.) Plaschka, Richard Georg/ Stourzh, Gerald/ Niederkorn, Jan Paul: *Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute*, Wien 1996.

Theophrast, *Charaktere*, Stuttgart 1970.

Thurnher, Armin, „Apartes Österreich. Notizen aus den paradoxen Tagen vor und nach der Wende in Österreich", in: (Hg) Charim, Isolde u. Rabinovici, Doron, *Österreich Berichte aus Quarantanien*, Frankfurt/Main 2000.

Tsu, Sun, *Über die Kriegskunst. Wahrhaft siegt, wer nicht kämpft*, Wiesbaden 2005.

Violand, Ernst*, Die soziale Geschichte der Revolution in Österreich*, (Hg.) Häusler, Wolfgang, Wien 1984.

Werfel, Franz, *Der Tod des Kleinbürgers*, Berlin-Wien-Leipzig 1927.

Zöllner, Erich, „Der Österreichbegriff. Aspekte seiner historischen Formen und Wandlungen", in: (Hg.) Plaschka, Richard Georg/ Stourzh, Gerald/ Niederkorn, Jan Paul: *Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute*, Wien 1996.

Zweig, Stefan, „Opportunismus, der Weltfeind", in: (Hg.) Beck, Knut: Zweig, Stefan, *Die schlaflose Welt. Aufsätze und Vorträge aus dem Jahren 1909-1941*, Frankfurt am Main 1983.

Internet:

„Der ‚autoritäre Charakter', Aufklärung über die Gründe des „Mitmachens", in: http://www.gegenstandpunkt.com/mszarx/psych/arg/psa_subj.htm, (14.11.2010)

DNR, „Wirtschaftslobbyismus Einhalt gebieten", in: http://www.eu-koordination.de/component/content/article/1686-wirtschaftslobbyismus-einhalt-gebieten (26.1.2014)

Grillparzer, Franz, „Erinnerungen aus dem Jahre 1848", in: http://gutenberg.spiegel.de/?id= 5&xid=3453&kapitel=1, S.1. (30.7.2011)

http://www.marxists.org/deutsch/archiv/bauer/1923/oesterrev/08-revolution.html, (15.8.2009)

Wildgans, Anton, „Rede über Österreich", zitiert nach: http://www.antonwildgans.at/page87.html, (24.8.2009)

Teil 2: Opportunismus in Schriften des Vormärz bis zur Gegenwart

Alker, Stefan, „Die Qual der Prosa, die ich will". Gerhard Fritschs Arbeit am zweiten Roman, in: (Hg.) Alker Stefan/ Brandtner, Andreas, *Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich*, Wien 2005.

Bäuerle, Adolf, „Die Bürger in Wien", in: (Hg.) Sonnleitner, Johann: *Hanswurstiaden, Ein Jahrhundert Wiener Komödie*, Salzburg 1996.

Bartsch, Kurt, „Nachwort: Von ‚Dummheit', ‚Lüge' und ungedeckten Schecks. Die ‚Rücksichtslosigkeit' des Ödön von Horváth, in: Horváth, Ödön von, *Prosa und Stücke*, Frankfurt/Main 2008.

Bernhard, Thomas, „Alte Meister", in: (Hg.) Huber, Martin/ Schmidt-Dengler, Wendelin: *Band 8 der Thomas Bernhard Werke*, Frankfurt/Main 2008.

Ders., Auslöschung. Ein Zerfall, suhrkamp taschenbuch 1563, Frankfurt/Main 1988.

Ders., *Claus Peymann kauft sich eine Hose und geht mit mir essen*. Drei Dramolette, Frankfurt/Main 1990.

Ders., *Heldenplatz*, suhrkamp taschenbuch 2474, Frankfurt/Main 1995.

Brecht, Bertolt, „Dreigroschenoper", in: Ders., *Ausgewählte Werke in sechs Bänden, Jubiläumsausgabe zum 100. Geburtstag, Stücke 1*, Frankfurt/Main 1997.

Bruckmüller, Ernst, „1848 – Revolution in Österreich", in: (Hg.) Bruckmüller, Ernst u. Häusler, Wolfgang, *1848 – Revolution in Österreich*, Wien 1999.

Ders., „Das Österreichbewusstsein", in: (Hg.) Mantl, Wolfgang, *Politik in Österreich. Die Zweite Republik: Bestand und Wandel,* Wien-Köln-Graz 1992.

Der Spiegel, „Nachruf auf Helmut Qualtinger", Hamburg 6.10.1986.

Ehmer, Josef, „Produktionsmittel: Arbeitskraft", in: Ö1, *Betrifft: Geschichte*, vom: 5.5.2006.

Eisenreich, Herbert, „Das schöpferische Mißtrauen oder Ist Österreichs Literatur eine österreichische Literatur?"- in: Ders., *Reaktionen. Essays zur Literatur*, Gütersloh 1964.

Fischer, Ernst, *Von Grillparzer zu Kafka. Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur*, Frankfurt/Main 1991.

Fritsch, Gerhard, *Gesammelte Gedichte*, (Hg.) Urbach, Reinhard, 2. Aufl. Salzburg, Wien 1994.

Ders., *Fasching*, suhrkamp taschenbuch 2478, Frankfurt/Main 1995.

Ders., „Man darf nicht leben, wie man will". Auszüge aus den Tagebüchern 1956-1964, in: (Hg.) Alker Stefan/ Brandtner, Andreas, *Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich*, Wien 2005.

Gauss, Karl-Markus (unter Mitarbeit von Hartinger, Ludwig) „Nachwort", in: Fischer, Ernst, *Von Grillparzer zu Kafka, Von Canetti zu Fried. Essays zur österreichischen Literatur*, Frankfurt/Main 1991.

Glaßbrenner, Adolf, *Bilder und Träume aus Wien*, Wien-Berlin-Leipzig-München 1922.

Gottsmann, Andreas, *Der Reichstag von Kremsier und die Regierung Schwarzenberg. Die Verfassungsdiskussion des Jahres 1848 im Spannungsfeld zwischen Reaktion und nationaler Frage*, Wien 1995.

Grillparzer, Franz, „Der Traum ein Leben", in: (Hg.) Backmann, Reinhold, *Sämtliche Werke. Hist.-krit. Gesamtausgabe, Bd. 5,* Wien 1936.

Ders., „Feldmarschall Radetzky", *Constitutionelle Donauzeitung*, Wien v. 8.6.1848.

Hanisch, Ernst, „Der ‚Herr Karl' als Teil der österreichischen Folklore? Ein Gespräch zwischen Sigrid Löffler, Ernst Hanisch und Heinz Steinert", in: (Hg.) Klaffenböck, Arnold/ Kos, Wolfgang/ Schulenburg, Ulrich N./ Hönigmann, Alexandra, *Quasi Ein Genie, Helmut Qualtinger 1928 – 1986*, Wien-Frankfurt/Main 2003.

hb: „Außer Rand und Band. Unterrichtsminister Moritz zum ‚Thema' Bernhard", in: *Salzburger Nachrichten*, 21.9.1985.

Häusler, Wolfgang, *Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung. Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848*, Wien-München 1979.
Ders., „1848 – Revolution in Österreich", in: Ö1, *Betrifft: Geschichte*, 20.3.2008.

Hauer, Nadine, *Die Mitläufer oder die Unfähigkeit zu fragen*, *Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Demokratie von heute*, Opladen 1994.

Hein, Jürgen, *Johann Nestroy*, Stuttgart 1990.

Hildebrandt, Dieter, *Ödön von Horváth*, Reinbek bei Hamburg 1975.

Höller, Hans, *Thomas Bernhard, Monographie*, Reinbek bei Hamburg 1993.

Horváth, Ödön von, *Prosa und Stücke*, Frankfurt/Main 2008.
Es wurde aus folgenden Texten zitiert: „Himmelwärts", „Gebrauchsanweisung", „Aus den weißblauen Kalkalpen", „Ein sonderbares Schützenfest", „Jugend ohne Gott", „Geschichten aus dem Wiener Wald", „Kasimir und Karoline", „Glaube Liebe Hoffnung", „Der ewige Spießer", „Italienische Nacht", „Mord in der Mohrengasse", „Ein Kind unserer Zeit", „Hin und her", „Figaro lässt sich scheiden", „Der jüngste Tag".
Ders., „Himmelwärts", in: (Hg.) Krischke, Traugott/ Hildebrandt, Dieter: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke, Band IV*, Frankfurt/Main 1970.
Ders., „Sladek", beinhaltet beide Varianten: „Sladek oder Die schwarze Armee", „Sladek, der schwarze Reichswehrmann", in: (Hg.) Krischke, Traugott, unter Mitarbeit von Foral-Krischke, Susanna: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke, Kommentierte Werkausgabe in Einzelbänden, Bd. 2*, Frankfurt/Main 1983.
Ders., „Zur schönen Aussicht", in: (Hg.) Krischke, Traugott/ Hildebrandt, Dieter/ Huder, Walter: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke, Band II*, Frankfurt/Main 1970.
Ders., „Was soll ein Schriftsteller heutzutag schreiben?", in: (Hg.) Krischke, Traugott/ Hildebrandt, Dieter: Horváth, Ödön von, *Gesammelte Werke, Band IV*, *Fragmente und Varianten, Exposés, Theoretisches, Briefe, Verse,* Frankfurt/Main 1970, Erste Auflage 1971.

Hüttner, Johann, „Machte sich Nestroy bezahlt? Zu einem Dokument über die ersten Jahre des Carltheaters", in: (Hg.) Yates, W. Edgar und Tanzer, Ulrike, *Theater und Gesellschaft in Wien des 19. Jahrhunderts*, *Zum 25-jährigen Bestehen der Zeitschrift Nestroyana*, Wien 2006.

Jarka, Horst, „Nachwort", in: (Hg.) Jarka, Horst, *Jura Soyfer Werkausgabe, Band III, Prosa*, Wien-Frankfurt/Main 2002.

Jelinek, Elfriede, „An ihm gemessen", in: Wir Epigonen? Eine „Spectrum"-Umfrage zum 75. Geburtstag von Thomas Bernhard, *Die Presse, Spectrum*, Wien am 4.2.2006, S. IV.

(Hg.) Jetschgo, Johannes; Lacina, Ferdinand; Pammer, Michael; Sandgruber, Roman: *Österreichische Industriegeschichte 1848 bis 1955, Die verpasste Chance*, Wien 2004.

Kastberger, Klaus, „Nachwort", in: (Hg.) Kastberger, Klaus/ Streitler, Nicole: Horváth, Ödön von, *Geschichten aus dem Wiener Wald*, Stuttgart 2009.
Kastberger, Klaus/ Reimann, Kerstin, „Nachwort", in: (Hg.) Kastberger, Klaus/ Reimann, Kerstin: Horváth, Ödön von, *Kasimir und Karoline*, Stuttgart 2009.

Knight, Robert, „Der Waldheim-Kontext: Österreich und der Nationalsozialismus", in: (Hg.) Botz, Gerhard/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*, 2. erweiterte Auflage, Frankfurt/Main, New York 2008.

Kořalka, Jiří: "Revolutionen in der Habsburgermonarchie", in: (Hg.) Lengauer, Hubert und Kucher, Primus Heinz, *Bewegung im Reich der Immobilität. Revolutionen in der Habsburgermonarchie 1848 – 1849. Literarisch-publizistische Auseinandersetzungen*, Wien-Köln-Weimar 2001.

Kraus, Karl, *Nestroy und die Nachwelt*, Frankfurt/Main 1975.

Kreissler, Félix, „Vielschichtige Österreichbilder", in: (Hg.) Botz, Gerhard/ Sprengnagel, Gerald, *Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte*, 2. erweitere Auflage, Frankfurt/Main 2008.

Krischke, Traugott, *Horváth-Chronik. Daten zu Leben und Werk*, Frankfurt/Main 1988.

Kucher, Primus-Heinz, „Nachwort: Karl Postl-Charles Sealsfield: Zwischen den Welten im ständigen Exil", in: (Hg.) Ders., Sealsfield, Charles - Postl, Karl: *Austria as it is, or Sketches of continental courts, by an eye-witness*, Wien 1994.

Leidinger, Hannes/ Moritz, Verena, *Die Republik Österreich 1918/ 2008, Überblick-Zwischenbilanz-Neubewertung*, Wien 2008.

Lenau, Nikolaus, „Bd.5, Briefe 1812 – 1837", (Hg.) Steinecke, Hartmut und Vizkelety, András - in Zusammenarbeit mit Eke, Norbert Otto und Skrodzki, Karl Jürgen, in: Internationale Lenau-Gesellschaft; Brandt, Helmut et alii, Nikolaus Lenau, *Werke und Briefe, Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Wien 1989.

Lernet-Holenia, Alexander, „Zwischen Groß- und Kleinbürgertum, Notizen zur Österreichischen Soziologie", *Forum*, VIII. Jahr, Wien Dezember 1961, Heft 96 – In: Reprint Forum 1960 bis 1961, (Hg.) Torberg, Friedrich, Reprint-Ausgabe herausgegeben von Nenning, Günther, Wien 2002.

Louis, Raffaela, „Das ausgesetzte Urteil. Eine poetologische Lektüre von Gerhard Fritschs Roman „Fasching", in: (Hg.) Alker Stefan/ Brandtner, Andreas, *Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich*, Wien 2005.

Lunzer, Heinz/ Lunzer-Talos, Victoria/ Tworek, Elisabeth. *Horváth. Einem Schriftsteller auf der Spur*, Salzburg-Wien-Frankfurt/Main 2001.

Marx, Karl; Engels, Friedrich, „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte", in: *Werke, Bd. 8*, Berlin/DDR 1972.

McKenzie, John R. P., Zur Aufführungsgeschichte von „Lady und Schneider", in: Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar: Johann Nestroy, *Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe,* Wien 1998.

Ders., „Politische Sprache und politischer Kommentar", in: Nestroy, Johann, Stücke 26/II „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes" – (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermeier, Walter und Yates, W. Edgar: Johann Nestroy, *Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe,* Wien 1998.

Menasse, Robert, „Die Ohnmacht des Machers im Literaturbetrieb. Zu Tod und Werk von Gerhard Fritsch", in: *Die sozialpartnerschaftliche Ästhetik. Essays zum österreichischen Geist*, Wien 1990.

Ders., „Auf diesem Fasching tanzen wir noch immer", in: Fritsch, Gerhard, *Fasching*, Mit einem Nachwort von Robert Menasse, suhrkamp taschenbuch 2478, Frankfurt/Main 1995.

Merz, Carl/ Qualtinger, Helmut, „Der Herr Karl", in: (Hg.) Walter, Ilse, *Best of Qualtinger*, Wien – München 1999.

Mommsen, Wolfgang J., *1848 - Die ungewollte Revolution, Die revolutionären Bewegungen in Europa 1830 – 1849*, Frankfurt/Main 1998.

Müller, Karl, „'Wo ganz plötzlich ein Mensch sichtbar wird' – Lebens- und Todeskämpfe", in: (Hg.) Kastberger, Klaus: Ödön von Horváth, *Unendliche Dummheit – dumme Unendlichkeit, Wien Profile 4. Jg. 2001, Band 8 der Reihe*, Wien 2001.

Nestroy, Johann, „Der Talisman", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann: Johann Nestroy. *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, Stücke, 17/I,* Herausgeber dieses Bandes: Hein, Jürgen u. Haida, Peter, Wien 1993.

Ders., „Höllenangst", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter; Yates, Edgar W.: Johann Nestroy, *Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe, Stücke 27/II*, Herausgeber dieses Bandes: Hein, Jürgen, Wien 1996.

Ders., „Lady und Schneider/ Judith und Holofernes", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter und Yates, W. Edgar: Johann Nestroy, *Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe, Stücke 26/II,* Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., Wien 1998.

Ders., „Freiheit in Krähwinkel", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter und Yates, W. Edgar: Johann Nestroy, *Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe, Stücke 26/I*, Herausgeber dieses Bandes: McKenzie, John R. P., Wien 1995.
Ders., „Sämtliche Briefe", in: (Hg.) Hein, Jürgen; Hüttner, Johann; Obermaier, Walter und Yates, W. Edgar: Johann Nestroy, *Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe,* Herausgeber dieses Bandes: Obermaier, Walter, Wien 2005.

Pelinka, Anton, *Zur österreichischen Identität, zwischen deutscher Vereinigung und Mitteleuropa*, Wien 1990.

Polt-Heinzl, Evelyne/ Schmidjell, Christine, „Geborgte Leben. Horváth und der Film", in: (Hg.) Kastberger, Klaus, Ödön von Horváth. *Unendliche Dummheit – dumme Unendlichkeit, Wien Profile 4. Jg. 2001, Band 8 der Reihe*, Wien 2001.
Polt-Heinzl, Evelyne, „Originalton", in: „Drama der zerbröckelnden Subjekte. Ödön von Horváths Universum der Uneigentlichkeit", Ö1, *Radiokolleg*, 5.6.2008.

Rabenstein-Michel, Ingeborg, „Im Magazin der Erinnerung. Der ‚Herr Karl' – eine Figur aus Sprache", in: (Hg.) Klaffenböck, Arnold/ Kos, Wolfgang/ Schulenburg, Ulrich N./ Hönigmann, Alexandra, *Quasi Ein Genie, Helmut Qualtinger 1928 – 1986*, Wien-Frankfurt/Main 2003.

Raimund, Ferdinand, *Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär*, Stuttgart 1971.

Ross, Thomas, „Der Qualtinger", *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 29.6.1990.

Rufer, Josef, *Das Werk Arnold Schönbergs*, Kassel 1959.

Scheit, Gerhard, *Theater und revolutionärer Humanismus. Eine Studie zu Jura Soyfer*, Wien 1988.

Schimmer, Carl August, *Vollständige Beschreibung von Wien, dessen Eigenthümlichkeiten mit einem Plane*, Wien 1848.

Schmidt-Dengler, Wendelin, „Gerhard Fritsch", in: *Ö1, Literarische Außenseiter*, am 22.7.2007.
Ders., *Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1945 bis 1990*, 3. korrigierte Auflage, St. Pölten – Salzburg 2010.
Ders., „Der Tod als Naturwissenschaft neben dem Leben, Leben" – in: Ders., *Der Übertreibungskünstler. Zu Thomas Bernhard*, 4.erweiterte Auflage, Wien 2010.
Ders., „Kommentar. Entstehungs- und Publikationsgeschichte", in: (Hg.) Huber, Martin/ Schmidt-Dengler, Wendelin: Bernhard, Thomas, *Alte Meister, Band 8 der Thomas Bernhard Werke,* Frankfurt/Main 2008.
Ders., „Elf Thesen zum Werk Thomas Bernhards",– in: Ders., *Der Übertreibungskünstler. Zu Thomas Bernhard*, 4.erweiterte Auflage, Wien 2010.

Schübler, Walter, *Nestroy. Eine Biographie in 30 Szenen*, Salzburg-Wien-Frankfurt 2001.

Schuh, Franz, „Originalton", in: Drama der zerbröckelnden Subjekte. Ödön von Horváths Universum der Uneigentlichkeit, Ö1, *Radiokolleg*, 5.6.2008.
Ders., „Vranitzky, Bernhard und ich", in: *Falter*, Wien v. 3.10.1985.

Sealsfield, Charles - Postl, Karl: *Austria as it is, or Sketches of continental courts, by an eye-witness*, (Hg.) Kucher, Primus-Heinz, Wien 1994.

Sengle, Friedrich, *Biedermeierzeit III: Die Dichter*, Stuttgart 1980.

Soyfer, Jura, „So starb eine Partei", in: (Hg.) Jarka, Horst, *Jura Soyfer Werkausgabe, Band III, Prosa*, Wien-Frankfurt/Main 2002.

Steinert,Fiona/ Steinert, Heinz, „Reflexive Menschenverachtung: die Wienerische Variante von Herrschaftskritik", in: (Hg.) Siedler, Reinhard/ Steinert, Heinz/ Tálos, Emmerich, *Österreich 1945-1995. Gesellschaft Politik Kultur*, Wien 1995.

Stiefel, Dieter, *Entnazifizierung in Österreich*, Wien-München-Zürich 1981.

Stieg, Gerald: „Versuch einer Philosophie des Hanswurst", in: *Austriaca. Cahiers Universitaires d'Information sur l'Autriche., 5. Jahrg.*, Rouen 1979.

Stimmer, Gernot, „Alles bewilligt! Die Wiener Studenten im Mai 1848", in: (Hg.) Bruckmüller, Ernst u. Häusler, Wolfgang, *1848 – Revolution in Österreich*, Wien 1999.

Stranitzky, Joseph Anton, „Der Großmüthige Überwinder Seiner selbst", in: (Hg.) Sonnleitner, Johann: *Hanswurstiaden, Ein Jahrhundert Wiener Komödie*, Salzburg 1996.

(NV) Suchy, Irene, *Nachlass Otto M. Zykan, Verzeichnis-Suchy.*
Untersucht wurden: „Karton 147 Fouche Materialien", „Karton 148a – Fouche-Funkerzählung 1989", „Karton 152 – Fouche-Hörspiel ORF 2007, dieser Karton enthält auch: „Joseph Fouché, Regiefassung 16.3.07", „Karton 153 Fouche-Skizzen", „Karton 214 – Arbeitsjournal Fouche".
(Hg.) Suchy, Irene: Suchy, Irene/ Zykan, Otto M., *Band I, Materialien zu Leben und Werk*, Wien 2008.

Violand, Ernst, *Die soziale Geschichte der Revolution in Österreich*, (Hg.) Häusler, Wolfgang, Wien 1984.

Wechsberg, Joseph, „Enemy of Gemütlichkeit", *The New Yorker*, 20.4.1963.

Weichinger, Robert, „Quasi ein King. Das ‚Gutruf' und seine Heroen", in: *Mächtig Männlich Mysteriös. Geheimbünde in Österreich,* Salzburg 2005.

Weinzierl, Ulrich, „Hörte die Stimme. Zum Tod von Helmut Qualtinger", *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 1.10.1986.

Ders., „Lauter Unfug", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25.9.1985.

Wendt, Gunna, „Brief an Helmut Qualtinger aus Berlin, 4.3.1962, in: Wendt, Gunna, *Helmut Qualtinger. Ein Leben*, Wien-München 1999.

Zweig, Stefan, „Opportunismus, der Weltfeind", in: (Hg.) Beck, Knut: Zweig, Stefan, *Die schlaflose Welt. Aufsätze und Vorträge aus dem Jahren 1909-1941,* Frankfurt/Main 1983.

Ders., *Joseph Fouché. Bildnis eines politischen Menschen*, Fischer Taschenbuch, Frankfurt/Main 1981.

Internet:

Grillparzer, Franz, Erinnerungen aus dem Jahre 1848, in: http://gutenberg.spiegel.de/?id= 5&xid=3453&kapitel=1 – 4.9.2010.

Suchy, Irene, „Zykans Fouché", in: http://oe1.orf.at/artikel/210312 - 20.9.2010

„Verbrennt mich!" Ein Protest von Oskar Maria Graf, in: Arbeiter = Zeitung, Nr.130, 46. Jg, 12.5 1933: http://www.oskarmariagraf.de/verbrenntmich.htm (11.3.2011)

Zeit Online, „Daniel J. Goldhagen in Deutschland", in: http://www.zeit.de/1996/38/goldhg.txt.19960913.xml (13.11.2009)

Zu Zykan: http://db.mica.at/composerdb/details/Composer/composer26691.asp?cat=composer&letter=z – 19.1.2011

Conclusio

Gauß, Karl-Markus, „Um die Wette leben", in: *Der Standard, Album*, vom 17.9.2011.

Musil, Robert, „Kakanien", in: (Hg.) Frisé, Adolf, *Robert Musil Lesebuch. Versuche, einen anderen Menschen zu finden*, Reinbek 1991.

Roth, Gerhard, „Was für den einen das Paradies ist, kann für den anderen die Hölle sein", in: Ders., *Das doppelköpfige Österreich, Essays, Polemiken, Interviews*, Frankfurt/Main 1995.

Bildnachweis

Wien, Museen der Stadt Wien: Lanzedelli, Joseph, „Die Straßenpflasterer", S. 19.
Wien, Museen der Stadt Wien: Schönn, Alois, „Die Delogierung", S.19.

5. Abstract:

In dieser Arbeit wurde der Versuch unternommen, ein genaues Bild gesellschaftlicher Erscheinungsformen entstehen zu lassen. Diesen sozialgeschichtlichen Hintergrund analysierend interessierte das Denk- und Verhaltensmuster des Homo austriacus. Es zeigte sich, dass in der textlichen und literarischen Ausformung des Opportunisten gesellschaftliche Erscheinungsformen ihren Ausdruck finden, die imstande sind, präzise mentalitätsgeschichtliche Beiträge zu liefern. Die Ausgangsfrage lautete, worin liegen die Ursachen, dass in diesem Land Menschen, die sich aus Nützlichkeitserwägungen schnell und bedenkenlos der jeweiligen Lage anpassen, derart verbreitet sind? Eine brüchige Habsburgermonarchie und nach deren Ende rasch wechselnde staatliche Identitäten trugen wesentlich zur Ambiguität des Österreichers bei. Das politische Unvermögen, Voraussetzungen für mündige Bürger zu schaffen, wurde bis an die Schwelle des 21. Jahrhunderts hinein verspielt, statt dessen finden wir jede Menge Platz für labile Zeitgenossen, Kleinbürger mit Untertanenseele. Opportunismus als ubiquitäre Haltung lässt sich seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts massiv nachweisen. Deshalb war das Kleinbürgertum mit seiner Gefährdung nach innen und dem Gefährdenden nach außen in seiner kulturellen Praxis zu untersuchen. Dass für den Homo politicus Opportunismus das a priori seines Taktierens darstellt, lässt sich an der historischen Figur Fouché herausarbeiten. Der französische Opportunist hat auch in der österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte seinen Niederschlag hinterlassen. Von den *Naderern* des Vormärz über *Heugeign* nach der gescheiterten 1848er-Revolution, Horváths Opportunisten der Zwischenkriegszeit, bis zu *Zehetner* und dem *Herrn Karl* – der reiche Vorrat an opportunistischen Figuren in auf Österreich bezogenen Texten muss auch als Indikator betrachtet werden, denn Literatur entsteht nicht losgelöst von der historischen Wirklichkeit. Die mentalitätsgeschichtliche Vergangenheitsanalyse zeigt, dass im Durchschnittsbürger auch ein gemeiner und gemeingefährlicher Mittäter steckt.

5.1. Abstract: (englisch)

The basic aim of this work was to render an exact picture of social manifestations. The main interest of the author was an analysis of the social-historical background for the mental and behaviour patterns of the homo austriacus. It appears that the literary elaborations of the opportunist are able to deliver exact mentality-historical contributions. What are the reasons for the fact that a large number of people in this very country show explicit characteristics of opportunism? This was the prime question. A doomed Habsburg's monarchy and the consecutive swift changes of democratic and non-democratic governments and even the Nazi terror regime certainly have contributed substantially to the special Austrian ambiguity. Opportunism as a specific attitude of the middle class is to be traced to the beginning of the 18th century. The petty bourgeoisie turns out to be endangered and dangerous at the same time: existentially endangered and - on the other hand - dangerous in political respects.

The inherent opportunism of the *homo politicus* can be shown using the example of Joseph Fouché. This influential French opportunist has left his footprints not only in France but in the Austrian cultural history and the history of ideas as well. From the police spies, the so called *Naderer* in the time of Lord Chancellor Metternich to the *Heugeign* in Nestroy's burlesque *Lady und Schneider* set after the failed 1848th Revolution and Horváth's opportunists and Jura Soyfer's *Zehetner* in between the years of the two World Wars up to Merz's/Qualtinger's *Der Herr Karl* in the postwar period, the rich stock of opportunistic contemporaries must be looked upon as an indicator for this phenomenon. Literature is necessarily connected to historical reality. The analysis shows the average citizen as a dangerous collaborator and culprit to the general public.

Lebenslauf

Robert Weichinger, geboren am 24.8.1960 in Wien.
Matura an der Schottenbastei, Wien 1. Studium der Theater- Film und Medienwissenschaft und der Germanistik an der Universität Wien (als Gasthörer auch Psychologie und Ethnologie). Während des Studiums literarische Versuche: Der ORF, Ö1, produzierte das Hörspiel „Frühlings Schlaf". Ab 1983 Kulturpublizist beim ORF Hörfunk.

Erste journalistische Beiträge für Ö3 „Musicbox" und „Zick-Zack". 1987 Wechsel zum Kultursender Ö1. Wurde im selben Jahr Co-Producer der literarischen Feature-Reihe „Tonspuren". Zahlreiche Preise, darunter: Andreas Reischek-Preis, Premios Ondas, Henz-Ring.
Von 1995 - 2001: Leiter des Büchermagazins „Ex libris". Seit dieser Zeit auch Producer einer regelmäßigen Diskussionsreihe über neue Belletristik. 2002: Sommerserie über Wiener Originale, die ich für BR alpha auch filmisch gestaltete. Ab 2005 Producer des Geschichtsformat „Betrifft: Geschichte". 2009 erhielt ich dafür den Preis der Erwachsenenbildung. Ab Oktober 2011 betraute man mich mit der zusätzlichen Leitung einer Ö1-Diskussionssendung.
Zahlreiche Dokumentationen, Features, Reportagen und Beiträge über kulturelle, naturwissenschaftliche und soziale Themen.
ORF CDs über Thomas Bernhard und Elfriede Jelinek.
Herausgeber des Bandes „Die Photonotizen des Gerhard Roth". Mitautor des Bandes „Mächtig Männlich Mysteriös". Zusammen mit Andreas Kuba und Simon Wieland die zeitgeschichtliche Verfilmung „Heil Hitler – Die Russen kommen".

Im Sommer 2006 hatte ich mein Studium erneut aufgenommen. Im März 2007 beendete ich die Diplomarbeit: „Der Speicher des Erinnerns. Zu Gerhard Roths Werkreihe *Die Archive des Schweigens*". Danach begann ich mit der Arbeit an der nun vorliegenden Dissertation.